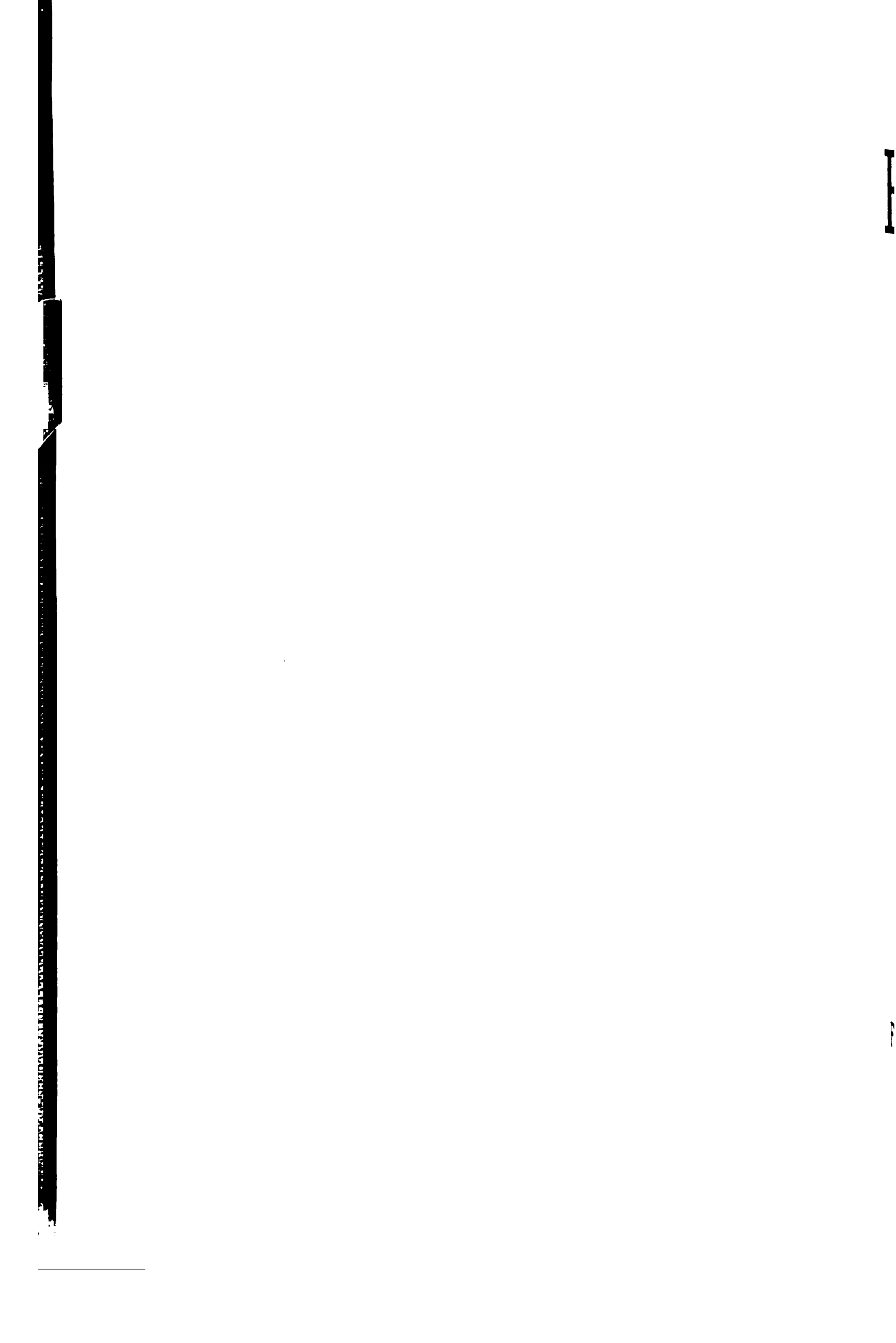



THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
·LIBRARIES·
1817


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN · LIBRARIES ·
1817



# DAS
# FORUM

HERAUSGEBER:
WILHELM HERZOG

*6. Jahrgang*
**Oktober 1921—September 1922**

FORUM-VERLAG BERLIN W. 35

KRAUS REPRINT
Nendeln/Liechtenstein
1977

Gedruckt nach einem Original der Bayerischen
Staatsbibliothek München

Printed in Germany
Lessingdruckerei Wiesbaden

# INHALTS-VERZEICHNIS

# ALPHABETISCHES REGISTER

DAS FORUM

*6. Jahr* *Oktober 1921* *Heft 1*

(Abgeschlossen am 26. Oktober 1921)

# KARL LIEBKNECHTS LETZTER AUFRUF AUS DEM ZUCHTHAUS

(28. Sept. 18.)

Im Nachlaß Karl Liebknechts fand man unter andern unveröffentlichten Arbeiten auch den folgenden Aufruf. Drei Jahre sind vergangen. Blut, Grauen, Mord, Verrat, Triumph der Niedrigkeit und Verleumdung der Idee kennzeichnen sie. Alle Opfer scheinen vergeblich gebracht. Drei fürchterliche Jahre sind vergangen. Und hinter Zuchthausmauern eingekerkert, gefoltert, bis aufs Blut gequält sitzen Arbeiter, Kämpfer der Revolution, leidenschaftliche Pioniere einer neuen Zeit. Der Kühnste, Hölz, wird mißhandelt, vier Tage und vier Nächte in eine »Beobachtungszelle« gesperrt und mit raffinierter Brutalität gemartert. Draußen aber regieren Männer, die sich Sozialisten oder Christen nennen ... Drei Jahre vergingen. Die Front blieb die gleiche.

*Deutsche Arbeiter! Deutsche Soldaten!*

Es ist erreicht! Die Sehnsucht der Regierungssozialisten ist erfüllt, ihr Heißhunger nach den Fleischtöpfen des Ministerialismus ist gestillt. Es ist erreicht! Ein paar von ihnen sind ins Paradies der Wilhelmstraße aufgenommen, gnädig begrüßte, scharwenzelnde Konzessionsschulzes und Kompromiß-Müllers.

Aufdringlich zeigt sich der Zweck der Übung: euch weiß zu machen, das sei nun e u r e Regierung, — eine neue Zeit sei für e u c h angebrochen, weil sie für Scheidemann angebrochen ist, i h r lebtet im Paradies, weil Scheidemann darin lebt.

Aber Scheidemann und die anderen sitzen nicht als eure Führer, sondern als eure Verführer in der Regierung! Sie sind Feigenblatt des Absolutismus, Blendwerk für euch, Schutzschild der herrschenden Klassen. Sie sitzen in der Regierung, um die wankende Klassenherrschaft zu stützen, um die kapitalistische Gewaltherrschaft euren Augen zu verbergen, um euren Zorn, um den Blitzstrahl des Volksgerichts abzulenken von euren Erz-

feinden, eure Erzfeinde unter den Schutz der sozialdemokratischen Flagge zu stellen — vor euch! Um euch zu veranlassen, euch für eure Erzfeinde begeistert hinschlachten zu lassen, im Wahne, ihr kämpftet nun für euch selbst!

Dazu, zu dieser infamen Komödie des Volksbetrugs, dem schändlichsten Manöver, das noch gegen euch verübt wurde, dazu haben sich die Führer der Regierungssozialisten hergegeben!

Werdet ihr euch nasführen lassen?

Bessert der Scheidemannsche Ministerfrack das geringste am Kern und Wesen der heutigen Zustände? Er sichert, saniert sie nur, wenn's glückt.

Bisher opfertet ihr euch für Hohenzollern, Hindenburg, Krupp, Junker und Deutsche Bank! Für was werdet ihr fortan euer Blut, euren Schweiß vergießen, wenn ihr weiterkämpft?

Für Scheidemann und Hohenzollern, für Scheidemann und Hindenburg, für Scheidemann und Krupp, für Scheidemann und Junkertum und preußisches Herrenhaus und Ausnahmegesetze und Polizeiwirtschaft und Preußen, für Scheidemann und Kapitalismus, Ausbeutung und Unterdrückung, für Scheidemann und Maschinengewehre gegen streikende und demonstrierende Arbeiter, für Scheidemann und Militarismus, Säbeldiktatur, Belagerungszustand, für Scheidemann und Klassenherrschaft, für Scheidemann und Imperialismus, für Scheidemann und Thron und Geldsack der Herren, für Scheidemann und blaue Bohnen und Hungerriemen dem Proletariat! Für Scheidemann und Verlängerung des Kriegs und Vorbereitung neuer Kriege!

Denn alles dies heißt heute Scheidemann — und Klassenjustiz, Kriegsgerichte, Schutzhaft, Zuchthaus für unsere Besten dazu.

Werdet ihr euch nasführen lassen?

Die Scheidemann-Regierung, das ist eine gegenrevolutionäre Tat, ein gegen euch geführter tückischer Schlag — zur Verhinderung des Siegs, der euch jetzt winkt, den ihr jetzt in Händen haltet, wenn ihr nur zugreift, zur Verhinderung der Revolution.

Werdet ihr euch nasführen lassen?

Durch falschen Schein des Augenblicks euch um die zukünftige Wirklichkeit zu prellen, das ist der Zweck der Scheidemann-Regierung.

Werdet ihr euch nasführen lassen?

Neuer Burgfrieden für die herrschenden Klassen, Wiederherstellung der inneren Front für die Fortsetzung des imperialistischen Kriegs, neue Auslieferung der Volksmassen an die Machthaber: das heißt die Scheidemann-Regierung.

Werdet ihr euch nasführen lassen?

Kann eure Antwort anders lauten als: Doppelt verschärfter Kampf! Nieder mit der pseudosozialistischen Regierung des Massenbetrugs! Nieder mit Scheidemann und den Hohenzollern, Hindenburg! Nieder mit Scheidemann und dem Imperialismus! Nieder mit Scheidemann und dem Krieg!

Werdet ihr euch nasführen lassen?

Die russischen Arbeiter jagten mit Fug den pseudosozialistischen Kerenski zum Teufel, obwohl er turmhoch das Scheidemann-Gelichter überragt. Nun wohl — folgt ihrem Beispiel — vollzieht euer Verdikt gegen diese ungetreuen Arbeiterführer von einst, die verräterische Söldlinge des Imperialismus geworden sind — vollzieht euer Verdikt — schonungslos — denn kein schnöderer Verrat kann sein, als zur Zeit der grausigsten Gut- und Blutaussaugung der Volksmassen mit den Todfeinden der Volksmassen zu paktieren, um ihnen die Volksmassen zu überantworten.

Ihr verkauft nicht um das Linsengericht des preußischen Wahlrechts das Erstgeburtsrecht des Proletariats. **Euer** Ziel ist **nicht** ein neuer Burgfrieden für die Gewalthaber! Ist **nicht** eine pseudosozialistische Leibwache der herrschenden Klassen in der Regierung! Ist nicht Aufrechterhaltung der kapitalistischen Fron, der politischen Knechtung.

Euer Ziel ist die Republik und der Sozialismus — die sozialistische Volksrepublik!

Euer Ziel ist weder ein ganzer, noch ein halber Reform-Humbug, weder eine Hertlingsche, noch eine Scheidemannsche Klassenregierung, keinen Hertlingschen und keinen Scheidemannschen Imperialismus, keinen Hertlingschen und keinen Scheidemannschen Krieg und Hunger!

Euer Ziel ist: Schluß mit Kapitalismus und Hohenzollern, mit Polizeibüttelei und Junkertum, mit Militarismus und Belagerungszustand und Zuchthauskurs, mit Krieg und Hungersnot.

Nieder mit dem Krieg, nieder mit der Regierung bleibt die Parole!

Nieder mit den Scheidemännern und allen Verrätern der Arbeiterklasse!

Es lebe die Revolution des deutschen Proletariats!

Die Stunde ist günstiger als je! Nutzt sie! Laßt sie euch nicht durch Trug und Schmeichelreden ablisten! Schmiedet das Eisen, solange es heiß ist! Der Augenblick zum Handeln ist da —, deutsches Proletariat, tue deine Pflicht.

Gegen ein revolutionäres Deutschland marschiert keine feindliche Armee. Die deutsche Revolution ist der Friede. Die regierungssozialistische Schwindelreform, das ist der Krieg, die Fortsetzung des Krieges ins Endlose.

Von Wilhelm, dem Hohenzollern, bis Scheidemann, dem Ministerfrack, reicht die Front eurer Feinde.

# EMPORKÖMMLINGE
## VON LOUIS C. FRAINA

### I.

Ich las vor kurzem eine kleine Geschichte »Empor zu den Sternen« von Anzia Jezierska, einer amerikanischen Jüdin. Die Geschichte ist ein typisches Beispiel für eine interessante Tendenz in der amerikanischen Literatur.

Die Erzählung handelt von Sophie Sapinsky, einer russisch-jüdischen Emigrantin in New York, die den Drang hat, ihre Träume und Gedanken zu formen und niederzuschreiben. Sie spricht darüber mit einem Professor einer Universität an der sie gern studieren möchte, aber er entmutigt sie und sagt:

»Es gibt zu viele Schriftsteller und zu wenig Köche. Die Schwierigkeit bei Ihnen liegt darin, daß Sie eine russische Jüdin sind. Sie verlangen etwas Unmögliches.«

Fast zornig und voller Verzweiflung beschließt sie, das Studium auf der Universität aufzugeben und kehrt an ihre Arbeit als Köchin in einem Restaurant zurück. Aber bei der Arbeit kehren ihre Träume zurück. Sie wird vom Besitzer gescholten und gibt schließlich voll Abscheu diese Arbeit auf. Sie mietet sich ein billiges Zimmer, um sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Aber sie hat kein Glück. Sie hungert, ihre Barschaft ist bald aufgezehrt. Da liest sie eine Anzeige von einem literarischen Wettbewerb: 500 Dollar für die beste Liebesgeschichte eines Arbeitermädchens.« Sophie schreibt eine Geschichte und legt sie dem Rektor der Universität vor. Er ist voller Bewunderung.

»Sage mir«, fragte er sie, »wer hat Dir dies alles eingegeben?«

»Der Hunger in mir. Ich suche den Sinn des Lebens in meinem eigenen Herzen.«

Der Rektor verspricht ihr, die Geschichte von seinem eigenen Sekretär auf der Schreibmaschine abschreiben zu lassen und Sophie geht.

»Das ist Amerika«, flüstert sie. »Wo anders als in Amerika könnte sich etwas so Schönes zutragen? Ein dummes,

unbeholfenes Geschöpf wie ich unterhält sich mit einem solchen Herrn über die Kunst und über das Leben, als wäre sie seinesgleichen! Ich — die Armut und er — der Reichtum, ich — die Unwissenheit und er — das Wissen. Ich — aus der Tiefe und er — von den Höhen! Und doch ruft er in mir das Gefühl hervor, als seien wir schon lange gute Freunde gewesen ... «

Aber es geht nicht alles so gut weiter. Sophie will die Geschichte abholen, aber der Rektor ist nicht da. Sie kann sie nicht erhalten. Die Beamten tun nichts für sie. Sie kehrt zurück in ihr Zimmer — und wieder Hunger und Elend. Als sie eines Tages erschöpft und ohne Hoffnung auf ihrem Bett ruht, kommt ein Brief.

»Was ist denn los?« ruft Hanna Breine aufgeregt, als sie die plötzliche Blässe auf dem Gesicht des Mädchens bemerkt.

Als Antwort zieht Sophie einen Scheck hervor.

»500 Dollars« ruft sie aus, »der erste Preis!«

Studenten und andere Leute, die sie früher verachtet haben, veranstalten zu ihren Ehren ein Fest. Sie versteht dies nicht — empfindet es als Spott. Nirgends findet sie Verständnis — nur Schmeichelei angesichts ihres Erfolges. Sie sucht den Rektor auf und legt ihm ihre Gefühle dar. Er versteht sie. Er beginnt ihr von Demokratie zu sprechen und von seinem Traum einer neuen Volksschule. Sophie ist begeistert.

»Ich werde dir ein Stück aus meinem Vortrag über die neue Schule verlesen«, sagt er mit leiser Stimme, in die ein Funken von Sophiens Begeisterung übergesprungen ist. »Besonders die Lehrer haben Gelegenheit, bekümmert zu sein, wenn sie sehen, daß der Idealismus der Jugend, der für die Unterdrückten eintritt, als schwache Sentimentalität gilt, daß die Sympathie für die Elenden und diejenigen, an denen das Glück vorbeigegangen ist, als schwächliche, kraftraubende Nachsicht betrachtet wird. Die neue Schule muß bestrebt sein, den enterbten Massen durch bewußte Belehrung, durch die Entwicklung der Persönlichkeit den Mangel an äußeren Vorteilen zu ersetzen, der sich aus unserer kampferfüllten Zeit ergibt. Sonst wird die Macht wahrscheinlich mehr und mehr in die Hände des Reichtums übergehen und wir werden schließlich dasselbe Bündnis

zwischen geistiger und künstlerischer Kultur und wirtschaftlicher Macht des Reichtums haben, das der Fluch jeder Zivilisation der Vergangenheit gewesen ist, und von dem unsere Väter in ihrem demokratischen Idealismus glaubten, daß diese Nation ihm ein Ende setzen werde.«

Sophie schwärmt: »Großartig! Sie glauben, daß in der neuen Schule Amerika erst das wahre Amerika werden soll!« Sie geht.

»So kann man,« haucht sie in andächtiger Dankbarkeit, »sich ‚empor zu den Sternen' kämpfen. Eine »Meschugene« wie ich, eine Köchin aus dem Restaurant Roslinsky, findet den Weg hinauf zum Rektor der Universität und gewinnt ihn zum Freunde!«

II.

Anzia Jezierska ist eine Fabrikarbeiterin, ein Mitglied der Gewerkschaften gewesen und hat manchen Streik mitgemacht. Sie ist aus dem Proletariat hervorgegangen, hat den Druck des Klassenkampfes am eigenen Leibe gespürt. — Aber nichts von alledem ist in ihren Schriften zu finden. Ich habe andere Erzählungen von ihr in dem Buche »Hungrige Menschen« gelesen, sie tragen alle denselben Charakter wie die hier kurz wiedergegebene. Alle schildern sie ganz subjektiv die Leiden der Armen, so daß ein wohlgenährter Bourgeois, wenn er sie selbstgefällig liest, wohl sagen wird: »Arme Kerle, aber wie interessant und romantisch! Wie mutig sie sich aus dem Schmutz emporarbeiten, indem sie die Gelegenheiten ergreifen, die ihnen von der amerikanischen Demokratie geboten werden.«

Diese Geschichten werden in den »besten« amerikanischen Zeitschriften abgedruckt. Warum sollten sie nicht? Sie kritisieren die amerikanische Demokratie, aber gleichzeitig schmeicheln sie ihr. Sie predigen den Geist des individuellen Aufstiegs, der dem amerikanischen Herzen so teuer ist. Sie verkörpern die kleinbürgerliche Ideologie der amerikanischen Demokratie — und der amerikanischen Arbeiterbewegung.

Anzia Jezierskas Zwillingsschwester ist Mary Antin, deren Buch »Das verheißene Land« ein Triumphlied der amerikanischen Demokratie und eine Verzerrung der tatsächlichen Verhältnisse ist. Mary Antin ist eine russisch-jüdische Emigrantin, sie schil-

dert in ihrem Buche auch ihre Kämpfe mit dem Elend, dem Hunger und der Verkommenheit, aber es gelingt ihr, reiche amerikanische Freunde zu finden, die ihr helfen, bis sie in die Oberklasse emporsteigt, indem sie aus dem Elend und der Not der Unterdrückten »Literatur« macht.

Anzia und Mary schmeicheln den reichen und erfolgreichen Amerikanern, die ihnen ein paar freundliche, ermutigende Worte geben und dann sagen: Diese armen Emigranten! Wir müssen ihnen wirklich helfen. Wie interessant sind sie doch! Was für eine große Sache ist doch die amerikanische Demokratie, die ihnen eine glänzende Gelegenheit gibt, sich zu entfalten!

Erzählungen wie Anzias sind gegenwärtig dem amerikanischen Kapitalismus sehr nützlich. Unter den grausam betrogenen und unterdrückten proletarischen Einwanderern in Amerika entwickelt sich ein entschieden aufrührerischer Geist. Sie sind Schulter an Schulter mit den Amerikanern in den Krieg gezogen, um der Welt die Demokratie zu sichern und nun, da sie zurückgekehrt sind, hat man ihnen die eigene Demokratie geraubt und nur den Amerikanern besondere Vorrechte gegeben. Gleichheit bei den Opfern des Krieges, — aber Ungleichheit im sozialen Leben. Der wachsende Protest der eingewanderten Arbeiter (die 60 pCt. der Arbeiter in den wichtigsten amerikanischen Industriezweigen ausmachen) wird als eine drohende Gefahr empfunden und der Kapitalismus hat einen »Amerikanisierungsfeldzug« eingeleitet. Anzias Geschichten bilden glänzendes Material für diesen Feldzug. Sie kritisieren die amerikanischen Verhältnisse, aber ach, so milde, in ihnen betrachtet man das Elend der Armen als eine romantische Notwendigkeit im Kampfe um höhere Dinge. Außerdem ist diese Kritik ganz individualistisch — ist niemals soziale Kritik. Und immer weisen die Erzählungen den Weg zum Emporkommen und enden mit einer Verherrlichung Amerikas. Da ist kein Wort vom Klassenkampf, von der Tatsache, daß jede Konzession, die den eingewanderten Arbeitern gemacht worden ist, von ihnen errungen wurde in bitteren Kämpfen, in Streiks, in denen sie von Soldaten und Polizei ausgehungert und niedergeschossen wurden. Da ist kein Wort von dem mühevollen Aufbau der Gewerkschaften zur Verteidigung der Inter-

essen der Arbeiter, kein Wort davon, daß die wenigen, die emporgestiegen sind, »die Blicke empor zu den Sternen gerichtet«, mit ihren Füßen auf den entrechteten Massen der unterdrückten Menschheit stehen.

Nichts von alledem. Anzia hat ihren »Platz an der Sonne« gefunden. Ihre Geschichten werden gedruckt und sie begibt sich in die Gesellschaft bürgerlicher Literaten, die Arme, ohne ihren eigenen Verrat und die Herablassung ihrer bürgerlichen Freunde gewahr zu werden. Diese Freunde sind ehrlich — wie Anzia auch, aber es ist die Ehrlichkeit kleinbürgerlichen Mitleids und kleinbürgerlicher Barmherzigkeit.

Was gewinnen diese kleinbürgerlichen Freunde durch sie? Sie gewinnen eine Literatur, die ihnen und ihrem Lande schmeichelt. Warum sollten sie sich nicht geschmeichelt fühlen, wenn sie einen Schluß lesen, wie den der Erzählung »Wie ich Amerika fand?«

Ich ging fort, ohne aufzublicken.

Auf, dem ganzen Heimwege standen ihre Worte vor meiner Seele. Wir gehen und suchen Amerika. Und während wir es suchen, schaffen wir es. Der Eifer unseres Suchens bestimmt das Amerika, das wir schaffen werden.

So waren alle die einsamen Jahre des Suchens und Betens nicht vergebens! Wie froh war ich, daß ich nicht bei der äußeren Schale — einer guten Stelle, einem guten Auskommen — halt gemacht hatte, sondern daß ich weiter vorangestürmt war über die Schranken des Materialismus hinaus.

Mit meinem unbestimmten Suchen und Tasten hatte ich die Seele — den Geist Amerikas gefunden!

## III.

Anzia Jezierska vertritt eine bestimmte Tendenz der modernen amerikanischen Literatur. Sie steht nicht allein, denn sonst würde es nicht der Mühe wert sein, sich mit ihr zu beschäftigen.

In der ersten Epoche der amerikanischen Literatur, die ungefähr zur Zeit des Bürgerkrieges ihren Abschluß fand, war die Literatur das Monopol der begüterten Klasse, der Müßiggänger. Nur Landbesitzer, Diplomaten, Professoren, müßige

Herren, alte Jungfern und literarische Damen schufen Literatur. Es war eine milde, schlaffe Literatur, der Ausdruck unechter Träume, ein Echo der Gedichte und Romane Europas. Es war eine Literatur ohne Inhalt — denn kann man von Inhalt sprechen bei einer sanften alten Dame, die in die Betrachtung eines Lichtes versunken ist, das weder zu Lande, noch zur See jemals wirklich ein Auge geschaut hat? Das Leben war aus dieser Literatur verbannt — ihr Höchstes war der Mondscheinzauber eines Irving, die sentimentale Inhaltslosigkeit eines Longfellow, die scherzhaften Schlängelwege der anderen. Die Agitation gegen die Sklaverei fand Ausdruck in dieser Literatur, war aber nur ein vorübergehendes Zucken. Edgar Poe war einer, der aus dieser Gesellschaft herausragte — ein betrunkener Ausgestoßener, dessen flammendes Genie die freundlichen alten Jungfern und leutseligen Herren der Literatur zu sehr aus ihrem Geleise brachte.

Der Bürgerkrieg und der wachsende Einfluß des industriellen Kapitalismus flammten grell auf in der Dämmerung der alten Gesellschaft und ihrer träumerischen Literatur, dem Monopol der Hochwohlgeborenen und Wohlerzogenen. Die strenge Wahrung der Klassenabgrenzungen wurde durch die industriellen Umwälzungen unmöglich gemacht. Derbe Gestalten treten in der Literatur auf: Da war Walt Whitman mit seinem barbarischen Yawp, der Sohn der Arbeiterklasse. Da war Mark Twain, ein armer Bauernsohn — und andere. Aber mit Ausnahme von Whitman schlossen sie sich alle der literarischen Aristokratie an, im besonderen tat das Mark Twain, der sein Genie durch den Kampf um Dollars beschmutzte. Aber diese literarischen Produkte der Arbeiterklasse trugen keinen entschieden proletarischen Charakter. Diese Epoche wird vervollständigt durch den Segler und Vagabunden Jack London, der sich den Weg zur Literatur bahnte. Die Lage und der Geist der Arbeiterklasse fand gewiß in Londons Werken Ausdruck, aber dieser Ausdruck war rein literarisch. Von seinem Erfolge berauscht, begann Jack mit einer Anbetung des »Übermenschen«, bis er in der mexikanischen Revolution die Mexikaner als eine »geringere Rasse« bezeichnete, die von den zivilisierten Amerikanern unterworfen werden müssen. Seine Farm wurde ihm sein höchstes Gut und die Literatur be-

nutzte er dazu, Geld zu verdienen, um seine Farm aufrecht zu erhalten.

Wir stehen jetzt in der dritten Periode der amerikanischen Literatur, die sich durch größeren Wirklichkeitssinn, durch eine stärkere Anteilnahme der proletarischen Massen an der Literatur und durch das Erscheinen proletarischer Intellektueller auszeichnet. Ich glaube nicht, daß dieser Typ in Europa vorhanden ist. Der amerikanische proletarische Intellektuelle geht aus der Arbeiterklasse hervor, er hat in den Bergwerken und Fabriken gearbeitet, hat an Streiks teilgenommen und war ein Mitglied der sozialistischen Partei. Er ist ein wirkliches Produkt der Arbeiterbewegung. Arm, ohne Mittel, aber beseelt von Träumen und Sehnsucht, gaben ihm der Sozialismus und die Arbeiterbewegung die Möglichkeit, einen eigenen Ausdruck zu finden für ihre Gedanken. Gierig ergriffen sie diese Möglichkeit und nützten sie bis zum letzten aus. Unter ihnen sind Dichter, Romanschriftsteller, Künstler. Die sozialistische Arbeiterpresse nimmt ihre ersten Versuche auf. Dann werden sie angezogen von den Fleischtöpfen bürgerlichen literarischen Erfolges. Sie kämpfen darum, eine Erzählung, ein Gedicht oder ein Bild bei einer bürgerlichen Zeitschrift zu verwerten, sie streben danach, ein Buch in einem bürgerlichen Verlage herauszugeben. Dann beschreiten sie den Weg der bürgerlichen Literatur, werden Intellektuelle. Sie machen aus dem Elend und der Unterdrückung der Arbeiter Literatur, sie formen aus dem Sozialismus und der Arbeiterbewegung eine kleinbürgerliche Karikatur für kleinbürgerliche Leser. O ja, sie behalten oft weiter ihr Interesse am Sozialismus und der Arbeiterbewegung aufrecht, aber für sie ist alles nur eine Quelle neuer »Inspiration« für ihre Arbeit. Den Geist der Bewegung übersehen sie oder sie geben ihm einen falschen Sinn.

Diese proletarischen Intellektuellen sind keine seltenen Erscheinungen. Es gibt Scharen von ihnen. Ihr charakteristisches Merkmal ist nicht nur, daß sie aus der Arbeiterklasse stammen, sondern daß sie Produkte der sozialistischen Arbeiterbewegung sind.

Das bedauerliche hierbei ist, daß diese Schriftsteller (ich schließe Anzia Jezierska aus) die beste moderne amerikanische

Literatur schaffen. Sie erkennen das Leben viel klarer und schauen ihm viel furchtloser ins Antlitz als die früheren Schriftsteller (das danken sie zum größten Teile ihrer proletarischen Abstammung und ihrer sozialistischen Vergangenheit). Sie sind erfüllt von der Begeisterung der Jugend. Sie entwickeln neue Formen der Kunst, die Großes versprechen, und sie legen als erste den Grund für eine bestimmte, ursprüngliche amerikanische Literatur. Man möge mich nicht mißverstehen: es wird heute in Amerika Literatur hervorgebracht und zwar gerade von diesen proletarischen Intellektuellen, die früher in der sozialistischen und gewerkschaftlichen Bewegung arbeiteten. Aber ihre Produkte sind nicht proletarisch. Sie schildern ein Leben, das durch die Literatur gemildert und umgewandelt ist, es ist nicht Literatur, die aus dem Leben hervorgegangen ist, die ein antreibender Faktor im Leben selbst wird.

Ich möchte Anzia Jezierska nicht mit den anderen vermischen, denn sie vertritt eine proletarische »Pollyana«-Schule, eine romantische, nationalistische Schule, die für die Massen mundgerecht gemacht worden ist. Aber die anderen sind durchweg kleinbürgerlich. Man betrachte »Der Berg« von Clement Wood. Dieser Roman behandelt oberflächlich die Verhältnisse in einer Bergwerks-Stadt. Aber die Oberflächlichkeit ist hierbei nicht das wichtigste. »Der Berg« ist der Roman eines Bergarbeiteraufstandes und doch spielen ein bürgerlicher Mann, eine bürgerliche Frau und ein bürgerliches Mitglied die Hauptrolle an Stelle der Massen. An demselben Fehler krankt Upton Sinclairs »König Kohle«, in dem ein bürgerlicher Reformist die Hauptrolle spielt und nicht der Bergarbeiteraufstand.

Oder man nehme Floyd Dells »Mondkalb«. Dieser Roman, der die Entwicklung eines Bauernsohnes zum Schriftsteller schildert, ist in seinem Charakter erschöpfend und gut. Er ist nicht romantisch und doch glüht in ihm die Romantik, die alles Leben erfüllt. Er ist realistisch und doch ist es nicht der schwere, drückende Realismus Theodor Dreisers. »Mondkalb« ist wirklich, greifbar, und doch leben darin all die lichten Träume einer sehnsüchtigen Jugend, von der gesprochen wird. Dieser Roman ist eine ganz

besondere Erscheinung in der amerikanischen Literatur, ein machtvolles, vielversprechendes Buch. Aber er ist nicht elementar. Dell war in seiner Jugend Sozialist, er fühlte die Bewegung des Klassenkampfes, aber alles dies ist im »Mondkalb« abgeschwächt in wohltuende Erinnerung, in eine unbefriedigende Phase geistiger Entwicklung. Dell war ein sozialer Rebell. Aber der Held des »Mondkalb« (das zum größten Teile autobiographisch ist) wird nur ein geistiger Rebell und am Ende ist er ein recht eingebildeter Mensch, der sich nur auf seine eigene schmerzliche Entwicklung und seine eigenen individuellen Wünsche konzentriert. »Mondkalb« ist an sein Milieu gebunden, anstatt mit ihm in Konflikt zu kommen; trotz allen Talents und aller Schönheit, die in Dells Roman zum Ausdruck kommen, ist er doch nicht elementar, ist keine große Dichtung, sondern nur ausgezeichnete Journalistik.

Alle diese proletarischen Schriftsteller mit ihren verschiedenen Charakteren und Talenten haben ein Gemeinsames: Sie sind Intellektuelle geworden. Sie haben kein Interesse am Leben des Proletariats (wie Floyd Dell) oder sie machen aus diesem Leben patriotische Literatur (wie Anzia Jezierska). Für sie alle sind die mächtigen Quellen des Proletariats und seines Kampfes zu gelben, seichten Wässerchen der »Literatur« geworden. Literatur an Stelle des Lebens — Kulter an Stelle des Kampfes.

Die daraus folgenden Schlüsse sind tragisch. Die fortgeschrittensten Arbeiter, die sich nach Wissen und Kunst sehnen, atmen den kleinbürgerlichen intellektuellen Geist dieser proletarischen Schriftsteller, werden ideologisch und geistig verdorben. Die fortgeschrittenen Arbeiter, die keinen eigenen Ausdruck finden können für ihre Gedanken und doch nach Ausdruck lechzen, glauben in diesen proletarischen Schriftstellern ihre eigene Stimme, ihr eigenes Sehnen zu vernehmen. Aber es ist eine trügerische Stimme und ihr Sehnen betrogen.

## IV.

Die Entwicklung der Arbeiterklasse ist eine Tragödie. Und gerade die Produkte dieser Entwicklung verschwören sich gegen die Arbeiter.

Die Gewerkschaften wurden aufgebaut als Instrumente des proletarischen Kampfes gegen den Kapitalismus für den Sozialismus. Aber was ereignete sich? Die gewerkschaftlichen und sozialistischen Bürokraten erhoben sich über die Arbeiterklasse, eigneten sich eine kleinbürgerliche Ideologie und Praxis an und wurden ein Hemmnis für den Kampf und die Befreiung der Arbeiterklasse.

Beim Aufbau ihrer Kampforganisationen spürten die Arbeiter auch Hunger nach Bildung, Kunst, Literatur und Kultur, — eine wunderbare Entfaltung des menschlichen Geistes griff Platz, trotz Elend, Entbehrung und Unterdrückung. Überall und überall wurde diese Sehnsucht nach einem höheren Leben wach. Unerhörte Anstrengungen wurden gemacht, gewaltige Begeisterung trat zu Tage. Und wir glaubten, daß die kulturellen Produkte dieser Sehnsucht proletarische Kunst, proletarische Literatur, proletarische Kultur sein würden. Aber sie waren nichts dergleichen. Der Krieg und besonders die russische Revolution und die revolutionären Kämpfe in Europa haben gezeigt, daß die Kultur, die aus der sozialistischen und gewerkschaftlichen Bewegung hervorgegangen ist, kleinbürgerlich und keineswegs proletarisch ist, daß sie heimtückisch einen kleinbürgerlichen Geist in den Massen großgezogen hat. Die Schriftsteller, die früher die proletarische Literatur Rußlands schufen, sind jetzt (mit der edlen Ausnahme Maxim Gorkis) die ärgsten Feinde der russischen revolutionären Arbeiter. Und dasselbe hat sich fast in ganz Europa gezeigt.

Ein Mittel, das Proletariat der Bourgeoisie zu unterwerfen, war zum großen Teil die »sozialistische« Kultur, die vor dem Krieg aufgebaut wurde. Der Ausdruck ihrer eigenen Sehnsucht war ein Mittel geworden, die Verwirklichung der Sehnsucht der arbeitenden Klasse zu vereiteln.

Es ist eine Tragödie. Aber nicht nur die Intellektuellen sind daran schuld. Die bürgerliche Gesellschaft mit ihrer Ideologie, die den Intellektuellen Vorrechte gibt, ist daran schuld. Sie ist eine Folge der unendlichen Macht der kleinbürgerlichen Ideologie. Der proletarische Intellektuelle, der seine Sehnsucht nach Ausdruck erfüllt, wird gerade durch diese Erfüllung verdorben,

oft ohne sich dessen bewußt zu werden und verdirbt umgekehrt wieder die Massen.

Wie kann der proletarische Intellektuelle diesen Gefahren widerstehen? Er hat alle Schrecken, alles Elend des proletarischen Lebens am eigenen Leibe gespürt — und nicht nur den materiellen Hunger, sondern auch den geistigen Hunger, die Entrechtung, den Snobismus und die Herablassung seiner »Vorgesetzten«. Er erhebt sich aus dieser Lage in eine neue, die für ihn das Paradies bedeutet, in der er die Möglichkeit des Ausdrucks hat, in der er Gesellschaft, Bequemlichkeiten, Seinesgleichen findet. Sein Leben wird damit »verfeinert«. Er spürt einen neuen Geist, eine neue Ideologie und mit diesem Augenblick entsteht in ihm der schrecklichste aller Widersprüche — ein Intellektueller. Er ist eine neue Klasse mit eigenen Vorrechten und eigenen Freuden. Er mag noch proletarisches Bewußtsein haben, aber er drückt es nur in der Literatur aus. Er ist getrennt vom Proletariat, er führt jetzt ein schöneres, kultiviertes, geistiges, interessantes Leben. Die Arbeiter sind so rauh, grob, schmutzig. Leise und heimtückisch nimmt die neue Umgebung den proletarischen Intellektuellen in ihre Krallen. Wenn er auch noch über die Arbeiter schreibt, so ist das doch alles unwirklich, er schreibt von den Arbeitern als Künstler, er schreibt für die herrschende Klasse und nicht für die Arbeiter. Er mag sich selbst noch für einen Revolutionär halten, aber wenn er auf die Probe gestellt wird, so werden die Fleischtöpfe der Kultur und der Verfeinerung siegen, und er wird sich lossagen von dem derben, schmutzigen, elementaren Kampf des Proletariats.

Der Abgrund zwischen den Arbeitern und Intellektuellen — das ist das größte Verbrechen der bürgerlichen Kultur. Er setzt die Intellektuellen herab und beraubt die Arbeiter der geistigen Nahrung. Es ist notwendig, Arbeit und Kultur zu vereinigen, denn jeder Intellektuelle muß ein Arbeiter und jeder Arbeiter ein Intellektueller sein. Dann werden wir eine lebenskräftige Kultur haben, eine lebendige Kunst und ein künstlerisches Leben. Aber die Verwirklichung aller dieser Gedanken liegt in dem grausamen, furchtbaren, aber begeisternden Kampfe der proletarischen Revolution.

# DIE MASCHINE

## Schauspiel in drei Aufzügen
## VON UPTON SINCLAIR

EINZIGBERECHTIGTE ÜBERTRAGUNG AUS DEM ENGLISCHEN
VON HERMYNIA ZUR MÜHLEN

(Siehe Forum V, Heft 12)

## ZWEITER AUFZUG

(Die Bibliothek der »Towers«, Hegans Landhaus auf Long Island. Ein geräumiges, luxuriöses, aber geschmackvoll eingerichtetes Zimmer. In der Mitte ein langer Tisch, darauf eine Lampe und Bücher. Um den Tisch herum bequeme Lehnstühle. Bis zum Fußboden reichende Fenster führen auf eine Veranda, die auf die Einfahrt blickt. Rechts und links Türen. Rechts ein Telephon, an der linken Wand eine Uhr.
Da der Vorhang aufgeht, steht Andrews vor dem Tisch, öffnet Briefe.)

Laura (kommt von der Veranda): Guten Tag, Herr Andrews.

Andrews: Guten Tag, Fräulein Hegan.

Laura: Ist mein Vater schon gekommmen?

Andrews: Nein, er sagte, er würde gegen fünf zurück sein.

Laura: Kommt er bestimmt?

Andrews: Ja. Er hat hier eine wichtige Unterredung.

Laura: Er arbeitet in der letzten Zeit sehr hart.

Andrews: Er hat so mancherlei im Kopf.

Laura: Handelt es sich um die Große-Avenue-Bahn-Angelegenheit?

Andrews: Ja. Fiele diese zu seinen Ungunsten aus, es würde seine Pläne sehr stören.

Laura: Wird denn die Angelegenheit nie erledigt werden?

Andrews: Wir erwarten täglich das Urteil. Deshalb ist er auch so bekümmert. Sie wissen, er muß den Markt halten . . .

Laura: Wird das Urteil den Markt beeinflussen?

Andrews: Oh ja . . . sehr stark sogar.

Laura: Ich verstehe. Und dann . . .

(Das Telephon klingelt.)

Andrews: Entschuldigen Sie. Hallo! Ja, Herrn Hegans Landhaus. Herr Montague? Ja, ich glaube, er soll heute nachmittag hier sein. Ja . . . warten Sie einen Augenblick . . . (Zu Laura) Jemand fragt nach Herrn Montague.

Laura: Wer?

Andrews: Hallo! Bitte, wer spricht? (Zu Laura) Es ist Herr Bullen.

Laura: Herr Bullen? Ich will mit ihm sprechen. (Nimmt den Hörer) Hallo Herr Bullen! Hier Fräulein Hegan. Ich freue mich, von Ihnen zu hören. Wie geht's? Ja, Herr Montague kommt heraus . . . Ich erwarte ihn jeden Augenblick. Er sollte mit dem drei Uhr fünf . . .

Eine Minute. (Schaut auf die Uhr.) Wenn der Zug keine Verspätung hat, muß er sogleich eintreffen. Wir sandten ein Gefährt auf den Bahnhof. Ich werde Sie in fünf Minuten anrufen. Oh, sahen sie ihn? So bald? Es ist doch hoffentlich nichts geschehen. Er kann nicht vor sechs Uhr in der City sein. Dann sind Sie ja ganz in der Nähe. Weshalb kommen Sie nicht herüber? . . . So geht es am raschesten. Nein, mit der Tram. Ich werde mich sehr freuen, Sie zu sehen. Was? Aber Herr Bullen! Wie lächerlich! Mein Vater hat es Ihnen keineswegs übelgenommen. Bilden Sie sich das nicht ein. Kommen Sie nur. Sonst bin ich beleidigt . . . ja, wirklich. Ja, bitte. Sie kommen zur nächsten Tram gerade recht. Steigen sie in der Merrick-Straße aus, ich werde dafür sorgen, daß ein Auto Sie erwartet. Gut. Auf Wiedersehen. (Zu Andrews) Herr Andrews, wollen Sie veranlassen, daß ein Automobil Herrn Bullen abholt?

Andrews: Gut. (Ab.)

Laura (steht gedankenversunken vor dem Tisch, nimmt einen Brief auf, liest ihn, schüttelt den Kopf): Er wollte nicht kommen, wollte nicht mit mir sprechen. Aber er muß. Ah, da ist er. (Man hört ein Automobil vorfahren. Sie wartet einen Augenblick, tritt dann ans Fenster.) Ah, Herr Montague.

Montague (tritt durch die Mitte ein): Guten Tag, Fräulein Hegan.

Laura: Sie haben den Zug noch erreicht?

Montague: Im letzten Augenblick.

Laura: Es war sehr gütig von Ihnen, zu kommen.

Montague: Nicht im geringsten. Ich freue mich, hier zu sein.

Laura: Soeben telephonierte mich Herr Bullen an.

Montague (fährt auf): Bullen?

Laura: Ja. Er sagte, er müsse Sie unbedingt sprechen.

Montague: Wo war er?

Laura: In der Villa seines Bruders. Ich forderte ihn auf, herzukommen.

Montague: Herzlichen Dank.

Laura: Er sagte, es handle sich um etwas äußerst Dringendes.

Montague: Ja. Er hat etliche wichtige Papiere für mich.

Laura: Er hielt gestern Abend eine Rede, die die Presse aufrüttelte.

Montague (lächelnd): Ja.

Laura: Er ist ein unermüdlicher Kämpfer.

Montague: Solche Menschen wie Bullen erhalten die Welt in Bewegung.

Laura: Sind auch Sie seiner Ansicht, Herr Montague?

Montague: Inwiefern?

Laura: Daß das Ende von allem die Revolution sein müsse.

Montague: Ich weiß es nicht, Fräulein Hegan, aber auch ich bewege mich in dieser Richtung. Früher wähnte ich, wir vermöchten das Kapital zu kontrollieren, nun jedoch ahne ich bereits, daß es eine der Eigenheiten des Kapitals ist, seinen Willen durchzusetzen. Will das Volk herrschen, so muß es über das Kapital verfügen.

**Laura** (nach einer Pause): Herr Montague, ich mußte Sie bitten, mich hier draußen zu besuchen, weil ich meinem Vater versprochen habe, eine Zeitlang nicht in die City zu gehen. Seit jenem Abend bei Julia fühle ich mich nicht wohl.

**Montague:** Es tut mir leid, dies zu hören, Fräulein Hegan.

**Laura:** Es ist nichts, doch bekümmert es meinen Vater. (Eine Pause.) Ich dachte, wir würden heute nachmittag allein sein, nun aber kommt mein Vater heraus . . . und auch Herr Bullen. Vielleicht finde ich nicht Zeit, Ihnen alles zu sagen, was ich sagen wollte. Doch möchte ich Ihnen für Ihr Kommen danken.

**Montague:** Ich kam sehr gerne, Fräulein Hegan.

**Laura:** Ich verstehe, daß es Ihnen peinlich sein muß, zu . . .

**Montague:** Nein.

**Laura:** Wir müssen gegen einander ganz aufrichtig sein. Ich weiß, daß Sie nicht kommen wollten. Ich weiß, daß Sie unserer Freundschaft ein Ende zu machen versuchten.

**Montague** (zögert): Fräulein Hegan, lassen Sie mich Ihnen meine Lage erklären.

**Laura:** Ich glaube sie bereits zu begreifen. Sie haben Übelstände entdeckt, denen Sie sich entgegenstellen wollen, und Sie fürchteten, unsere Freundschaft könnte Ihnen dabei hinderlich sein.

**Montague** (leise): Fräulein Hegan, vor zwei Jahren kam ich völlig fremd nach New York, mein Bruder machte mich mit seinen reichen Freunden bekannt. Einer derselben vertraute mir einen Prozeß an. Es war ein äußerst wichtiger Prozeß, er gewährte mir einen Einblick in das innere Leben der City. Ich entdeckte, unsere großen Kapitalisten haben in ihrem blinden Ringen nach Macht jede Unterscheidung zwischen Ehrlichkeit und Verbrechen verloren. Ich sah, daß die Trust-Fonds mißbraucht wurden. . . . Daß Legislatur und Gerichte bestochen wurden . . ., daß die finanzielle Festigkeit unseres Landes zugrunde gerichtet werde. All dies empörte mich bis in den Grund meiner Seele, ich schickte mich an, der Allgemeinheit die Tatsachen zu beleuchten. Und was geschah daraufhin, Fräulein Hegan? Meine neuen reichen Freunde kannten mich nicht mehr, streuten üble Verleumdungen über mich aus . . . Mehr als einmal beschimpften sie mich öffentlich. Verstehen Sie jetzt?

**Laura:** Ja, ich verstehe. Hätten Sie aber nicht dennoch einer Freundschaft wie der unseren vertrauen dürfen?

**Montague:** Ich wagte es nicht.

**Laura:** Sie erkannten, daß Sie meinen Vater bekämpfen müßten und glaubten, ich würde blindlings seine Partei ergreifen.

**Montague** (zögernd): Ich . . . ich konnte nicht annehmen . . .

**Laura:** Hören Sie mich an. Sie haben mir Ihre Lage geschildert, stellen Sie sich nun die meine vor. Stellen Sie sich ein Mädchen vor, das im Luxus aufgewachsen ist, einen Vater hat, den es sehr liebt, der seine

Tochter mehr liebt, als alles auf der Welt. Alles wird getan, um das Mädchen glücklich zu machen ... um es zufrieden, sorglos zu erhalten Da es jedoch erwachsen wird, beginnt es zu lesen, hört allerlei ... und allmählich ahnt es, sein Vater sei einer der Führer in dem furchtbaren Ringen, von dem Sie sprachen. Es hört von Verbrechen, man sagt ihm, die Feinde des Vaters hätten ihn verleumdet. Zuerst glaubt es dies. Doch verfließt die Zeit. Das Mädchen sieht Elend und Unterdrückung ... beginnt etwas von Ursache und Wirkung zu ahnen. Es benötigt der Hilfe, will das Rechte tun, doch vermag es nicht den rechten Weg zu finden. Es geht zu einem Menschen nach dem anderen, niemand will ihm gegenüber aufrichtig sein. Niemand will ihm die Wahrheit sagen, niemand. (Sie beugt sich vor, heftig): Niemand! niemand!

Montague: Ich verstehe.

Laura: So war es auch mit Ihnen ... und mit unserer Freundschaft. Ich wußte, Sie hätten aus solchen Gründen mit mir gebrochen, wußte, es handle sich dabei um nichts persönliches ... um nichts, was ich getan hatte ...

Montague: Nein! Gewiß nicht!

Laura (blickt sich nervös um): Und dann ... neulich abends ... Sie sagten mir, Sie studierten die Straßenbahn-Gesellschaften New-Yorks ... Deren Zusammenhang mit der Politik und dergleichen. Seither deucht mich, Sie seien der Mensch, mit dem ich reden müsse. Verstehen Sie denn nicht?

Montague: Ja, ich verstehe.

Laura: Ich suchte jemanden, der mir die Wahrheit sagt. Wollen Sie es tun?

Montague (leise): Sie müssen einsehen, was Sie da von mir verlangen, Fräulein Hegan.

Laura: Ich bat Sie nicht, herzukommen, ohne mir darüber klar zu sein. Sie müssen mir helfen.

Montague: Gut. Ich werde mein Möglichstes tun.

Laura (sich vorbeugend): Ich will etwas über meinen Vater wissen. Inwieweit ist er an den Uebelständen, von denen Sie sprachen, beteiligt?

Montague: Ihr Vater nimmt an dem Spiel teil, hat es nach den Regeln gespielt.

Laura: War er besser, als die anderen, oder schlechter?

Montague: Ungefähr gleich, Fräulein Hegan.

Laura: Er war erfolgreicher, als die anderen.

Montague: Er war äußerst erfolgreich.

Laura: Sie hatten zusammen mit meinem Vater wichtige Geschäfte, nicht wahr?

Montague: Ja.

Laura: Sie zogen sich zurück. Taten Sie dies, weil dabei etwas Unrechtes vorkam?

Montague: Ja, Fräulein Hegan.

Laura: Geschahen korrupte Dinge?

**Montague:** Es geschehen allerlei korrupte Dinge.
**Laura:** Und war mein Vater für diese verantwortlich?
**Montague:** Ja.
**Laura:** Unmittelbar?
**Montague:** Ja, unmittelbar.
**Laura:** Mein Vater ist also ein schlechter Mensch?
**Montague** (nach einer Pause): Ihr Vater befindet sich inmitten eines verbrecherischen Systems. Er ist das Opfer von Umständen, die er nicht schuf.
**Laura:** Ah, jetzt versuchen Sie mich zu schonen!
**Montague:** Nein. Dies würde ich jedem sagen. Ich führe Krieg gegen das System ... nicht gegen Individuen. Es ist die alte Geschichte, man haßt die Sünde und liebt den Sünder. Ihres Vaters Konkurrenten sind ebenso rücksichtslos, wie er. Murdock zum Beispiel, der Mann, der hinter dem Großen Avenue-Bahn-Fall steht. Es ist für eine Frau schwer, die Lage zu begreifen.
**Laura:** Einiges begreife ich sehr gut. Ich gehe in die Slums und erblicke den Pfuhl des Elends. Ich sehe die dort herrschenden Mächte des Bösen, herausfordernd und hassenswert ... die Kneipen und Spielsalons, den schauerlichen weißen Sklavenhandel, dessen Opfer Annie Rogers ist. Und die politische Organisation, die von alledem einen Tribut nimmt, es benützt, um an der Macht zu bleiben. Und Boß Grimes, das Haupt des ganzen, ... ist einer der intimen Bekannten meines Vaters. Ich frage ihn danach und erhalte zur Antwort, dies sei eine »geschäftliche« Angelegenheit. Weshalb aber hat mein Vater Geschäfte mit einem Mann, dessen hauptsächlichste Einkommensquelle das Laster ist?
**Montague:** Dies stimmt nicht ganz, Fräulein Hegan.
**Laura:** Zahlt ihm das Laster etwa keinen Tribut?
**Montague:** Zum Teil, gewiß. Doch ist dies nur ein kleiner Teil seines Einkommens.
**Laura:** Was denn sonst?
**Montague:** Die Lasterbestechung dient für die Polizei, die Distriktführer und die kleinen Leute. Was sich heutzutage wirklich bezahlt macht, ist die sogenannte »ehrliche Bestechung«.
**Laura:** Was ist das?
**Montague:** Die Geschäfte, die mit den großen öffentlichen Körperschaften gemacht werden.
**Laura:** Ah! Gerade dies will ich wissen.
**Montague:** Zum Beispiel: ich besitze eine Straßenbahn ...
**Laura** (hastig): Mein Vater besitzt alle Straßenbahnen.
**Montague:** Gut. Ihr Vater verbündet sich mit der Organisation, er erhält Bodenrechte und Privilegien für einen Spottpreis, dafür vergibt er an von diesen Politikern organisierte Gesellschaften die Kontrakte für die Erbauung der unterirdischen Gänge und der Straßenbahnlinien. Diese Gesellschaften jedoch bestehen bloß auf dem Papier ... sie verkaufen die

Kontrakte an wirkliche Bauunternehmer, schöpfen dabei einen Profit von zwanzig oder dreißig Prozent ab. Voriges Jahr erhielt eine dieser Gesellschaften Kontrakte im Wert von dreißig Millionen Dollars.

Laura: Und dies ist die Art, auf die Grimes zu seinem Geld kommt?

Montague: Grimes' Bruder ist der Direktor der eben erwähnten Gesellschaft.

Laura: Ich verstehe, es ist ein ausgearbeitetes System.

Montague: Es ist eine geschäftliche Angelegenheit, die nicht strafbar ist, kein Gesetz verletzt.

Laura: Und dennoch nicht weniger schlecht ist, als täte sie es.

Montague: Ärger, weil ihr Bereich unbegrenzt ist. Das Ganze birgt in sich jegliche Art der Korruption. Bedeutet die Prostitution unseres ganzen Regierungssystems ... Die Subventionierung unserer Presse und der großen politischen Parteien. Es bedeutet, daß jene Richter ernannt werden, die ein den Körperschaften günstiges Urteil fällen, daß bloß jene Legislatoren gewählt werden, die die Körperschaften gegen jeden Angriff schützen. Es bedeutet, daß Unwissenheit und Unzulänglichkeit, Ungerechtigkeit und Betrug überall auf den Thron gehoben werden.

Laura: Und die Allgemeinheit zahlt dafür?

Montague: Letzten Endes bezahlt immer die Allgemeinheit alles. Der gestohlene Grund und Boden wird für zehnmal so viel, wie er gekostet hat, auf den Markt geworfen, das Volk zahlt für eine elende, schlechte, untaugliche Beamtenschaft. Zahlt in Form von Steuern und Miete für eine unehrliche Administration. Jeder ringende Unselige dieser Stadt zahlt, sobald er in Berührung mit dem System kommt ... wenn er Hilfe, ja sogar, wenn er Gerechtigkeit sucht. Diese Seite empörte mich am meisten ... Sie wissen, ich bin Rechtsanwalt. Die Korruption unserer Gerichte ...

Laura: Sind die Richter gekauft?

Montague: Die Richter werden ausgewählt, Fräulein Hegan.

Laura: Ausgewählt! Ich begreife.

Montague: Und dieses System herrscht vom höchsten Gerichtshof des Landes bis herab zum kleinsten Polizeimagistrat, vor dem die Armen klagen.

Laura: Deshalb wird auch der weiße Sklavenhandel nicht bestraft?

Montague: Ja.

Laura: Und deshalb wollte keiner für Annie Rogers einen Finger rühren?

Montague: Ja, deshalb.

Laura: Und mein Vater ist dafür verantwortlich?

Montague (ernst): Ja, ich glaube, er ist es, Fräulein Hegan.

(eine Pause.)

Laura: Haben Sie in der letzten Zeit Julia Patterson gesehen?

Montague: Ich sah sie gestern Abend.

Laura: Wie geht es Annie?

Montague: Es geschehen allerlei korrupte Dinge.
Laura: Und war mein Vater für diese verantwortlich?
Montague: Ja.
Laura: Unmittelbar?
Montague: Ja, unmittelbar.
Laura: Mein Vater ist also ein schlechter Mensch?
Montague (nach einer Pause): Ihr Vater befindet sich inmitten eines verbrecherischen Systems. Er ist das Opfer von Umständen, die er nicht schuf.
Laura: Ah, jetzt versuchen Sie mich zu schonen!
Montague: Nein. Dies würde ich jedem sagen. Ich führe Krieg gegen das System ... nicht gegen Individuen. Es ist die alte Geschichte, man haßt die Sünde und liebt den Sünder. Ihres Vaters Konkurrenten sind ebenso rücksichtslos, wie er. Murdock zum Beispiel, der Mann, der hinter dem Großen Avenue-Bahn-Fall steht. Es ist für eine Frau schwer, die Lage zu begreifen.
Laura: Einiges begreife ich sehr gut. Ich gehe in die Slums und erblicke den Pfuhl des Elends. Ich sehe die dort herrschenden Mächte des Bösen, herausfordernd und hassenswert ... die Kneipen und Spielsalons, den schauerlichen weißen Sklavenhandel, dessen Opfer Annie Rogers ist. Und die politische Organisation, die von alledem einen Tribut nimmt, es benützt, um an der Macht zu bleiben. Und Boß Grimes, das Haupt des ganzen, ... ist einer der intimen Bekannten meines Vaters. Ich frage ihn danach und erhalte zur Antwort, dies sei eine »geschäftliche« Angelegenheit. Weshalb aber hat mein Vater Geschäfte mit einem Mann, dessen hauptsächlichste Einkommensquelle das Laster ist?
Montague: Dies stimmt nicht ganz, Fräulein Hegan.
Laura: Zahlt ihm das Laster etwa keinen Tribut?
Montague: Zum Teil, gewiß. Doch ist dies nur ein kleiner Teil seines Einkommens.
Laura: Was denn sonst?
Montague: Die Lasterbestechung dient für die Polizei, die Distriktführer und die kleinen Leute. Was sich heutzutage wirklich bezahlt macht, ist die sogenannte »ehrliche Bestechung«.
Laura: Was ist das?
Montague: Die Geschäfte, die mit den großen öffentlichen Körperschaften gemacht werden.
Laura: Ah! Gerade dies will ich wissen.
Montague: Zum Beispiel: ich besitze eine Straßenbahn ...
Laura (hastig): Mein Vater besitzt alle Straßenbahnen.
Montague: Gut. Ihr Vater verbündet sich mit der Organisation, er erhält Bodenrechte und Privilegien für einen Spottpreis, dafür vergibt er an von diesen Politikern organisierte Gesellschaften die Kontrakte für die Erbauung der unterirdischen Gänge und der Straßenbahnlinien. Diese Gesellschaften jedoch bestehen bloß auf dem Papier ... sie verkaufen die

Kontrakte an wirkliche Bauunternehmer, schöpfen dabei einen Profit von zwanzig oder dreißig Prozent ab. Voriges Jahr erhielt eine dieser Gesellschaften Kontrakte im Wert von dreißig Millionen Dollars.

Laura: Und dies ist die Art, auf die Grimes zu seinem Geld kommt?

Montague: Grimes' Bruder ist der Direktor der eben erwähnten Gesellschaft.

Laura: Ich verstehe, es ist ein ausgearbeitetes System.

Montague: Es ist eine geschäftliche Angelegenheit, die nicht strafbar ist, kein Gesetz verletzt.

Laura: Und dennoch nicht weniger schlecht ist, als täte sie es.

Montague: Ärger, weil ihr Bereich unbegrenzt ist. Das Ganze birgt in sich jegliche Art der Korruption. Bedeutet die Prostitution unseres ganzen Regierungssystems ... Die Subventionierung unserer Presse und der großen politischen Parteien. Es bedeutet, daß jene Richter ernannt werden, die ein den Körperschaften günstiges Urteil fällen, daß bloß jene Legislatoren gewählt werden, die die Körperschaften gegen jeden Angriff schützen. Es bedeutet, daß Unwissenheit und Unzulänglichkeit, Ungerechtigkeit und Betrug überall auf den Thron gehoben werden.

Laura: Und die Allgemeinheit zahlt dafür?

Montague: Letzten Endes bezahlt immer die Allgemeinheit alles. Der gestohlene Grund und Boden wird für zehnmal so viel, wie er gekostet hat, auf den Markt geworfen, das Volk zahlt für eine elende, schlechte, untaugliche Beamtenschaft. Zahlt in Form von Steuern und Miete für eine unehrliche Administration. Jeder ringende Unselige dieser Stadt zahlt, sobald er in Berührung mit dem System kommt ... wenn er Hilfe, ja sogar, wenn er Gerechtigkeit sucht. Diese Seite empörte mich am meisten ... Sie wissen, ich bin Rechtsanwalt. Die Korruption unserer Gerichte ...

Laura: Sind die Richter gekauft?

Montague: Die Richter werden ausgewählt, Fräulein Hegan.

Laura: Ausgewählt! Ich begreife.

Montague: Und dieses System herrscht vom höchsten Gerichtshof des Landes bis herab zum kleinsten Polizeimagistrat, vor dem die Armen klagen.

Laura: Deshalb wird auch der weiße Sklavenhandel nicht bestraft?

Montague: Ja.

Laura: Und deshalb wollte keiner für Annie Rogers einen Finger rühren?

Montague: Ja, deshalb.

Laura: Und mein Vater ist dafür verantwortlich?

Montague (ernst): Ja, ich glaube, er ist es, Fräulein Hegan.

(eine Pause.)

Laura: Haben Sie in der letzten Zeit Julia Patterson gesehen?

Montague: Ich sah sie gestern Abend.

Laura: Wie geht es Annie?

Montague: Es geschehen allerlei korrupte Dinge.
Laura: Und war mein Vater für diese verantwortlich?
Montague: Ja.
Laura: Unmittelbar?
Montague: Ja, unmittelbar.
Laura: Mein Vater ist also ein schlechter Mensch?
Montague (nach einer Pause): Ihr Vater befindet sich inmitten eines verbrecherischen Systems. Er ist das Opfer von Umständen, die er nicht schuf.
Laura: Ah, jetzt versuchen Sie mich zu schonen!
Montague: Nein. Dies würde ich jedem sagen. Ich führe Krieg gegen das System ... nicht gegen Individuen. Es ist die alte Geschichte, man haßt die Sünde und liebt den Sünder. Ihres Vaters Konkurrenten sind ebenso rücksichtslos, wie er. Murdock zum Beispiel, der Mann, der hinter dem Großen Avenue-Bahn-Fall steht. Es ist für eine Frau schwer, die Lage zu begreifen.
Laura: Einiges begreife ich sehr gut. Ich gehe in die Slums und erblicke den Pfuhl des Elends. Ich sehe die dort herrschenden Mächte des Bösen, herausfordernd und hassenswert ... die Kneipen und Spielsalons, den schauerlichen weißen Sklavenhandel, dessen Opfer Annie Rogers ist. Und die politische Organisation, die von alledem einen Tribut nimmt, es benützt, um an der Macht zu bleiben. Und Boß Grimes, das Haupt des ganzen, ... ist einer der intimen Bekannten meines Vaters. Ich frage ihn danach und erhalte zur Antwort, dies sei eine »geschäftliche« Angelegenheit. Weshalb aber hat mein Vater Geschäfte mit einem Mann, dessen hauptsächlichste Einkommensquelle das Laster ist?
Montague: Dies stimmt nicht ganz, Fräulein Hegan.
Laura: Zahlt ihm das Laster etwa keinen Tribut?
Montague: Zum Teil, gewiß. Doch ist dies nur ein kleiner Teil seines Einkommens.
Laura: Was denn sonst?
Montague: Die Lasterbestechung dient für die Polizei, die Distriktführer und die kleinen Leute. Was sich heutzutage wirklich bezahlt macht, ist die sogenannte »ehrliche Bestechung«.
Laura: Was ist das?
Montague: Die Geschäfte, die mit den großen öffentlichen Körperschaften gemacht werden.
Laura: Ah! Gerade dies will ich wissen.
Montague: Zum Beispiel: ich besitze eine Straßenbahn ...
Laura (hastig): Mein Vater besitzt alle Straßenbahnen.
Montague: Gut. Ihr Vater verbündet sich mit der Organisation, er erhält Bodenrechte und Privilegien für einen Spottpreis, dafür vergibt er an von diesen Politikern organisierte Gesellschaften die Kontrakte für die Erbauung der unterirdischen Gänge und der Straßenbahnlinien. Diese Gesellschaften jedoch bestehen bloß auf dem Papier ... sie verkaufen die

Kontrakte an wirkliche Bauunternehmer, schöpfen dabei einen Profit von zwanzig oder dreißig Prozent ab. Voriges Jahr erhielt eine dieser Gesellschaften Kontrakte im Wert von dreißig Millionen Dollars.

Laura: Und dies ist die Art, auf die Grimes zu seinem Geld kommt?

Montague: Grimes' Bruder ist der Direktor der eben erwähnten Gesellschaft.

Laura: Ich verstehe, es ist ein ausgearbeitetes System.

Montague: Es ist eine geschäftliche Angelegenheit, die nicht strafbar ist, kein Gesetz verletzt.

Laura: Und dennoch nicht weniger schlecht ist, als täte sie es.

Montague: Ärger, weil ihr Bereich unbegrenzt ist. Das Ganze birgt in sich jegliche Art der Korruption. Bedeutet die Prostitution unseres ganzen Regierungssystems ... Die Subventionierung unserer Presse und der großen politischen Parteien. Es bedeutet, daß jene Richter ernannt werden, die ein den Körperschaften günstiges Urteil fällen, daß bloß jene Legislatoren gewählt werden, die die Körperschaften gegen jeden Angriff schützen. Es bedeutet, daß Unwissenheit und Unzulänglichkeit, Ungerechtigkeit und Betrug überall auf den Thron gehoben werden.

Laura: Und die Allgemeinheit zahlt dafür?

Montague: Letzten Endes bezahlt immer die Allgemeinheit alles. Der gestohlene Grund und Boden wird für zehnmal so viel, wie er gekostet hat, auf den Markt geworfen, das Volk zahlt für eine elende, schlechte, untaugliche Beamtenschaft. Zahlt in Form von Steuern und Miete für eine unehrliche Administration. Jeder ringende Unselige dieser Stadt zahlt, sobald er in Berührung mit dem System kommt ... wenn er Hilfe, ja sogar, wenn er Gerechtigkeit sucht. Diese Seite empörte mich am meisten ... Sie wissen, ich bin Rechtsanwalt. Die Korruption unserer Gerichte ...

Laura: Sind die Richter gekauft?

Montague: Die Richter werden ausgewählt, Fräulein Hegan.

Laura: Ausgewählt! Ich begreife.

Montague: Und dieses System herrscht vom höchsten Gerichtshof des Landes bis herab zum kleinsten Polizeimagistrat, vor dem die Armen klagen.

Laura: Deshalb wird auch der weiße Sklavenhandel nicht bestraft?

Montague: Ja.

Laura: Und deshalb wollte keiner für Annie Rogers einen Finger rühren?

Montague: Ja, deshalb.

Laura: Und mein Vater ist dafür verantwortlich?

Montague (ernst): Ja, ich glaube, er ist es, Fräulein Hegan.

(eine Pause.)

Laura: Haben Sie in der letzten Zeit Julia Patterson gesehen?

Montague: Ich sah sie gestern Abend.

Laura: Wie geht es Annie?

Montague: Es geschehen allerlei korrupte Dinge.

Laura: Und war mein Vater für diese verantwortlich?

Montague: Ja.

Laura: Unmittelbar?

Montague: Ja, unmittelbar.

Laura: Mein Vater ist also ein schlechter Mensch?

Montague (nach einer Pause): Ihr Vater befindet sich inmitten eines verbrecherischen Systems. Er ist das Opfer von Umständen, die er nicht schuf.

Laura: Ah, jetzt versuchen Sie mich zu schonen!

Montague: Nein. Dies würde ich jedem sagen. Ich führe Krieg gegen das System ... nicht gegen Individuen. Es ist die alte Geschichte, man haßt die Sünde und liebt den Sünder. Ihres Vaters Konkurrenten sind ebenso rücksichtslos, wie er. Murdock zum Beispiel, der Mann, der hinter dem Großen Avenue-Bahn-Fall steht. Es ist für eine Frau schwer, die Lage zu begreifen.

Laura: Einiges begreife ich sehr gut. Ich gehe in die Slums und erblicke den Pfuhl des Elends. Ich sehe die dort herrschenden Mächte des Bösen, herausfordernd und hassenswert ... die Kneipen und Spielsalons, den schauerlichen weißen Sklavenhandel, dessen Opfer Annie Rogers ist. Und die politische Organisation, die von alledem einen Tribut nimmt, es benützt, um an der Macht zu bleiben. Und Boß Grimes, das Haupt des ganzen, ... ist einer der intimen Bekannten meines Vaters. Ich frage ihn danach und erhalte zur Antwort, dies sei eine »geschäftliche« Angelegenheit. Weshalb aber hat mein Vater Geschäfte mit einem Mann, dessen hauptsächlichste Einkommensquelle das Laster ist?

Montague: Dies stimmt nicht ganz, Fräulein Hegan.

Laura: Zahlt ihm das Laster etwa keinen Tribut?

Montague: Zum Teil, gewiß. Doch ist dies nur ein kleiner Teil seines Einkommens.

Laura: Was denn sonst?

Montague: Die Lasterbestechung dient für die Polizei, die Distriktführer und die kleinen Leute. Was sich heutzutage wirklich bezahlt macht, ist die sogenannte »ehrliche Bestechung«.

Laura: Was ist das?

Montague: Die Geschäfte, die mit den großen öffentlichen Körperschaften gemacht werden.

Laura: Ah! Gerade dies will ich wissen.

Montague: Zum Beispiel: ich besitze eine Straßenbahn ...

Laura (hastig): Mein Vater besitzt alle Straßenbahnen.

Montague: Gut. Ihr Vater verbündet sich mit der Organisation, er erhält Bodenrechte und Privilegien für einen Spottpreis, dafür vergibt er an von diesen Politikern organisierte Gesellschaften die Kontrakte für die Erbauung der unterirdischen Gänge und der Straßenbahnlinien. Diese Gesellschaften jedoch bestehen bloß auf dem Papier ... sie verkaufen die

Kontrakte an wirkliche Bauunternehmer, schöpfen dabei einen Profit von zwanzig oder dreißig Prozent ab. Voriges Jahr erhielt eine dieser Gesellschaften Kontrakte im Wert von dreißig Millionen Dollars.

Laura: Und dies ist die Art, auf die Grimes zu seinem Geld kommt?

Montague: Grimes' Bruder ist der Direktor der eben erwähnten Gesellschaft.

Laura: Ich verstehe, es ist ein ausgearbeitetes System.

Montague: Es ist eine geschäftliche Angelegenheit, die nicht strafbar ist, kein Gesetz verletzt.

Laura: Und dennoch nicht weniger schlecht ist, als täte sie es.

Montague: Ärger, weil ihr Bereich unbegrenzt ist. Das Ganze birgt in sich jegliche Art der Korruption. Bedeutet die Prostitution unseres ganzen Regierungssystems ... Die Subventionierung unserer Presse und der großen politischen Parteien. Es bedeutet, daß jene Richter ernannt werden, die ein den Körperschaften günstiges Urteil fällen, daß bloß jene Legislatoren gewählt werden, die die Körperschaften gegen jeden Angriff schützen. Es bedeutet, daß Unwissenheit und Unzulänglichkeit, Ungerechtigkeit und Betrug überall auf den Thron gehoben werden.

Laura: Und die Allgemeinheit zahlt dafür?

Montague: Letzten Endes bezahlt immer die Allgemeinheit alles. Der gestohlene Grund und Boden wird für zehnmal so viel, wie er gekostet hat, auf den Markt geworfen, das Volk zahlt für eine elende, schlechte, untaugliche Beamtenschaft. Zahlt in Form von Steuern und Miete für eine unehrliche Administration. Jeder ringende Unselige dieser Stadt zahlt, sobald er in Berührung mit dem System kommt ... wenn er Hilfe, ja sogar, wenn er Gerechtigkeit sucht. Diese Seite empörte mich am meisten ... Sie wissen, ich bin Rechtsanwalt. Die Korruption unserer Gerichte ...

Laura: Sind die Richter gekauft?

Montague: Die Richter werden ausgewählt, Fräulein Hegan.

Laura: Ausgewählt! Ich begreife.

Montague: Und dieses System herrscht vom höchsten Gerichtshof des Landes bis herab zum kleinsten Polizeimagistrat, vor dem die Armen klagen.

Laura: Deshalb wird auch der weiße Sklavenhandel nicht bestraft?

Montague: Ja.

Laura: Und deshalb wollte keiner für Annie Rogers einen Finger rühren?

Montague: Ja, deshalb.

Laura: Und mein Vater ist dafür verantwortlich?

Montague (ernst): Ja, ich glaube, er ist es, Fräulein Hegan.

(eine Pause.)

Laura: Haben Sie in der letzten Zeit Julia Patterson gesehen?

Montague: Ich sah sie gestern Abend.

Laura: Wie geht es Annie?

Montague: Sie . . . (er zögert) sie ist tot.
Laura (zusammenschreckend): Oh!
Montague: Sie starb vorgestern Nacht.
Laura (starrt ihn an, fährt auf, schreit): Sie . . . sie . . .
Montague: Sie beging Selbstmord.
Laura: Oh!
Montague: Schnitt sich die Kehle durch.
Laura (verbirgt das Gesicht, sinkt schaudernd, überwältigt gegen den Tisch): Oh, das arme Mädchen! Das arme, arme Mädchen! (Sie schnellt jählings auf) Begreifen Sie denn nicht? Begreifen Sie denn nicht? Derartige Dinge sind es, die mich zur Verzweiflung treiben.
Montague (will zu ihr treten): Fräulein Hegan.
Laura (bedeckt abermals das Gesicht): Oh! Oh! Es ist entsetzlich! Ich ertrage es nicht. Ich . . .

(Man hört das Surren eines Automobils, beide lauschen.)

Laura, Das ist meines Vaters Auto . . . Herr Montague wollen Sie mich entschuldigen? Ich muß mit meinem Vater sprechen . . .
Montague: Selbstverständlich. Lassen Sie mich fortgehen.
Laura: Nein, bitte, warten Sie. Machen Sie einen kleinen Spaziergang. Ich . . .
Montague: Gut, ich verstehe. (Rechts ab.)
Laura (versucht sich zu beherrschen, geht dann zum Fenster.): Vater!
Hegan (draußen): Ja, Liebste.
Laura: Komm her.
Hegan (tritt ein): Was gibt's?
Laura: Vater, ich erhielt eben eine furchtbare Nachricht . . .
Hegan: Was?
Laura: Annie Rogers . . . Das arme Mädchen, du weißt . . .
Hegan: Ja.
Laura: Sie hat sich umgebracht.
Hegan: Nein!
Laura: Hat sich die Kehle durchgeschnitten.
Hegan: Oh, meine Liebe! (er will zu ihr treten) Es tut mir so leid . . .
Laura (rasch): Nein, Vater. Höre mich an. Du mußt mit mir sprechen . . . diesmal mußt du mit mir sprechen!
Hegan: Mein Kind . . .
Laura: Du kannst mich nicht wieder vertrösten. Kannst es nicht, sage ich dir.
Hegan: Liebe Laura, du bist erschüttert . . .
Laura: Nein, dies stimmt nicht. Ich vermag mich völlig zu beherrschen. Es hat keinen Sinn, zu weinen . . . das Mädchen ist tot, daran ist nichts zu ändern. Aber ich will den Vorfall verstehen. Will erfahren, wer für Annies Tod verantwortlich ist.
Hegan: Liebste, es gibt Übel, um die schwer zu wissen ist . . .

Laura: Das Haus, in das das Mädchen geschleppt wurde . . . Es gibt für derartige Häuser doch Gesetze?

Hegan: Ja, Liebste.

Laura: Weshalb wird das Gesetz nicht angewendet?

Hegan: Es erwies sich als unmöglich, derartige Gesetze durchzuführen.

Laura: Weshalb?

Hegan: Liebste, dieses Uebel . . .

Laura: Diese Leute geben der Polizei Geld, nicht wahr?

Hegan: Nun ja, ich nehme an . . .

Laura: Sag mir nicht, was du annimmst . . . sag mir was du weißt. Sie geben der Polizei Geld, nicht wahr?

Hegan: Ja.

Laura: Weshalb wird dann die Polizei nicht bestraft? Erhalten auch jene, die die Polizei kontrollieren, Geld?

Hegan: Etliche von ihnen, Liebste.

Laura: Das heißt, die Tamanny-Führer.

Hegan: Möglicherweise . . . Ja.

Laura: Und Herr Grimes . . . erhält auch er Geld?

Hegan: Aber, liebe Laura . . .

Laura: Sage es mir.

Hegan: Wirklich, Laura, ich habe ihn nie gefragt, was er bekommt.

Laura (heftig): Vater, du mußt mich verstehen. Ich lasse nicht mit mir spielen . . . mir ist verzweifelt ernst zumute. Ich will der Sache auf den Grund kommen! Ich bin kein Kind mehr, du darfst nicht versuchen, mich zu betrügen. Herr Grimes bekommt bestimmt von dem Geld!

Hegan: Es ist möglich, Liebste.

Laura: Erhältst auch du davon?

Hegan: Guter Gott, Laura!

Laura: Welcher Art sind deine Verbindungen mit Grimes?

Hegan: Mein Kind, du bist wirklich gegen mich nicht gerecht. Ich habe geschäftliche Verbindungen, die du unmöglich verstehen kannst . . .

Laura: Ich kann alles verstehen, das du mich verstehen zu lassen gewillt bist. Ich will wissen, weshalb du mit einem Menschen wie Boß Grimes Geschäftsverbindungen unterhalten mußt.

Hegan: Liebste, ich glaube, in diesem Fall müßte dir das Wort deines Vaters genügen. Ich kann dir versichern, daß ich mit dem Laster nichts zu tun habe. Grimes ist ein Geschäftsfreund von mir. Er ist ein reicher Mann, bedeutet in New York eine Macht . . .

Laura: Hilfst du ihm, in New York eine Macht zu sein?

Hegan: Nun, ich weiß nicht . . .

Laura: Steuerst du zu seinem Wahlfond bei?

Hegan: Aber Laura! Ich bin Demokrat, habe doch sicherlich das Recht, meine Partei zu unterstützen.

Laura (rasch): Hast du je zum Wahlfond der Republikaner beigesteuert?

Hegan (lacht verlegen): Aber ... wirklich ...
Laura: Bitte, antworte mir.
Hegan: Ich bin ein »Gold-Demokrat«, Liebste.
Laura: Ich verstehe. (Pause.) Du ermöglichst Herrn Grimes, viel Geld zu verdienen, nicht wahr?
Hegan: Das tue ich.
Laura: Er ist an den Gesellschaften, denen du Kontrakte gibst, interessiert?
Hegan: Du scheinst über meine Angelegenheiten tatsächlich gut unterrichtet zu sein.
Laura: Ich war bemüht, etwas darüber zu erfahren. Vater, siehst du denn nicht ein, was es bedeutet, derart die Verwaltung der Stadt zu korrumpieren?
Hegan: Die Verwaltung zu korrumpieren?
Laura: Ernennt etwa nicht Grimes die Legislatoren und Richter?
Hegan: Nun ja, ... gewissermaßen ...
Laura: Und berät er sich nicht mit dir?
Hegan: Aber, meine Liebe ...
Laura: Bitte, sage es mir.
Hegan (erkennend, daß er nichts mehr zugeben dürfe): Nein, Liebste.
Laura: Nie?
Hegan: Niemals.
Laura: Hat er nie versucht, die Gerichte zu deinen Gunsten zu beeinflussen?
Hegan: Keineswegs.
Laura: Noch zu Gunsten deiner Gesellschaften?
Hegan: Nein, Liebste.
Laura: Kannst du mir dein Ehrenwort geben, daß dies die Wahrheit ist?
Hegan: Ich kann es, Liebste.
Laura: Daß auch deine Rechtsanwälte dies nie tun? Willst du damit sagen, die Gerichte stünden nicht unter deinem Einfluß ...
Hegan (lacht verlegen): Wirklich, Liebste, du bist ebenso arg wie eine Regierungsuntersuchung. Ich werde mich in meine Gedächtnisschwäche retten müssen.
Laura (heftig): Vater, bedeutet es dir nichts, daß ich auf meinem Gewissen das Blut dieses armen Mädchens habe?
Hegan: Mein Kind!
Laura: Ja. Sie fiel in die Krallen dieses erbarmunglosen Systems, es hielt sie fest, preßte ihr das Leben aus. Und wir erhalten dieses System aufrecht ... aller Luxus, alle Macht, die ich genieße, kommt unmittelbar von dem System. Siehst du denn nicht, was ich meine?
Hegan: Ich sehe, Liebste, daß du furchtbar überreizt bist und dich ganz krank machst. Verstehst du denn nicht, was es für mich bedeutet, dich so handeln zu sehen? Ich befinde mich in einer der erstesten Krisen meines Lebens, arbeite unter entsetzlicher Spannung Tag und Nacht ... Habe in den letzten drei Nächten kaum sechs Stunden geschlafen. Und

nun, da ich einen Augenblik rasten könnte, kommst du und unterziehst mich einem derartigen Verhör. Daran denkst du nicht!

Laura: Gerade daran denke ich. Weshalb mußt du dich so quälen? Weshalb . . .

Hegan: Liebste, auch ich befinde mich in den Krallen des Systems.

Laura: Weshalb? Weshalb bleibst du dort? Haben wir denn noch nicht genug Geld?

Hegan: Mich binden Pflichten . . . Interessen, die ich verteidigen muß. Wie kann . . . (Es klopft) Herein.

Andrews (tritt ein): Hier sind die Dokumente, Herr Hegan. Sie müssen jetzt unterschrieben werden, sollen sie mit dieser Post fort.

Hegan: Gut. (Er setzt sich an einen Schreibtisch im Hintergrund und schreibt.)

Laura (steht vor dem Tisch, starrt vor sich hin, nimmt lässig ein Buch zur Hand): Ivanhoe . . . . (sie blättert im Buch, ein Stück Papier fällt heraus. Sie hebt es auf, schaut es an, schrickt zusammen) Oh! . . . (liest) An G. zweihunderttausend für das Gericht. *Grimes.* Zweihunderttausend für das Gericht! (Sie blickt auf ihren Vater, legt das Blatt ins Buch und dieses auf den Tisch zurück.) Vater, hast du Ivanhoe gelesen?

Hegan (ohne aufzusehen): Ich lese es eben. Willst du es?

Laura: Nein. Ich sah das Buch bloß zufällig hier liegen.

Hegan (blickt auf, betrachtet sie, schreibt dann weiter): So. (Er erhebt sich. Das Surren eines Automobils wird vernehmbar.) Wer ist das?

Andrews (am Fenster): Herr Grimes.

Laura (fährt auf): Grimes!

Hegan (zu Andrews): Führen Sie ihn herein.

(Andrews ab.)

Laura: Vater, weshalb bringst du diesen Mann her?

Hegan: Ich werde es nicht wieder tun, Liebste. Es war mir nicht klar. Er befand sich zufällig in der Nachbarschaft . . .

Laura: Ich will ihn nicht sehen!

Hegan (schlingt den Arm um sie): Gut, Liebste. Komm fort von hier. Hör mir zu Liebe auf, dir Sorgen zu machen . . . . (führt sie nach links ab).

Andrews (am Fenster): Hierher, Herr Grimes.

Grimes (tritt ein, er ist ein mächtiger, breitschultriger, fünfzigjähriger Mann mit schwerfälligem Kinn, das von einem spärlichen Bart bedeckt ist, das Gesicht gemahnt an einen Bulldog. Er ist ein grimmiger, herrischer Mensch, der nur dann spricht, wenn es nicht zu vermeiden ist. Er setzt sich auf einen Stuhl vor dem Tisch).

Andrews: Wollen Sie eine Zigarre?

Grimes (nimmt stumm eine Zigarre, kaut daran, stiert vor sich hin).

Andrews: Herr Hegan wird gleich kommen.

Grimes (nickt). Andrews (entfernt sich). Grimes (kaut weiter an der Zigarre, starrt vor sich hin, er vermeidet es, eine unnötige Bewegung zu machen).

Hegan (kommt von links): Hallo, Grimes!

Grimes: Hallo!

Hegan (besorgt): Nun?

Grimes: Gemacht.

Hegan: Wie?

Grimes: Gemacht.

Hegan: Gut. (Grimes nickt.) Wie haben Sie es angefangen?

Grimes (grimmig): Ich nahm sie in die Hand!

Hegan: Welchen von ihnen? Porter? (Grimes nickt.) Oh, dieser alte Heuchler! Wieviel boten Sie ihm? Bargeld? (Grimes schüttelt langsam den Kopf.) Wie?

Grimes: Disziplin!

Hegan (verblüfft): Aber . . . ein Richter!

Grimes: Gehört ein Mann mir, so gehört er auch für immer mir . . . einerlei, ob er dabei das lebenslängliche Zuchthaus riskiert

Hegan: Sind Sie überzeugt, daß es ungefährlich ist?

Grimes: Das Urteil wird morgen gesprochen.

Hegan (fährt auf): Wie?

Grimes: Morgen mittag.

Hegan: Wie können sie das Urteil fällen?

Grimes: Sie werden sich dem Minoritätsbeschluß fügen.

Hegan: Oh! Ich verstehe (er kichert).

Grimes: Halten Sie sich bereit.

Hegan: Vertrauen Sie mir! Jetzt muß ich mich hineinstürzen.

Grimes: Es wird ein großes Gemetzel sein. Der alte Murdock steckt bis über den Hals darin.

Hegan: Ich weiß. Wir kriegen sie flach gedrückt. (Er erhebt sich.) Der alte Porter! Wer hättte das gedacht! Wann sahen Sie Ihn?

Grimes: Gestern abend.

Hegan: Ich verstehe. Ich begleite Sie.

Grimes: Einen Augenblick. Ich will das Geld nehmen.

Hegan: Ah ja. Weshalb lassen Sie es nicht bei mir, ich kaufe für Sie.

Grimes: Ich kaufe selbst.

Hegan: Gut. (Er setzt sich an den Schreibtisch.)

Grimes: Zweihunderttausend.

Hegan: Schon recht. (Er unterschreibt einen Check, erhebt sich, reicht ihn Grimes.) Da.

Grimes (betrachtet den Check, nickt, steckt ihn sorgsam ein): Wann geht der nächste Zug?

Hegan: In etwa zehn Minuten. (Er läutet.) Andrews.

(Andrews kommt von links)

Ich fahre sofort in die Stadt. Telephonieren Sie alles ins Stadthaus.

**Andrews:** Ja, Herr Hegan. Soll ich am Abend nachkommen?

**Hegan:** Ja, es wird besser sein. Telephonieren Sie Herrn Isaacson und Herrn Henry Sterne sie mögen heute abend um acht Uhr zu einer wichtigen Besprechung kommen, in, ja, wohin?

**Grimes:** In meine Wohnung.

**Hegan:** Gut. Sie sollen auf keinen Fall fernbleiben. Es handelt sich um etwas Dringendes.

**Andrews:** Ja, Herr Hegan. (Hegan und Grimes ab durch die Mitte. Andrews bleibt zurück, sortiert Papiere. Es klopft an der Tür rechts.) Herein. (Montague tritt ein).

Ah, guten Tag. Ich suchte Sie eben, Herr Montague, Herr Bullen ist gekommen.

**Montague:** Wo ist er?

**Andrews:** Er wartet. Ich werde ihm sagen, daß Sie hier sind (rechts ab).

**Montague** (steht am Fenster, beobachtet das abfahrende Automobil) Grimes! Was dies wohl bedeutet? (wendet sich ab). Welch ein Zufall, daß ich gerade hier bin. Hm. Nun, ich habe nichts dazu getan. Ah, Bullen!

**Jack** (tritt von rechts ein, äußerst erregt): Montague!

**Montague:** Ja.

**Jack:** Jetzt hab ich sie!

**Montague:** Wie?

**Jack:** Jetzt hab ich sie!

**Montague:** Ist dies Ihr Ernst?

**Jack:** Halte sie fest. Habe alles. So einen Fall hat es noch nie gegeben.

**Montague** (blickt sich um): Sch. Wo war es?

**Jack:** Im Haus des Richters Porter.

**Montague:** Wie?

**Jack:** Ja . . . Grimes kam hin.

**Montague:** Wann?

**Jack:** Gestern abend. Mein Freund war im Nebenzimmer . . . hörte alles.

**Montague:** Und was werden Sie tun?

**Jack:** Porter geht über, unterschreibt den Minoritätsbeschluß, der dann als Gerichtsurteil herausgebracht wird.

**Montague:** Guter Gott! Wann?

**Jack:** Morgen?

**Montague:** Unmöglich!

**Jack:** Heute nachmittag soll eine Richterkonferenz stattfinden. Sehen Sie . . . Hier ist der Beschluß . . . (zieht ein Papier aus der Tasche) Jener, den sie beiseite schaffen wollen.

**Montague** (betrachtet das Dokument): Barmherziger Himmel!

**Jack:** Und auch dies schauen Sie an! (er entfaltet ein Stück Papier, auf dem zerrissene und halbverbrannte Papierstücke aufgeklebt sind) Er warf es in den Kamin, doch verbrannte es nicht.

Montague: Bullen!

Jack: Grimes Schrift: »Mein lieber Porter — ich werde Sie aufsuchen ...« Das Wort ist noch zu entziffern ... »um acht Uhr dreißig. Äußerst dringend.« Wie gefällt Ihnen das?

Montague: Mensch, es ist furchtbar! (eine Pause) Wie gelang es Ihnen, sich diese Papiere zu verschaffen?

Jack: Das ist eine lange Geschichte.

Montague: Mit welchen Mitteln hat Grimes gearbeitet? Geld?

Jack: Keinen Dollar.

Montague: Wie denn?

Jack: Durch einen einfachen Bluff. Parteiloyalität. Wozu sei er denn ernannt worden?

Montague: Aber in einem derartigen Prozeß!

Jack: Der beste Prüfstein! Verlöre Hegan den Prozeß, so würde er von der Tafel fortgewischt, die Organisation wäre bei den nächsten Wahlen verloren. Weshalb sind Sie denn ernannt worden, Richter Porter? Sehen Sie denn nicht?

Montague: Ich sehe, es verschlägt mir den Atem.

Jack (blickt sich um): Welch ein Ort, um hier zusammen zu kommen? Sahen Sie Grimes?

Montague: Ja.

Jack: Ich wette, er kam her, um Hegan alles zu berichten.

Montague: Zweifellos.

Jack: Bei Gott, ich gäbe eine Hand, hätte ich die beiden hören können.

Montague: Wünschen Sie dies nicht. Es ist ohnehin alles peinlich genug.

Jack (starrt ihn an): Sie werden Ihr Vorhaben doch ausführen? Werden sich nicht drücken?

Montague: Oh, ich werde es ausführen ... Vertrauen Sie mir. Dennoch ist es verteufelt peinlich.

Jack: Weshalb kamen Sie her?

Montague: Ich versuchte, dies zu vermeiden, doch bestand Fräulein Hegan darauf.

Jack (lachend): Mir erging es ebenso. Ich wurde eingefangen.

Montague: Und nun wird sie glauben, wir hätten alldies hier erfahren. Ich werde ihr erklären müssen ...

Jack: Was?

Montague: Ich muß es tun.

Jack: Nein! (Laura erscheint am Mittelfenster und vernimmt die folgenden, erregt gesprochenen Worte.)

Jack: Daran ist gar nicht zu denken.

Montague: Ich kann nicht anders, Mensch! Fräulein Hegan wird glauben ich hätte gehorcht.

Jack: Wissen Sie denn, was Sie tun wollen, Mensch? Sie werden alles verderben! Wir halten Grimes in der Hand ... können ihn ins Ge-

fängnis bringen. Wenn jedoch Hegan auch nur ein Wort hört, so ist alles vereitelt.

Montague: Wieso?

Jack: Sie würden das Gerichtsurteil zurückhalten.

Montague: Unsinn! Sie haben viel zu viel zu verlieren . . .

Laura (tritt ein): Verzeihen Sie, Herr Bullen.

Jack: Oh!

Laura: Ich wollte Ihre Worte nicht hören, doch konnte ich nicht anders. Wurde überrascht. (Die drei starren einander an) Es handelt sich hier um etwas, das meinen Vater betrifft. (Sie blickt auf das Papier in Jacks Hand.) Herr Bullen hat Ihnen einen Beweis gebracht. Stimmt das, Herr Montague?

Montague (leise): Ja Fräulein Hegan.

Laura: Und Sie wollten mich ins Vertrauen ziehen?

Montague: Ich wollte es Ihnen unmöglich machen, zu glauben, dieser Beweis sei in Ihrem Heim erbracht worden.

Laura: Ich verstehe.

Montague: Sie werden uns die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß wir nicht versuchten, hier Einlaß zu finden?

Laura: Ja. (Pause.) Ich kann bloß sagen, daß Sie sich, ziehen Sie mich ins Vertrauen, bis zum bitteren Ende auf mich verlassen können.

Montague: Fräulein Hegan, Herr Bullen hat mir den Beweis gebracht, daß das Urteil, welches morgen vom Gericht gefällt werden wird . . . daß es . . . beeinflußt ist.

Laura (rasch): Von wem?

Montague: Von Robert Grimes.

Laura (fährt heftig auf): Und dieser Beweis betrifft auch meinen Vater?

Montague: Ihr Vater wird mehr als alle anderen an dieser Veränderung profitieren.

Laura (sinkt gegen den Tisch, starrt ins Weite, flüstert): Grimes . . . zweihunderttausend für das Gericht. Ich begreife. Begreife. (Sie wendet sich den beiden zu, schwach): Und was . . . was wollen Sie tun?

Montague: Ich will warten, bis das Urteil verkündet wird, dies geschieht morgen, dann werde ich eine öffentliche Versammlung einberufen, den Beweis vorzeigen.

Laura (will ihn anflehen, beherrscht sich dann): Ja, ja . . . dies ist gerecht, aber dann . . . Sehen Sie! Es ist doch noch nicht geschehen!

Montague: Was wollen Sie damit sagen?

Laura: Das Urteil ist noch nicht verkündet. Es könnte aufgehalten werden.

Jack: Weshalb es aufhalten?

Laura: Dies würde das Unrecht verhindern. Ich würde . . . Oh, ich begreife . . . Sie wollen Grimes bloßstellen! Es ist Ihnen lieber, wenn es geschieht.

Jack: Das Verbrechen wurde bereits begangen.

Laura: Und Sie, Herr Montague . . . auch Ihnen ist es so lieber?

Montague: Ich hatte niemals an eine andere Möglichkeit gedacht.

Laura: Hören Sie mich an. Ich verstehe das Ganze nicht sehr gut. Der Prozeß der Großen-Avenue-Bahn . . .

Montague: Ist ein Versuch, ein Bodenrecht zu annullieren, das durch erwiesene Bestechung erworben wurde.

Laura: Es lohnte sich also, wenn die Allgemeinheit den Prozeß gewönne?

Montague: Dies würde einen äußerst wichtigen Präzedenzfall bilden. Wie aber soll dies getan werden?

Laura: Wir halten diese Leute in der Hand . . . können sie zwingen, nachzugeben.

Montague: Sie würden es niemals tun, Fräulein Hegan, es steht für Sie zu viel auf dem Spiel.

Laura: Aber . . . Der Beweis, den Sie in Händen halten! Herr Bullen sagte, Sie könnten Grimes ins Gefängnis bringen.

Montague: Dies war bloß sinnloses Geschwätz. Grimes hat den Distriktstaatsanwalt und die Gerichte auf seiner Seite. Er könnte nie für etwas bestraft werden.

Laura: Aber die Bloßstellung?

Jack: Er ist hundertmal bloßgestellt worden. Was liegt ihm daran?

Laura: Aber . . . Auch mein Vater wird davon betroffen.

Jack: Sehr wahr, Fräulein Hegan.

Laura: Ich kann ihn zwingen, einzusehen, wie unrecht es ist.

Jack: Sie vermögen ihn zur Einsicht zu zwingen, aber nicht zum Handeln.

Laura: Ah, Sie kennen meinen Vater nicht . . . wirklich nicht. Er tut Schlechtes, doch ist er im Herzensgrunde ein gütiger, loyaler Mensch. Und er liebt mich . . . ich bin seine einzige Tochter . . . Ich kann ihm helfen, das Rechte zu erkennen. Wir haben einander stets verstanden, er wird mir lauschen, auch wenn er sonst niemandem auf der Welt lauscht.

Jack: Aber was vermögen Sie ihm zu sagen? Wir können unseren Beweis nicht in Ihre Hände geben . . .

Laura: Ich bedarf Ihres Beweises nicht. Ich muß Ihnen gestehen, daß auch ich meinerseits etwas über den Fall entdeckt habe. Ich weiß, daß mein Vater Herrn Grimes bezahlte, damit dieser das Urteil des Gerichtes beeinflusse. Weiß sogar, wie viel er ihm zahlte.

Montague: Fräulein Hegan!

Jack: Guter Gott!

Laura: Sie sehen, ich fürchte nicht, Ihnen zu vertrauen . . . (Eine Pause) Welcher Art ist Ihr Beweis gegen Grimes?

Montague: Er stammt von einem Augenzeugen seiner Unterredung mit dem Richter.

Laura: Können Sie dem Zeugen trauen?

Montague: Diese Frage muß Bullen beantworten.

**Jack:** Der Richter hat einen Neffen, einen liederlichen Kerl, dessen Erbteil er zurückhält . . . und der ihn deshalb haßt. Der Neffe ist ein einstiger Studienkamerad von mir. Er erlauschte die Unterredung, brachte mir den Beweis.

**Laura:** Ich verstehe. Dann habe ich wirklich etwas Wichtiges in Händen. Sehen Sie denn nicht, daß mein Vater mir ausgeliefert ist?

**Jack:** Fräulein Hegan, Sie sind ein tapferes Mädchen, ich würde Ihnen gerne nachgeben. Aber Sie könnten nichts erreichen. Dieser Prozeß, der angeblich die Interessen der Allgemeinheit verficht, ist in Wirklichkeit das Werk Murdocks und seiner Leute, die gegen Ihren Vater kämpfen, Sie müssen dessen Lage begreifen . . . die tausend Fäden, die ihn binden . . . alle Gewohnheiten eines ganzen Lebens. Denken Sie an die Freunde, die er schützen muß, Sie wissen nicht . . .

**Laura:** Ich weiß alles. Andererseits weiß ich um Dinge, die Ihnen nicht bekannt sind. Ich weiß, daß mein Vater kein glücklicher Mensch ist. Ein Krebsschaden frißt an seinem Herzen . . . die Frucht des Lebens wird auf seinen Lippen zu Asche. Er liebt auf der ganzen Welt bloß einen einzigen Menschen . . . mich. Für mich hat er geschuftet und gekämpft . . . alle diese Jahre hindurch hat er sich gesagt, er verdiene das Geld für mich. Und nun entdeckt er, es bringe mir bloß Leid und Kummer. Wenn ich nun zu ihm träte, sagend: »Vater, du hast ein Verbrechen begangen, ich vermag es keine Stunde länger zu ertragen. Du mußt hier und jetzt wählen . . . mußt den Kampf gegen das Volk aufgeben . . . mußt dieser Laufbahn entsagen und mit mir kommen, mir helfen, in der Welt Gutes zu tun. Oder« . . . (ihre Stimme versagt) »ich werde dich verlassen müssen. Werde mich weigern, einen einzigen Dollar von deinem Geld anzurühren, werde mich weigern, auf irgendeine Art an deiner Schuld teilzuhaben!« Sehen Sie denn nicht? Er wird wissen, daß ich die Wahrheit spreche . . . daß ich jedes Wort ernst meine. Glauben Sie mir . . . mein Vater wäre eben so gewaltig in der Sühne für seine Ungerechtigkeiten, wie er es beim Begehen derselben war. Sie können mir doch nicht die Möglichkeit verweigern, ihn zu retten?

**Jack:** Fräulein Hegan . . .

**Montague:** Um Gotteswillen, Jack . .

**Jack:** Verzeihen Sie, Montague. Wie lange sollen wir warten, Fräulein Hegan?

**Laura:** Sie brauchen gar nicht zu warten. Führen Sie Ihr Vorhaben aus. Inzwischen werde ich zu meinem Vater gehen . . . Werde ihn heute abend anflehen, morgen früh werden Sie erfahren, ob ich Erfolg hatte.

**Jack:** Gut . . . Darauf gehe ich ein.

**Laura:** Herr Montague soll morgen früh um zehn Uhr in das Büro meines Vaters kommen. Ich werde ihn nicht aufgeben . . . selbst wenn ich ihm bis dorthin folgen müßte. Und nun . . . Leben Sie wohl . . . (Sie strebt der Tür zu, bricht zusammen, schluchzend): Danke! Danke! (Sie streckt ihnen die Hände entgegen.)

Montague (eilt auf sie zu): Fräulein Hegan!

Laura: Schenken Sie mir ein wenig Mut. Sagen Sie, daß Sie an meinen Erfolg glauben.

Montague (erfaßt ihre Hand): Ich glaube daran, Fräulein Hegan.

Laura: Ah, ich danke Ihnen.

Montague (küßt ihre Hand, will reden, überwältigt): Leben Sie wohl.

Laura (im Gehen): Mein Gott!

Jack: Ich begreife, mein Alter. Wäre sie bloß nicht so reich.

Montague: Wäre sie bloß nicht . . .

Jack: Ja, ja, lieber Junge. Ich weiß, wie es ist. Sie sind mit einem Gewissen belastet, fordern Liebe in einer kleinen Hütte. Aber jetzt müssen Sie darauf vergessen, mein Alter . . . Die Arbeit liegt vor uns. Vorwärts! (Er packt ihn bei der Schulter: beide ab.)

## DRITTER AUFZUG.

(Hegans Bureau in der Wall-Street. Ein geräumiges Zimmer, mit strenger Einfachheit möbliert. Links ein großer Tisch, um diesen herum etwa ein halbes Dutzend Stühle, an der Wand ein Morse-Apparat, rechts ein flacher Schreibtisch mit Telephon. Eingang durch die Mitte.

Da der Vorhang aufgeht, steht Andrews vor dem Schreibtisch, nimmt etliche Papiere auf, sieht sie durch, macht Notizen, legt die Papiere zurück.

Parker (tritt ein): Sagen Sie, Andrews, wie sollen diese Briefe der Vierten National-Bank beantwortet werden?

Andrews: Geben Sie her, ich werde es erledigen.

Parkers: Keine Aufträge für die Makler heute morgen?

Andrews: Ich schreibe sie selbst.

Parker: Etwas besonderes, wie? Gut. (blickt auf den Morse-Apparat) Hallo! Hören Sie zu: »Ein weitverbreitetes Gerücht behauptet, daß das Urteil des Appellationsgerichtes im Prozeß der Allgemeinheit gegen die Große Avenue-Eisenbahngesellschaft heute gefällt wird.« Teufel. Ob das wahr ist?

Andrews: Auch ich hörte das Gerücht.

Parker: Gestern war ein Reporter hier, versuchte mich auszuquetschen. Ich wette, sie beobachten den Chef.

Andrews: Ja, bestimmt.

Parker: Teufel! Ich möchte wissen, wie das Urteil ausfallen wird.

Andrews: Zweifellos gibt es noch viele andere, die dies ebenfalls wissen möchten.

Parker: Ich wette, der Chef weiß es.

Andrews: Mag sein.

(Eine Pause, Parker liest weiter von der Rolle des Telegraphen.)

Parker: Sie haben wohl nichts gehört, wie?

Andrews: Ich höre nie etwas, Parker.

Parker: Tun Sie doch nicht so ... Weshalb wollen Sie einem nicht bisweilen eine Andeutung vergönnen?

Andrews: Ich kann es mir nicht leisten.

Parker: Ich würde es streng für mich behalten. (eine Pause.) Andrews,

Andrews: Nun?

Parker: Könnten Sie für mich nicht manchmal etwas anlegen?

Andrews: Ich empfinde keine Sehnsucht danach.

Parker: Ich würde den Profit mit Ihnen teilen.

Andrews: Und wie steht's um die Verluste?

Parker: Es würde keine Verluste geben.

Andrews: Hören Sie auf, Parker ... wir wollen in unserem Bureau nichts derartiges haben ... (reicht ihm ein Papier) Ich brauche drei Kopien. Befolgen Sie meinen Rat, leben Sie von Ihrem Gehalt.

Parker: Danke. Ich wünschte bloß, das Gehalt vermehrte sich ebenso rasch wie die Rechnungen. (Strebt der Tür zu, erblickt Laura) Oh, guten Morgen, Fräulein Hegan.

Laura (tritt hastig ein): Guten Morgen.

Andrews: Guten Morgen, Fräulein Hegan.

(Parker ab.)

Laura: Herr Andrews, wo war mein Vater gestern abend?

Andrews: Er hatte eine wichtige Besprechung ...

Laura: Er kam nicht heim.

Andrews: Nein, Fräulein Hegan, es war zu spät geworden. Er blieb in der Stadt ...

Laura: Auch Sie kamen nicht heim.

Andrews: Ich war mit ihm.

Laura: Es ist zu arg. Ich versuchte die ganze Nacht einen von euch zu finden.

Andrews: Aber ... Ihr Vater hatte, da er Sie verließ, keine Ahnung ...

Laura: Ich weiß. Etwas hat sich ereignet.

Andrews: Nichts Schlimmes, hoffentlich.

Laura: Ich muß sobald wie möglich mit meinem Vater sprechen. Kommt er heute Morgen her?

Andrews: Er muß jeden Augenblick hier sein, Fräulein Hegan.

Laura: Kommt er bestimmt?

Andrews: Zweifellos. Nichts vermöchte ihn abzuhalten.

Laura: Ich will ihn sehen, sobald er kommt. Sollte er telephonieren, oder eine Botschaft senden ...

Andrews: Ich werde dafür sorgen, daß er benachrichtigt werde, Fräulein Hegan.

Laura: Danke. (eine Pause) Das Gerichtsurteil soll heute gefällt werden, nicht wahr Herr Andrews.

Andrews (zögernd): Ein Gerücht spricht davon, Fräulein Hegan.

Laura: Und dies würde den Markt erschüttern?
Andrews: Wahrscheinlich.
Laura: Hat mein Vater Vorbereitungen getroffen?
Andrews: Ja.
Laura: Die Besprechung gestern Abend hing damit zusammen?
Andrews: Ich nehme es an, Fräulein Hegan.
Laura: Übrigens, Herr Andrews, ich erwarte Herrn Montague um zehn Uhr. Bitte, lassen Sie mich wissen, wenn er kommt.
Andrews: Ja, Fräulein Hegan. (geht zur Tür, wendet sich um) Herr Hegan ist gekommen.
Laura (fährt auf): Ah!
Andrews (hält die Tür offen): Guten Morgen, Herr Hegan.
Hegan (tritt ein): Guten Morgen.
Laura: Vater!
Hegan: Laura! (Andrews ab) Was machst du hier?
Laura: Ich kam, um mit dir zu reden.
Hegan: Um mit mir zu reden?
Laura: Bitte, tritt ein, Vater, schließe die Tür.
Hegan: Ja, Liebste, aber . . .
Laura: Ich fuhr dir mit dem nächsten Zug in die Stadt nach. Suche dich seither ununterbrochen . . . Bin die ganze Nacht aufgewesen. Ich muß etwas Dringendes mit dir besprechen.
Hegan: Was?
Laura: Bitte, komm her und setze dich.
Hegan: Ja, Liebste.
Laura: Höre mich an, Vater. Gestern nachmittag, während unserer Unterredung sagtest du mir, du hättest niemals etwas getan, um die Gerichte zu beeinflussen.
Hegan: Ja, Laura.
Laura: Und sagtest auch, niemand hätte je dies für dich oder deine Gesellschaften getan.
Hegan: Ja, aber . . .
Laura: Vater, du hast mich angelogen.
Hegan Laura!
Laura: Es tut mir sehr leid, doch muß ich es aussprechen. Es war eine Lüge, war eine der vielen Lügen, die du mir gesagt hast. Ich begreife ja, weshalb du dies tatest . . . Du meinst, ich sollte nicht nach derartigen Dingen fragen, weil sie mich unglücklich machen würden, deshalb scheust du dich auch nicht, mir zuliebe Dinge zu sagen, die nicht wahr sind.
Hegan: Mein Kind, du sprichst mit deinem Vater.
Laura: Mit meinem Vater, dem Vater, der weiß, daß ich ihn innig liebe, der einsehen wird, daß es mich schmerzt, ihm so etwas zu sagen, genau so, wie es ihn schmerzt, dies von mir zu hören. Doch müssen diese Dinge ausgesprochen werden . . . jetzt ausgesprochen werden.

Hegan: Weshalb jetzt? In diesem Augenblick . . .

Laura: Ich weiß, was du sagen willst. In diesem Augenblick bist du äußerst beschäftigt?

Hegan: Liebste, die Börse wird in einer Stunde geöffnet. Ich befinde mich mitten im Kampfgewühl, muß meinen Maklern Direktiven zugehen lassen, muß hunderterlei andere Dinge erledigen. Außerdem erwarte ich jede Minute Grimes. . .

Laura: Grimes?

Hegan: Ja, Liebste.

Laura: Du bist also mit ihm noch nicht fertig?

Hegan: Nein, Laura. . .

Laura: Dennoch! Herr Grimes muß warten, bis ich dir gesagt habe, was ich zu sagen habe.

Hegan: Was, Laura?

Laura: Du erwartest heute Mittag das Urteil des Appelationsgerichthofes im Prozeß der Großen Avenue-Bahn.

Hegan: Ja. . . .

Laura: Das Urteil wird zu deinen Gunsten lauten. Du und Grimes, ihr wollt darauf spekulieren, auf diese Art viel Geld machen.

Hegan: Ja, Liebste.

Laura: Und du gabst Grimes zweihunderttausend Dollars, damit er den Beschluß des Gerichtes beeinflusse.

Hegan (fährt auf): Laura!

Laura: Grimes suchte vorgestern Abend Richter Porter auf, überredete ihn, seine Stimme zu deinen Gunsten abzugeben.

Hegan: Laura!

Laura: Deshalb wird heute der Minoritätsbeschluß als der Beschluß des Gerichtes ausgesprochen werden.

Hegan: Mein Gott!

Laura: Leugnest du, daß dies die Wahrheit ist?

Hegan: Du hast unsere Unterredung erlauscht!?

Laura: Ich hörte kein Wort, Vater.

Hegan: Du mußt sie erlauscht haben.

Laura: Vater, erweise mir die Achtung, während unseres Gespräches zu glauben, daß ich dir die reine Wahrheit sage. Und wenn du mir das gleiche auch deinerseits versprichst, so werde ich darüber sehr froh sein.

Hegan: Wie denn hast du es erfahren?

Laura: Dies darf ich dir leider nicht sagen.

Hegan: Wissen auch andere Leute darum?

Laura: Ja.

Hegan: Guter Gott! (er starrt sie verblüfft an.) Wer sind diese Leute?

Laura: Das kann ich dir nicht sagen.

Hegan: Aber Laura . . . du mußt!

Laura: Es ist unmöglich.

Hegan: Aber... wie kann das nur sein?

Laura: Ich darf die Angelegenheit nicht näher besprechen.

Hegan: Bedenke doch, Liebste... Ich bin dein Vater, du mußt mir ver- vertrauen... Mußt mir helfen.

Laura: Bitte, frage mich nicht. Ich habe mein Wort gegeben.

Hegan: Dein Wort! (starrt verstört um sich.) Du ergreifst für die anderen Partei, wider dein eigenes Fleisch und Blut!

Laura: Höre mich an, Vater. Denke einen Augenblick an mich, wie all dies mir erscheint. Sei nicht so niedrig, ausschließlich an die Bloßstellung zu denken...

Hegan: Aber, mein Kind, bedenke doch, was es bedeutet, wenn dies bekannt wird. Gehören diese Leute zu meinen Feinden?

Laura: Dies hängt von den Umständen ab.

Hegan: Ich verstehe dich nicht.

Laura: Ich will versuchen, es dir zu erklären, wenn du mit mir Geduld haben willst.

Hegan: Vorwärts! Vorwärts!

Laura: Vater, du weißt, was sich in den letzten Monaten mit mir ereignet hat. Weißt, wie unglücklich ich war. Und nun hast du ein Verbrechen begangen... ein furchtbares, furchtbares Verbrechen!

Hegan: Liebste!

Laura: Ich möchte dir alles klar machen... Mir ist verzweifelt ernst zumute. Ich habe mir die Sache die ganze Nacht überlegt, irre mich nicht. Ich beschloß, mich, komme was da wolle, koste es, was es wolle, von der Verantwortung für jene Übeltaten zu befreien.

Hegan: Inwiefern bist du verantwortlich?

Laura: Auf jede Weise. Mein ganzes Leben basiert auf diesen Übeltaten... alles, was ich besitze und genieße ist mit ihrer Schuld befleckt... das Haus, in dem ich lebe, die Kleider, die ich trage, die Nahrung, die ich esse. Ich werde kein Glück kennen, solange diese Tatsache mein Gewissen belastet. Verstehst du denn nicht?

Hegan: Ich verstehe.

Laura: Ich versuchte die ganze Nacht hindurch, dich zu finden. Verlangte nach der Möglichkeit, ruhig mit dir zu sprechen. Und nun muß ich es hier tun, im Hasten und Gewirr dieser schrecklichen Wall-Street. Doch ist es nun einmal so... ich muß auch hier sprechen. Vater, ich kam, um dich anzuflehen, auf den Knien anzuflehen. Höre mich an, wende dich nicht von mir ab.

Hegan: Was willst du, daß ich tue?

Laura: Vor allem, entsage diesem ungesetzlichen Vorteil, den du errungen hast. Halte den Gerichtsbeschluß zurück, gib dem Volk den Sieg, auf den es ein Recht hat.

Hegan: Aber, Liebste, dies ist Wahnsinn! Wie kann ich...

Laura: Du warst es, der Grimes zu dieser Handlung veranlaßte... du kannst ihn auch veranlassen, sie ungeschehen zu machen!

Hegan: Aber, Liebste, es würde mich ruinieren!

Laura: Wenn du meine Bitte erfüllst, so ist selbst der Ruin belanglos.

Hegan: Was verlangst du von mir?

Laura: Gib diese tolle Laufbahn auf . . . dieses Geldspiel . . . gib es völlig auf. Verkaufe keine Aktien mehr, beeinflusse den Markt nicht mehr, kaufe keine Politiker und Bodenrechte mehr . . . Verkaufe alles was du besitzt, ziehe dich zurück. Ich will, daß du dies jetzt tust . . . heute . . . in dieser Stunde!

Hegan: Aber, Liebste?

Laura: Du sollst mit mir kommen, mir helfen, wieder das Glück zu finden, indem ich Gutes tue. Du sollst deine Macht und deine Fähigkeit benützen, um Menschen zu helfen, statt sie zu verderben.

Hegan: Mein Kind, dies ist leichter gesagt, als getan.

Laura: Wir werden zusammen arbeiten, werden Mittel und Wege finden.

Hegan: Dich deucht dies möglich, von deinem Standpunkt aus . . . mit deinen erhabenen Idealen, von deinem geschützten Leben aus . . .

Laura: Meinem geschützten Leben! Eben dies kann ich nicht länger ertragen. Daß ich Behagen und Luxus genieße, während andere leiden . . . daß mein Vater Teil nimmt an diesem irren Ringen um Geld und Macht, auf daß er mir ein geschütztes Leben geben könne. Ich muß dich zur Erkenntnis zwingen, daß das Geld mir nicht Glück zu geben vermag . . . daß es ebensowohl mein Leben vergiftet, wie das deine!

Hegan (ernst): Laura, ich versuchte, dich zu beschützen . . . dies ist der natürliche Instinkt des Vaters . . . versuchte, von dir alles Schlechte fernzuhalten. Wenn ich, wie du behauptest, dich anlog, so war dies der einzige Grund dafür. Willst du es aber nicht so haben . . . willst du den Tatsachen ins Gesicht sehen . . .

Laura: Ich muß es.

Hegan: Gut, dann sollst du es tun. Du sagst, ich möge diesen Prozeß aufgeben . . . möge den Beschluß des Gerichtes abändern, auf daß die Allgemeinheit Nutzen davon ziehe. Weißt du auch, daß die Allgemeinheit mit diesem Prozeß nichts zu tun hat? . . . Daß er ein verhüllter Angriff von Seiten eines gewissenlosen Feindes ist?

Laura: Du meinst Murdock?

Hegan: Ja, Murdock. Du weißt etwas über seine Laufbahn . . . vielleicht auch über sein Privatleben. Zöge ich mich zurück, wie du es forderst, die Allgemeinheit würde nichts gewinnen . . . er allein würde profitieren. Würde meine Obligationen ruinieren, meine Gesellschaften dem Bankrott zutreiben, meine Kompagnons von mir fortlocken . . . schließlich meine Stelle bei der Straßenbahn einnehmen. Willst du dies erreichen?

Laura: Daran denke ich nicht. Die Korruption des Gerichtes . . .

Hegan: Das Gericht! Weißt du, weshalb Grimes und ich so handeln mußten?

Laura: Nein.

**Hegan:** Und dennoch verurteiltest du mich! Was würdest du sagen, erzählte ich dir, einer der Richter habe von Murdock tausend Aktien der Großen-Avenue erhalten? Und einem anderen sei von einem bekannten Republikaner ein Posten beim Appellationsgericht versprochen worden?

**Laura:** Oh, entsetzlich!

**Hegan:** Begreifst du jetzt das Spiel?

**Laura:** Aber, Vater, dieses Kaufen und Verkaufen der Regierungsmacht . . .

**Hegan:** Die »Regierung« besteht aus Politikern, die sich wählen lassen, um sich an den Höchstbietenden zu verkaufen. Seit zehn Jahren leite ich die Straßenbahngesellschaften . . . hüte die Interessen von Tausenden von Aktionären . . . bin wie ein Mensch, den ein Rudel Wölfe umtobt. Ich verteidigte mich, so gut ich konnte . . . Schließlich erkannte ich, die beste Art der Verteidigung sei der Angriff. Mit anderen Worten: ich mußte mich mit Politik befassen, die Kontrolle der »Regierung« zu meinem Geschäft machen. Verstehst du?

**Laura:** Ja, ich verstehe. Aber wozu solch ein Spiel spielen?

**Hegan:** Wozu? Weil es das einzige Spiel ist, das ich jemals gekannt habe . . . das einzige, das man spielen kann. Derart lebte ich mein Leben . . . derart stieg ich auf zu Macht und herrschender Stellung. Ich spielte für mich, für meine Freunde, für jene, die ich liebte.

**Laura:** Du spieltest für mich. Oh, Vater, Vater! . . . Begreifst du denn nicht, was dies für mich bedeutet? Einzusehen, mein ganzes Leben beruhe auf derartigen Dingen! Begreifst du nicht, daß ich dies künftig nicht zulassen kann . . . Daß ich, weigerst du dich, meine Bitte zu erfüllen, keinen Dollar deines Geldes mehr anrühren kann?

**Hegan:** Laura!

**Laura:** Ja, Vater. Sonst würde ich nicht mehr wagen, meinem Gewissen ins Gesicht zu sehen.

**Hegan** (nach einer Pause): Höre mich an, Liebste. Du weißt, ich wollte mich immer zurückziehen . . .

**Laura:** Ich weiß es, und dies bedeutete ein Bekenntnis. Du weißt, daß du dein Leben, daß du alles zerstörst. Wenn du Halt machen willst, weshalb tust du es nicht?

**Hegan:** Aber, Liebste, in diesem Augenblick . . . inmitten der Schlacht . .

**Laura:** In diesem Augenblick schickst du dich an, um deiner Laufbahn willen etwas zu tun, das dein Gewissen brandmarken wird. In diesem Augenblick erhebt sich vor dir die Erkenntnis, daß du das Leben deiner Tochter zerstörst. Du siehst sie vor dir, verzweifelt . . . wahnsinnig vor Scham und Kummer. Und du mußt dich entschließen, entweder sie mit gebrochenem Herzen von dir zu treiben . . . oder dich von diesen Übeln abzuwenden, ein neues Leben zu beginnen.

**Hegan** (sitzt gebrochen, hilflos da, starrt sie an): Laura!

**Laura** (streckt ihm die Arme entgegen): Vater!

(Es klopft an der Tür, beide schrecken auf.)

Grimes (tritt ein): Oh! Entschuldigen Sie.

Hegan: Treten Sie ein.

Laura (fährt auf): Nein!

Hegan: Treten Sie ein. Sie müssen es erfahren.

Grimes: Was gibt's?

Hegan: Schließen Sie die Tür. Grimes, das Spiel ist verloren.

Grimes: Was wollen Sie damit sagen?

Hegan: Wir wurden verraten. Jemand weiß alles über den Gerichtsbeschluß ... weiß um das, was zwischen Ihnen und Porter, zwischen Ihnen und mir vorfiel.

Grimes: Teufel!

Hegan: Eine Enthüllung bedroht uns.

Grimes: Wer ist es?

Hegan: Ich weiß nicht.

Grimes: Aber dann ...

Hegan: Meine Tochter sagte es mir, doch ist sie nicht berechtigt, Namen zu nennen.

Grimes: Hol mich der Teufel! (Er starrt Hegan und Laura an, setzt sich mit Bedacht so, daß er sie beobachten kann. Eine lange Pause, dann nickt er gegen Laura.) Was will sie erreichen?

Hegan (schwach): Sie wird es Ihnen sagen.

Laura: Ich kam her, um meinen Vater anzuflehen, er möge all dieser Schlechtigkeit den Rücken kehren.

Grimes (starrt sie an): Und was tun?

Laura: Die Wall-Street verlassen, sich einer nutzbringenden Arbeit zuwenden.

Grimes (nach einer Pause): Und wenn er dies nicht will?

Laura: Ich erklärte ihm, er müsse zwischen seiner jetzigen Laufbahn und der Liebe seiner Tochter wählen.

Grimes (betrachtet Laura, blickt dann vor sich hin, schüttelt langsam den Kopf): Ich verstehe euch junge Leute nicht. Da ich ein Knabe war, ehrten junge Mädchen ihre Eltern. Was hat Ihr Vater Ihnen getan, daß Sie sich wider ihn wenden?

Laura: Ich wandte mich nicht wider ihn, Herr Grimes.

Grimes (deutet auf Hegan, der verzweifelt dasitzt): Schauen Sie ihn an. (Eine Pause.)

Laura: Ich will nur sein Bestes ... Er soll diesem grausamen Ringen entsagen ...

Grimes: Den Schwanz einziehen und vor seinen Feinden davonlaufen?

Laura: Ich denke an meine Pflicht der Allgemeinheit gegenüber, Herr Grimes.

Grimes: Ihre heiligste Pflicht auf dieser Welt ist die gegen Ihren Vater.

Laura: Glauben Sie das?

Grimes: Ich glaube es.

L a u r a (zögert einen Augenblick, wendet sich dann Hegan zu): Vater, was sagst du? Ist dies wahr?

H e g a n (gebrochen): Ich weiß es nicht, Liebste.

G r i m e s: Großer Gott! Und das ist Jim Hegan! (Zu Laura): Wo haben Sie diese Ideen her?

L a u r a (leise): Ich glaube, Herr Grimes, es wäre besser, verlangten Sie nicht, daß ich diese Frage mit Ihnen bespreche. Unsere Ansichten sind gar zu verschieden.

G r i m e s (zuckt die Achseln): Wie Sie wollen. Doch brauchen Sie auf mich keine Rücksicht nehmen . . . Ich bin nicht leicht zu beleidigen. Versuche bloß, Sie zu verstehen.

L a u r a (nach kurzem Schweigen): Herr Grimes, ich hatte das Glück, in einem schönen und luxuriösen Heim aufzuwachsen, vor einiger Zeit jedoch begann ich in die Slums zu gehen, die Heime des Volkes zu sehen. Ich stieß auf Anblicke, die mich vor Entsetzen krank machten.

G r i m e s: Das glaube ich gerne.

L a u r a: Ich erblickte das Volk in den Krallen einer Raub-Organisation, die es an Händen und Füßen gefesselt hält, es bei lebendigem Leibe auffrißt.

G r i m e s: Sie haben auf allerlei Geschwätz gehört. Wir tun sehr viel für das Volk.

L a u r a: Ihr gebt ihm Picknicks, Freikohle und Freibier, kauft so Stimmen. Dann verkauft ihr es an Kapitalisten gleich meinem Vater.

G r i m e s: Hm.

L a u r a: Ihr verkauft es an jeden, sei er nun hoch oder niedrig, der bereit ist, euch für das Recht der Ausbeutung zu bezahlen. Verkauft es an den Schnapsbrenner, den Spelunkenwirt, den Hasardeur, den weißen Sklavenhändler.

G r i m e s: So etwas gibt es gar nicht, Fräulein Hegan.

L a u r a: Sie unterschätzen meine Intelligenz, Herr Grimes. Ich bin ihm und seinen Werken begegnet. In den Slums lebte ein Mädchen, es hieß Annie Rogers. Annie war ein anständiges Mädchen, sie wurde in eine Spelunke gelockt, durch ein Betäubungsmittel bewußtlos gemacht, als Gefangene in ein Bordell eingekerkert. Es gelang ihr, auf die Straße zu entfliehen, sie wurde verfolgt, eine meiner Freundinnen rettete sie. Wir suchten bei allen Autoritäten der Stadt, bei hoch und niedrig, Gerechtigkeit für das Mädchen, vergeblich. Gestern nachmittag erfuhr ich, Annie Rogers habe sich die Kehle durchgeschnitten.

G r i m e s: Ich verstehe.

L a u r a: Dies hat sich ereignet, Herr Grimes. Hat sich in New York ereignet! Ich sah es mit eigenen Augen.

G r i m e s: Derartiges kommt vor.

L a u r a: Und Sie lassen dies zu.

G r i m e s: Ich?

L a u r a: Sie lassen es zu.

Grimes: Ich kann mit einer Dame nicht über Prostitution sprechen. All dies bestand lange, bevor ich zur Welt kam.

Laura: Sie könnten Ihre Macht dazu verwenden, diesen Handel aus der Stadt zu treiben.

Grimes: Ja, wahrscheinlich könnte ich dies. Aber glauben Sie, wenn ich ein solcher Mensch wäre, ich hätte jemals die Macht erlangt?

Laura: Gut pariert! Was für ein Mensch sind Sie denn?

Grimes (betrachtet sie starr): Ich werde Ihnen sagen, was für ein Mensch ich bin (eine Pause). Ich wuchs nicht in einem schönen luxuriösen Heim auf, lebte mit fünf Brüdern in zwei Zimmern im obersten Stockwerk einer Mietskaserne in der Avenue B. Ich war ein Straßenjunge, später wurde ich ein geschickter Taschendieb, der Führer einer Bande. Verfolgte mich ein Polizist die Treppe hinauf, so stand meine Mutter am Treppenkopf und verteidigte mich mit einer Teigrolle. Derart, Fräulein, standen wir unseren Kindern bei und erwarteten, daß auch sie uns beistehen. Einmal, da ich älter war, wollten meine Feinde mich unschädlich machen, indem sie mich eines Mordes verdächtigten, den ich nicht begangen hatte. Glauben Sie, mein alter Vater fragte mich, ob ich es getan habe oder nicht? Keineswegs. »Sprich nicht davon, Bob, mein Junge«, sagte er, »alldies gehört zum Kampf, wir stehen zu dir.« (Pause.) Ich schaute mir die Welt an, Fräulein, sah, sie sei voller guter Dinge, die ich nie besessen hatte, die zu besitzen ich nie die Möglichkeit haben würde. Sie waren für die Reichen da . . . für die Leute an der Spitze. Und diese blickten voller Verachtung herab . . . Ich war arm, niedrig, taugte zu nichts. Da begann ich emporzuklettern, Fräulein. Bahnte mir mit den Ellenbogen den Weg hinauf. Stieß auf Menschen, die mich bekämpften, focht gegen sie und siegte. Ein solcher Mensch bin ich.

Laura: Ich verstehe. Ein eigensüchtiger Mensch, der um jeden Preis nach der Macht strebt. Ein roher Mensch, der die Schwäche der anderen ausnützt. Ein gewissenloser Mensch, der mit der Angst und der Habgier anderer Geschäfte macht. Ein Mensch, der keine Schlechtigkeit verschmäht hat, um sein Ziel zu erreichen.

Grimes: Ich bin das, was das Spiel aus mir gemacht hat.

Laura: Das stimmt nicht, stimmt nicht. Manch einer wurde in Ihr Los hineingeboren, kämpfte sich aus dem Abgrund empor . . . wurde zu einer Feste der Güte und der Opferwilligkeit, zu einer Ehre der seinen und sich selbst.

Grimes: Ich bin niemals solchen Menschen begegnet, Fräulein.

Laura: Nein, denn Sie haben sie nicht gesucht. Sie bedurften dieser bei Ihren Geschäften nicht. Die Männer, die Sie brauchten, waren die Gurgelabschneider und Verbrecher, die für Sie die Wahlurne füllen konnten . . . die Spelunkenwirte und Lasterverkäufer, die zu ihrem Wahlfonds beisteuern. Mit diesen haben Sie zu tun gehabt . . . haben aus der Macht, die diese Leute Ihnen gaben, eine gewaltige Maschine der

Korruption und des Bösen gezimmert . . . Sie sind der Herr dieser Maschine, . . benützen sie, um Hoch und Niedrig einen Tribut zu erpressen, um an Spelunkenwirten Straffreiheit zu verkaufen, unschuldige, wehrlose junge Mädchen zu verraten, Legislatoren und Richter zu ernennen, Bestechungen anzunehmen, mit denen Sie den höchsten Gerichtshof im Staate korrumpieren.

Hegan: Laura . . .

Laura: Vater, nicht ich wollte diese Aussprache. Er forderte mich heraus . . . . . . nun soll er die Wahrheit hören. Seit Monaten treibt mich zur Verzweiflung das Bewußtsein, daß mein Vater der Geschäftskompagnon und der Verbündete eines Meisters der Infamie vom Schlage eines Robert Grimes ist.

Grimes: Danke, Fräulein. Und nun soll er wohl mit mir brechen!

(Es klopft.)

Andrews (tritt durch die Mitte ein): Herr Hegan, die Direktiven für die Makler müssen unterschrieben werden.

Hegan: Ich unterschreibe nicht.

Andrews: Herr?

Hegan: Lassen Sie das.

Grimes (schnellt von seinem Sitz auf): Jim Hegan, Sie sind verrückt! (zu Andrews) Gehen Sie. (Andrews ab) Hegan, Mensch . . . dies ist doch nicht Ihr Ernst?

Hegan: Ja . . . ich bin dessen überdrüssig.

Grimes: Aber Mensch, denken Sie doch an uns andere! Was sollen wir tun?

Hegan: Sie können trotzdem kaufen.

Grimes: Ohne Sie? Wir werden Murdock nie in die Enge treiben können. Und wenn er aus dieser Grube entkommt, so wird es ärger sein, denn zuvor. Der Teufel wird los sein.

Hegan: Das ist mir einerlei.

Grimes: Aber Mensch, Sie haben sich doch verpflichtet! Bedenken Sie, was Harris getan hat . . . Welche Entschuldigungen können Sie ihm gegenüber vorbringen? Und was werden Sie Henry Stevens sagen?

Hegan: Daß ich mich zurückziehe.

Grimes: Sie haben doch gestern Abend erklärt, Sie gingen mit jedem Dollar, den Sie besitzen, hinein! Sagten Isaacson, er könne getrost mit Murdock brechen. Und nun wollen Sie erklären, Sie hätten den Schwanz eingezogen, liefen davon. Das ist Verrat, Hegan!

Hegan: Hören Sie mich an . . .

Grimes: Ich will Sie nicht anhören. In einer halben Stunde werden Sie sich schämen . . . werden wünschen, niemand hätte Ihre Worte gehört. Werden mich bitten, das Ganze nicht zu erwähnen! Sie . . . Jim Hegan . . . der Straßenbahnkönig! Über etwas derartig Belangloses die

Nerven verlieren! Was packt Sie denn mit einem Mal . . . nach all den Dingen, die wir zusammen ausgehalten haben? Aber, Mensch . . .

(Das Telephon klingelt)

Hegan: Hallo! Wer spricht? Oh, Isaacson! Ja. Nein, ich vergaß nicht. Werde alles tun, wie ich sagte. Hm . . . ja, es ist in Ordnung. Ich wurde aufgehalten. Ja, ich werde Ihnen das Geld schicken. Sofort. Oh, gewiß, es ist in Ordnung. (hängt den Hörer zurück) Ah, Gott!

Grimes: Hören Sie, Hegan. Sie befinden sich inmitten der Schlacht. Und Sie sind der General. Heute Morgen hängt alles von Ihnen ab. Sie haben das Recht, sich zu fürchten, doch nicht, die anderen Ihre Furcht merken zu lassen. Sie haben kein Recht . . . Verstehen Sie mich? Und bei Gott, ich werde es Ihnen nicht gestatten! . . . Ich bin Mannes genug für euch beide. Nehmen Sie sich zusammen. (Er packt ihn) Kommen Sie, Mensch. Nehmen Sie sich zusammen.

Hegan: Bedenken Sie die Bloßstellung!

Grimes: Die Bloßstellung! Ist das Jim Hegan, der so spricht? Wie oft sind Sie denn schon bloßgestellt worden? Und ich?

Hegan: Dies ist etwas anderes.

Grimes: Wieso ist dies etwas anderes? Wir haben die Polizei, wir haben den Distriktsstaatsanwalt, wir haben auch die Gerichte. Was brauchen wir mehr? Was kann man uns anhaben außer dem Zeitungsgeschwätz? Und gibt es denn etwas, das noch nicht über uns gesagt wurde? (Er nimmt Hegan beim Arm, lacht.) Kommen Sie, mein Alter. Wie mein Freund Leary sagt: »Dies ist eine Neun-Tage-Stadt. Kann man das Gerede neun Tage lang aushalten, so ist man gerettet!« Wir werden es aushalten.

Hegan: Ich bin des Aushaltens müde.

Grimes: Ja, wir werden alle bisweilen müde. Heute Nachmittag aber wird Murdock müde sein. Denken Sie an ihn, Hegan . . . Stellen Sie sich seine Lage vor. Nun haben Sie ihn endlich dort, wo Sie ihn haben wollten. Erinnern Sie sich daran, was er Ihnen im Brooklyn-Ferry-Prozeß angetan hat? Entsinnen Sie sich, wie er Sie in dem Dritten Avenue-Prozeß belogen hat? Erst vorige Woche sagte er zu Isaacson, er werde nicht ruhen, ehe er Sie aus dem Straßenbahn-Feld getrieben habe.

Hegan: Sagte er dies?

Grimes: Ja. Und erst gestern sagte er, er bereite sich darauf vor, mit Ihnen ein Ende zu machen. Er ist des Gerichtsbeschlusses so sicher, wie ich des Sonnenaufgangs. Hat um eine halbe Million zu wenig Aktien.

Hegan: Aber seine Richter werden ihn benachrichtigen . . . Er wird kaufen!

Grimes: Selbstverständlich. Eben deshalb, müssen Sie sich rühren. Kaufen Sie zuerst, machen Sie ihn zahlen . . . Gott verdamm seine Seele!

Andrews (klopft und tritt ein): Herr Stevens ist hier, Herr Hegan.

G r i m e s : Henry Stevens. Wir empfangen ihn. ‹Andrews ab› Kommen Sie, Mensch, wir wollen zu Ihrem Makler gehen, Verfügungen treffen. Ich will Sie Pulverdampf riechen lassen.

L a u r a ‹da Hegan sich anschickt, Grimes zu folgen›: Vater, du gehst mit ihm?

H e g a n : Mein liebes Kind, was kann ich tun?

L a u r a : Bedenke die Schande ... die Schande. Du wirst dein Leben lang daran tragen.

H e g a n : Ich kann nicht anders. Bin an Händen und Füßen gefesselt. Ich ...

L a u r a : Vater! ‹Sie stürzt auf ihn zu, umarmt ihn› Weißt du, was du tust? Du treibst mich von dir ... Du verstößt mich! Alles, um etliche Dollars mehr zu verdienen.

H e g a n : Liebste, darum handelt es sich nicht. Ich gab mein Wort.

L a u r a : Du trittst mich in den Staub. Verschmähst alles das, was in deinem Leben das Beste ist!

G r i m e s : Kommen Sie, kommen Sie. Das Spiel ist gerufen.

H e g a n : Laß mich gehen, Liebste.

L a u r a : Vater!

H e g a n : Nein, nein. ‹Er löst sanft, aber entschlossen ihre Arme von sich ab.› Leb wohl, Liebste.

L a u r a : Vater! ‹Hegan und Grimes gehen durch die Mitte ab. Laura sinkt auf einen Sessel neben dem Tisch, vergräbt schluchzend das Gesicht in den Armen. Nach einer beträchtlichen Pause klopft es an der Mitteltür.› Herein.

M o n t a g u e ‹tritt ein›: Nun?

L a u r a : Es mißlang mir ‹sie erhebt sich, streckt die Arme aus.› Mißlang. Er ging mit Grimes fort.

M o n t a g u e : Ich sah ihn gehen, Fräulein Hegan.

L a u r a ‹hastig›: Und dennoch ... Es ist mir nicht völlig mißlungen. Ich vermochte nicht, den Beschluß aufzuhalten ... ihn vor dieser Schande zu retten. Doch ist dies nicht alles.

M o n t a g u e : Was wollen Sie damit sagen?

L a u r a : Ich werde ihn nicht aufgeben ... und schließlich werde ich doch meinen Willen durchsetzen, dies erkenne ich genau. Ah, wie ich ihm weh tat! Ich brach ihm fast das Herz. Und gerade jetzt befindet er sich im Schlachtgetümmel ... die Kampfwut überwältigt ihn. Nachher jedoch, wird er sich erinnern ... wird von Schmerz übermannt werden. Dann wird er zur Einsicht gelangen. Wird tun, worum ich ihn bat.

M o n t a g u e : Ja ... Vielleicht ist es so.

L a u r a : Ich weiß, was meine Liebe ihm bedeutet. Weiß, wie er im Herzensgrund ist. Wenn er sieht, daß ich meine Drohung tatsächlich ausführen, allein fortgehen will, mich weigere, sein Geld anzurühren ... Dies wird er nicht ertragen können, Herr Montague.

Montague: Das wollten Sie tun?

Laura: Ich werde es tun. Werde es heute tun, werde ihm niemals nachgeben ... niemals bis er nicht das getane Unrecht gesühnt hat. Sehen Sie nicht, daß schließlich ich siegen werde?

Montague: Ja.

Laura (rasch): Sie müssen verstehen, daß dies mit Ihrem Verhalten nichts zu tun hat. Ich bitte Sie nicht, ihn zu schonen. Sie müssen handeln, Ihre Pflicht erfüllen ... müssen genau das tun, was Sie getan hätten, wäre ich niemals im Wege gestanden.

Montague: Es ist für mich furchtbar, Fräulein Hegan. Ich kann nicht zurück ...

Laura: Sie dürfen nicht. Dürfen nicht daran denken. Es wird ein Teil der Strafe für meinen Vater sein ... und er hat sie verdient. Er hat den Becher bereitet, muß ihn nun leeren ... bis zur Neige!

Montague: Können Sie es ertragen?

Laura: Hier handelt es sich nicht darum, was ich zu ertragen vermag, handelt sich um das Recht des Volkes. Dies erkannte ich ganz deutlich, da mein Vater mit mir sprach. Ob er siegt, oder Murdock, immer ist das Volk der verlierende Teil. Möge es, wen immer schmerzen, das Volk muß die Wahrheit erfahren.

Montague: Und nachher ... Sie werden mir verzeihen können. Welche Last Sie von mir nehmen! Ich wagte kaum zu überdenken, was ich tun muß (zögernd.) Außerdem, der Gedanke, daß Sie Ihres Vaters Reichtum entsagen ... daß Sie in die Welt hinausziehen wollen ... allein ...

Laura: Es wird mir nicht schwer fallen. Sie können gar nicht wissen, wie ich mein früheres Leben haßte. Zu wissen, daß mein Vater die Allgemeinheit ausplündert ... und dann sein Geld hergeben, dies Wohltätigkeit nennen. Mir schmeicheln lassen ... bewundert und gefeiert werden ... niemals um meiner selbst, immer nur um meines Geldes willen!

Montague: Ich begreife Ihr Empfinden. Sehen Sie nun, was Ihr Entschluß für mich bedeutet ... er gibt mir endlich die Freiheit ...

Laura: Die Freiheit?

Montague: Die Freiheit zu reden. Fräulein Hegan, ich kam nach New York, ich lernte diese reichen Leute kennen, sah, wie ihnen ihr Vermögen das Leben vergiftete. Sah Männer, die ihres Geldes wegen keinen einzigen wahren Freund haben konnten. Sah junge Mädchen, deren Seelen tot lagen, weil sie zu Hüterinnen ihrer Geldsäcke erzogen worden waren, gelernt hatten, diese vor den Männern, die nach ihnen gierten, zu schützen. Ich haßte den Reichtum, ... floh ihn wie die Pest. In jener Welt begegnete ich einem Mädchen, das ich hätte lieben können ... einem schönen, edlen, wahren Mädchen, dennoch wagte ich nicht, zu ihm zu sprechen ... wagte nicht einmal, es näher kennen zu lernen ...

denn ich war ein armer Mann, und das Mädchen war reich. Nun ist aber auch das Mädchen arm. Deshalb darf ich sprechen.

Laura (schreckt auf): Oh!

Montague: Fräulein Hegan, seit unserer ersten Begegnung wußte ich, Sie seien die Frau, die ich lieben würde. Dann aber wollte es das Schicksal, daß ich mich entschloß, Ihren Vater anzugreifen. Deshalb sagte ich mir, wir dürften nicht mehr zusammenkommen. Sie sehen, wie sich nun alles gefügt hat Ich lernte Sie kennen, wie ich dies nie zu hoffen wagte, und nun weiß ich, daß ich Sie liebe.

Laura: Ich ahnte nicht . . .

Montague: Sie sagten, Sie würden allein fortgehen. Gehen wir zusammen. Wir streben das gleiche Ziel an . . . müssen den gleichen Kampf ausfechten. Können zusammen ins Volk gehen, es aufklären helfen.

Laura: Sie . . . sind Sie gewiß, daß Sie mich lieben?

Montague: Ich liebe Sie. Verlange nach nichts so sehr, wie nach der Möglichkeit Ihnen zu dienen, zu helfen. Ich wagte nie eine Gelegenheit zu erhoffen, da ich es Ihnen sagen dürfte. Sie frei zu finden, allein . . . zu Ihnen sprechen zu dürfen, ohne an Ihren Reichtum, Ihre Stellung denken zu müssen . . . Ihnen zu gestehen, daß ich Sie liebe, Sie allein . . . Sie!

Laura: Ich wage kaum daran zu denken . . . jetzt . . . hier . . .

Montague: Wir können die Vergangenheit hinter uns zurücklassen . . . einen neuen Anfang machen, unseren Pfad erkämpfen. Wenn Sie mich lieben!

Laura: Ah, wieder glücklich sein dürfen? Wie kann ich es?

Montague: Wenn Sie mich lieben, so besitzen wir den Schlüssel zum Glück . . . dann liegt alles klar vor unseren Augen. Wir können uns vereint der Welt entgegenstellen. Lieben Sie mich? (er streckt nach Ihr die Arme aus.)

Laura (neigt sich zu ihm): Ich liebe Sie.

Montague (umarmt sie): Geliebte!

Vorhang.

# AUS DEM FORUM-ARCHIV

## 20 MARK GOLD = 600 MARK PAPIER

Das ist die klare und unzweideutige Formel der deutschen Wirtschaft. 1914 las man's anders. Man versicherte, man beteuerte, man beschwor die Bürger und Leser der deutschen Journale: »Kein Gold hamstern! Es ist sinnlos, Papier ist besser.« Daß die Bankdirektoren also schwindelten . . ., nun, die Herren wollen verdienen, an allem verdienen, und sei es am Weltuntergang. Aber auch der Kritiker der deutschen Wirtschaft, einer der Berühmtesten von jenen, die sich rühmen mit der Zeit zu gehn, ja, schneller als diese, Herr Werner Sombart, Professor für Nationalökonomie an der Berliner Universität, schrieb zu Beginn der großen Zeit 1914 — im »Berliner Tageblatt«:

> »Ist das Papiergeld irgend welcher Gefahr einer Entwertung in Kriegszeiten ausgesetzt? Diese Frage ist mit ziemlicher Bestimmtheit zu verneinen. Im Falle eines ununterbrochen siegreichen Vordringens unserer Truppen in Feindesland selbstverständlich nicht. Aber wenn auch unsere Waffen Unglück haben sollten, ist noch immer mit großer Wahrscheinlichkeit darauf zu rechnen, daß unser Papiergeld (das eigentlich gar keins ist) seinen vollen Wert bewahren werde. Wir dürfen diese Erwartung aussprechen im Hinblick auf die Geordnetheit unseres gesamten Finanz- und Bankwesens, aber auch in Erinnerung an ähnliche Fälle der Geschichte. . . . Unser hyperkluger Goldreservist ist also im Grunde recht dumm. Er unterschätzt die Geltungskraft unseres sogenannten Papiergeldes doch ganz gewaltig. Er ist aber zweifach dumm, weil er nämlich auf der anderen Seite die Geltungskraft seines Haufens von Goldstücken, die er aufspeichert, erheblich überschätzt. Er sollte sich doch einmal klar machen, was er eigentlich besitzt, wenn er ein Päckchen Gold- oder Silbergeld geborgen hat. Die Metallsubstanz — gewiß, die er später einmal ausschmelzen lassen kann, um sich Schmuck daraus fertigen zu lassen — wohl gemerkt, wenn es noch jemanden gibt, der diese Arbeit verrichten will. Im übrigen, soweit er »Gold« besitzt, verfügt er über ein »Sachvermögen« in der Höhe einer nach Mark ausgedrückten Summe. Was bedeutet das denn? Offenbar die Macht, in Höhe des Betrages über fremde Arbeit und fremde Arbeitsleistungen zu verfügen. Mehr nicht. Er kann von seinem »Vermögen« nicht einen Tag leben, wenn ein anderer ihm nicht Nahrungsmittel verkauft. Dazu gehört aber, daß ein verkehrswirtschaftlicher Mechanismus in einem geordneten Staatswesen funktioniere. Fällt diese Voraussetzung weg, so löst sich auch das »Ver-

mögen« unseres Geldbesitzes in Nichts auf. Sein Vermögen, das zufällig die Goldform angenommen hatte, wie jedes andere (Sach-) Vermögen: ganz gleich, ob es in Wertpapieren oder Fabrikgebäuden, oder Waren, oder Grundstücken besteht. Alles ist ein wertloses Nichts, wenn der Arbeitsmechanismus der Gesellschaft eine Störung erfährt. Allenfalls kann jemand auf seinem (nicht bebauten) Grund und Boden spazieren gehen. Denn selbst im Falle, daß das Kriegsglück gegen uns entscheidet, wäre an einen völligen Zusammenbruch der deutschen Finanz- und Kreditwirtschaft doch nicht im entferntesten zu denken. Aber auch selbst diese Gefahr besteht kaum, die ein ganz Schlauer vielleicht wittert, wenn er sein Goldhäufchen verpackt, daß unser Papiergeld im eigenen Lande wesentlich »entwertet« werden sollte. Diese Angst vor starker »Entwertung« des Papiergeldes spukt ja immer noch in unklaren Köpfen, die vielleicht gerade gebildet genug sind, um von der »Assignatenwirtschaft« während der französischen Revolution gehört zu haben, und die deshalb schon einen Zustand wiederkehren sehen, wie damals in Frankreich, als das Pfund Butter einen Silberfranken oder 300 Papierfranken kostete. Solche Mißgriffe, wie sie zur Entwertung der Assignaten führten, sind in keinem anderen Lande geschweige denn in Deutschland, dem bestgeordneten Lande der Welt, denkbar.«

Die Mark gilt heute = 2 Pfennige. Entwertung des Papiergeldes? — Unmöglich, sagt der bei Mosse schreibende Professor. Eine unbegründete Angst, die nur in unklaren Köpfen spuken kann. — »Selbst im Falle, daß das Kriegsglück gegen uns entscheidet, wäre an einen völligen Zusammenbruch der deutschen Finanz- und Kreditwirtschaft doch nicht im entferntesten zu denken.« Nicht im entferntesten zu denken, sagt der Prophet. Denn wir lebten in »dem bestgeordneten Lande der Welt«, äußerte der Historiker und Politiker. Die deutsche Reichsbank aber gibt im Oktober 1921 bekannt, daß sie 600 Papiermark mit Wonne für ein Goldstück zahle.

• • •

*Karl Liebknechts letzter Aufruf aus dem Zuchthaus* ist dem in den nächsten Tagen herauskommenden Werk entnommen: Karl Liebknecht: »Politische Aufzeichnungen aus dem Nachlaß, geschrieben in den Jahren 1917/18 im Zuchthaus zu Luckau.« (Verlag: »Die Aktion«, Berlin-Wilmersdorf, Preis 15 Mark im Buchhandel, für Organisationen Ermäßigung.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog in Berlin.

Arbeiterorganisationen und Betriebe erhalten das Forum um ein Viertel billiger, Arbeitslose und politische Gefangene umsonst.

Forum-Verlag: Berlin W35. — Druck: Buchdruckerei Wilhelma R. Saling & Co., Berlin SW68.

DAS FORUM

*6. Jahr* *November 1921* *Heft 2*

(Abgeschlossen am 22. November 1921)

# VORWORT ZU ROLLANDS TOLSTOI
## VON WILHELM HERZOG

### I.

Romain Rolland hat es vor zehn Jahren — unmittelbar nach Tolstois Tode — unternommen, Leben und Werk eines der drei großen Männer darzustellen, die in Europa den Geist am Ende des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts tief beeinflußt haben. Dieses Dreigestirn leuchtet und glänzt noch heute unvermindert. Und die junge Generation blickt — obwohl drängendere aus dem Weltkampf geborene soziale Probleme gebieterisch Lösung fordern — zu den drei großen Fanatikern des Erkennens und Fühlens empor. Neben Nietzsche, dem dionysischen Kritiker, und Strindberg, dem durch alle Höllen dieser Welt Gejagten, steht Tolstoi, der Bekenner, Ankläger und Apostel. Ihre Stellung zu Christus kennzeichnet vielleicht am deutlichsten einen wesentlichen Teil ihres Ichs. Alle drei rangen mit ihm. Nietzsche wurde sein gefährlichster Feind (stolz nannte er sich den Antichristen), Strindberg haderte zeit seines Lebens mit ihm, unterwarf sich, beugte die Knie, um als Rebell wieder aufzustehen, nur Tolstoi fühlte sich eins, so eins mit ihm, daß er, ein russischer Junker des 19. Jahrhunderts, der Urchrist selbst zu sein sich vermaß.

Wer war er in Wirklichkeit? — Ein Mensch mit seinem Widerspruch. Kein ausgeklügelt Buch. Sohn eines zaristischen Offiziers und Rousseaujünger, Ketzer und Büßer, Bauer und Weltmann, schwächlich und zäh, ausschweifend und asketisch, eitel und demütig, hemmungslos und selbst-

kritisch, klarer Erkenner und ewiger Illusionist, anarchistisch und konservativ, Pionier und Reaktionär, Feind der Intellektuellen und selbst ein Geistiger, wild und zart, draufgängerisch und furchtsam, weise und kindlich. Lebenskräftig wie ein gesunder Bauer und von Selbstmordgedanken und Todessehnsucht gequält wie ein morbider Ästhet. Ein Phantast und der helläugigste Realist der modernen Literatur. Immer: ein Fanatiker, ein Besessener. Kurz: ein toller Kerl.

II.

Wie hat ihn Rolland gesehen? — Er schreibt als einundzwanzigjähriger Pariser Student — in der Not seines Herzens — einen Brief an Tolstoi, den Sechzigjährigen, dessen Pamphlet gegen die Kunst und die Künstler gerade alle jungen, vor der Verlogenheit der Zeit und der Gesellschaft sich ekelnden Geister in Europa aufgerüttelt hatte. Tolstois Aufklärungsbroschüre »Was sollen wir denn tun?« hatte den jungen Rolland nicht genügend aufgeklärt. Er wollte mehr.

Das Ziel war schon damals: Einheit zwischen Leben und Denken. Aber wie? Der Wahrheitsrigorist, zu dem die jungen Sucher und Stürmer unter den ernsten Künstlern als zu ihrem Führer emporschauten, klagte die Kunst an, verachtete und schmähte die reinsten und mächtigsten Bildner, Beethoven und Shakespeare? Unüberbrückbarer Gegensatz. Wo war seine Lösung?

Tolstoi empfängt den Brief des aus seiner Gewissensqual um Hilfe flehenden jungen Rolland anders als der sechzigjährige Goethe das rührende Schreiben des Dichters der »Penthesilea«. Er antwortet ihm in einem achtunddreißig Seiten langen Schreiben, das mit den Worten beginnt: Lieber Bruder, ich habe Ihren ersten Brief empfangen. Er hat mich im Herzen berührt. Mit Tränen in den Augen habe ich ihn gelesen . . .« Die Mehrzahl seiner Fragen, erwidert Tolstoi, hätten ihre Wurzeln in einem Mißverständnis. Und er versucht noch einmal die von ihm gegen

die Überschätzung der Kunst gerichtete Kritik dem jugendlichen Wahrheitsforscher auseinanderzusetzen. Schon in seiner Abhandlung hatte er sich gegen die fragwürdigen Verteidiger der Kunst mit den Worten gewandt: »Sagt mir nicht etwa, daß ich die Kunst und Wissenschaft verwerfe. Ich verwerfe sie nicht nur nicht, sondern in ihrem Namen will ich die Tempelschänder verjagen.« Wissenschaft und Kunst seien so notwendig wie Brot und Wasser, sogar noch notwendiger. Aber daß sie ein Lügenleben führen wollen, daß sie den Dualismus zwischen Leben und Handeln fördern, daß sie sich zu »Mitverschwörern des ganzen bestehenden Systems gesellschaftlicher Ungleichheit und heuchlerischer Gewalttätigkeit« erniedrigen, daß sie als Forscher, Dichter, Künstler sich stets zu Stützen der gerade herrschenden Klasse degradieren, das ist es, was die Verachtung des Wahrheitsfanatikers hervorrief. »Die Betätigung von Wissenschaft und Kunst ist nur fruchtbringend, wenn sie sich kein Recht herausnimmt und nur Pflichten kennt . . . Die Menschen, die berufen sind, den anderen durch Geistesarbeit zu dienen, leiden immer in der Ausübung dieser Arbeit, denn die geistige Welt gebiert nur in Schmerzen und Qualen.« Das war es, was die jungen Künstler mit Tolstoi verband: sein Ernst, sein Leidenkönnen, seine Kompromißfeindschaft, seine Unbestechlichkeit, sein absoluter Wahrheitsrigorismus. Das war es, was den jungen Rolland zu Tolstoi hinzog, kurz nachdem er dessen aufwühlende Schrift 1887 gelesen hatte. Das war es, was ihn fast fünfundzwanzig Jahre später dazu drängte, das tragische Leben dieses im Grunde Einsamen zu malen.

## III.

Rolland ist kein Schönfärber. Er schminkt das Porträt seines Helden nicht an, um ihn liebenswerter oder heldischer wirken zu lassen. Er zeichnet und malt ihn mit all seinen Flecken, Runzeln, Häßlichkeiten, mit seinen Schwächen, Irrtümern und Lastern. Er macht keinen Popanz von Tugenden aus ihm. Sondern: er gibt diesen immer von Leidenschaften geschüttelten Menschen mit

seinen erstaunlichen Gaben, Fähigkeiten, Vorzügen, mit seinem Reichtum an Ideen, Mut, Willenskraft, mit seiner Intensität zu denken, zu fühlen, zu arbeiten, und er gibt den Schwächling, den Schwankenden, den Verzweifelnden, der sich selbst verachtet, den leichtfertig Urteilenden, der irrt und übertreibt, den Ungerechten, der sich einbildet, immer gerecht zu sein. Kurz: den Menschen Tolstoi in seinen Höhen und seinen Niederungen.

Was Tolstoi für die junge Generation Frankreichs und Deutschlands um 1890 geworden war, das wurde nicht wenigen unter uns Romain Rolland während der Jahre 1914—1918: der erste Bekenner, der Aufrüttler, der Feind dieser wahnwitzigen »Ordnung«, die Stimme des Gewissens in Europa. Und wie er zu Tolstoi in seiner Not pilgerte, so wallfahrteten zu ihm Hunderte und Tausende, die sich in dieser Welt nicht mehr zurechtfanden. Er enttäuschte sie nicht. Er antwortete ihnen, wie einst Tolstoi ihm geantwortet hatte. Unbeirrbar blieb sein Kampf.

Tolstoi und Rolland. Zwei Verwandte im Geiste, und zwei durch Rasse, Generationen und Welten Getrennte. Der 1828 im Gouvernement Tula geborene Graf und der 1866 als Sohn eines Notars im burgundischen Departement Nièvre auf diese Welt gekommene Rolland sind als Künstler, Moralisten, Geistesmenschen so verschieden voneinander wie die russische Steppe vom Acker Frankreichs. Und dennoch durchströmt beide ein und derselbe menschliche Geist, die Liebe zur Vernunft und der Wille zur Güte. Es ist der Geist der Befreiung des Menschen aus jahrtausendlanger Knechtschaft unter der Tyrannei der Lüge und der Heuchelei, der Geist der Welterneuerung. Sie gehören zu seinen edelsten und mächtigsten Kündern.

Und dennoch . . . Rolland hat recht, wenn er am Ende seines »Tolstoi« die melancholische Frage aufwirft, woran es lag, daß der unerbittliche Apostel der Menschenliebe sein eigenes Leben nicht vollständig mit seinen Grundsätzen in Einklang bringen konnte. Hier berühren wir die empfindlichste Stelle seiner letzten Jahre, stellt Rolland fest. Wir dürfen heute um

so weniger daran vorübergehen: nach dem Ungeheuerlichen der letzten Jahre. Worin wurzelte der Dualismus dieses unerbittlichen Geistes, der wie kein zweiter die Identität von Geist und Tat forderte?

Er hat es selbst einmal angedeutet. Erst als Vierundfünfzigjähriger — im Jahre 1882 — bei einer Volkszählung, an der er mitwirkte, sah er das soziale Elend, in dem die Massen der großen Städte leben müssen, in nächster Nähe. Rolland schreibt: »Der Eindruck, den es auf ihn machte, war erschreckend. Am Abend des Tages, an dem er zum erstenmal mit dieser verborgenen Wunde der Zivilisation in Berührung gekommen war und einem Freunde erzählte, was er gesehen hatte, hub er an zu klagen, zu weinen und die Faust zu ballen.«

Er blieb zwar bei diesen Gefühlsausbrüchen gegen das Unrecht nicht stehen. Im Gegenteil: er erkannte bereits, daß die Elenden die Opfer jener Zivilisation waren, an deren Vorrechten er teilhatte, »jenes Molochs, dem eine auserwählte Kaste Millionen von Menschen opferte«. Und Glied um Glied entrollt sich ihm — schreibt Rolland — »die fürchterliche Kette der Verantwortlichkeit. Zunächst die Reichen und das Gift ihres verfluchten Luxus, der lockt und verdirbt«. Das fürchterlichste und unaufschiebbare Problem unserer Tage hat Tolstoi also gesehen, aber nicht zu Ende durchgedacht, sondern nur schmerzhaft gefühlt. Mit der Leidenschaft seines Herzens sah er die Verbrechen und Lügen der Zivilisation. Er suchte ihnen durch Anklage und schonungslose Kritik beizukommen. Ja, in einem von Rolland zitierten Briefe aus dem Jahre 1887 glaubt er urplötzlich den Kern des Problems mit der genialen Intuition, die ihm eigen war, zu entdecken: »Das ganze Übel von heute kommt daher, daß die sogenannten zivilisierten Leute, denen die Gelehrten und Künstler zur Seite stehen, eine privilegierte Klasse sind, wie die Priester. Und diese Kaste hat alle Fehler einer jeden Kaste.«

Tolstoi hat aus dieser Erkenntnis keine Folgerungen gezogen. Er blieb ein anarchistischer Individualist (mit stark kom-

munistischen Zügen). Einer, der gegen die cyklopischen Mauern dieser wahnwitzigen Gesellschaft immer wieder anrennend sich verschwendete und der sich schließlich aufrieb . . . Ein furchtloser Unterminierer unserer verlogenen und verbrecherischen »Kultur«.

Er aber, der Seher einer neuen Kunst für eine Menschheitsgemeinschaft, einer Kunst also, die nicht mehr Eigentum einer einzelnen Klasse sein wird, blieb mit sich allein, verlassen von seinen Nächsten, unzufrieden mit sich selbst . . . Er ging in die Wüste . . .

15. Oktober 1921.

• • •

*Elf Jahre sind vergangen: im November 1910 ging der Greis in die Wüste. Damals schrieb ich die folgenden Sätze. Sie wurden im ersten Dezemberheft 1910 des „PAN" zum ersten Mal gedruckt.*

Ein herzzerreißender Anblick. Edgar sagt's, als er Lear — phantastisch mit Blumen und Kränzen aufgeschmückt — in der Wildnis erblickt. Aber der Alte, der jetzt Jasnaja Poljana verließ, um sich vor der Liebe und dem Haß der Verwandten in mönchische Einsamkeit zu flüchten, der Abschied nahm von den Dingen dieser Welt, um die letzten Tage, die ihm das Schicksal noch vorbehalten, ganz seinem Ideal zu leben, dieser dreiundachtzigjährige Greis ähnelt wohl dem Lear des von ihm so verachteten Shakespeare, aber die Natur hat hier — in der Gestalt dieses großen Menschen — wirklich Gewaltigeres, Erschütternderes geschaffen als der Tragödiendichter.

Dieser Weltflüchtige brauchte seinen Narren nicht außer sich zu suchen, er war in ihm. Und alle Stimmen, die ihm Böses und Gemeines zuraunten, kamen aus seiner eigenen Seele. Er war zerfallen mit der Welt, er trennte sich von ihr, um in der Isolierung die Ruhe, die Einfalt des Herzens zu finden, wonach er sich zeitlebens gesehnt hatte.

Man möge ihn nicht suchen, das war sein letztes Wort an seine Familie, als er — fast noch in der Nacht, um fünf Uhr früh — an einem düstern Novembermorgen Haus und Hof verließ. Das war nicht die Tat eines Wahnsinnigen, das war vielmehr die letzte, großartige Konsequenz eines radikalen, im tiefsten Grunde anarchistischen Geistes. Er, der den Menschen eine vertiefte, christliche Religion bringen wollte, handelte so wenig nach den Gesetzen

dieser Religion, daß er Frau und Kinder — unbekümmert um alle Gebote und Vorschriften — verließ, um sich immer mehr seinem Ideal, der völligen Askese, mönchischer Entsagung zu nähern.

Er wußte: er stand unmittelbar vor den Toren des Todes. Schon taten sie sich vor ihm auf. Und dieser von allen Leidenschaften geschüttelte Greis bäumte sich noch einmal auf gegen die Welt, er schrie ihr seine Geringschätzung ins Gesicht, er bekundete seinen Ekel vor allem, was — aus irgend welchen Gründen — glaubt, Rechte an uns oder über uns zu haben. Er opferte sich der Idee seines Lebens, alles von sich abzutun und nur seinem Gotte zu leben.

Er wußte, wie die Institutionen, die er geschaffen, die Ideen, die er als zu verwirklichen gekündet, verlacht und geschmäht wurden — von seinen Nächsten, seiner eigenen Familie, er wußte, wie man ihn für einen altersschwachen, anspruchsvollen Greis, für einen tragikomischen Prediger in der Wüste gehalten hatte, für einen utopistischen Propheten, der wohl an seine eigenen Worte nicht glaube, — und ihm stieg der Zorn und der Haß hoch über all die Mißverständnisse, Verdunkelungen, Verzerrungen, denen solch ein Mensch mehr denn jeder andere nun einmal ausgesetzt ist. Und der Entschluß brach katastrophal aus ihm hervor, all das ein für alle mal zu beseitigen, sich loszutrennen, befreit zu sein von der zudringlichen Liebe der es immer gutmeinenden Familienglieder, wie von ihren jammervollen Klagen.

Er hatte im vorigen Jahre den Nobelpreis abgelehnt. Er begriff den Unwillen der Frau, die dafür kein Verständnis hatte. Aber nur nicht sprechen darüber, sich nur nicht einlassen in nutzlose, unfruchtbare Debatten über die Notwendigkeit dieser Tat. Jetzt, nach einem achtzigjährigen Dasein noch um die Berechtigung seiner Ideen kämpfen müssen? Nein, lieber abschließen, Welt, Haus und Familie hinter sich lassen, und den letzten Weg allein wandern. Bis man umsinkt.

Und niemand soll diesen gewaltigen Greis, der schon in den Mythos einging, wie Gloster den Lear apostrophieren dürfen:

O du zertrümmert Meisterstück der Schöpfung, —
So nutzt das große Weltall einst sich ab zu nichts.

Denn hier vollendete sich ein Menschenleben und eine Tragödie der Menschheit fand hier ihren Abschluß.

O tiefer Sinn und Aberwitz gemischt, Vernunft in Tollheit!

So ruft Glosters Sohn beim Anblick des alten Lear. Und ebenso urteilt vielleicht die Menschheit über den, der jetzt in die wilde Einsamkeit floh. Er aber floh dorthin, weil er einsah, daß er ihren Wahn wie ihren Glauben nicht besiegen könne und daß »fern von allen Menschen zu wohnen, das Beste sei«. Eine lebensfeindliche pessimistische Lehre, und dennoch: die Erkenntnis eines, der wie kaum ein anderer in unseren Zeiten mit seinem Gotte rang.

# TOLSTOIS ENDE
## VON ROMAIN ROLLAND

*Romain Rollands 1911 bei Hachette in Paris erschienenes Buch „Vie de Tolstoi" wird Ende November 1921 bei der Literarischen Anstalt Rütten & Loening in Frankfurt a. Main in einer deutschen Ausgabe herauskommen: „Das Leben Tolstois" von Romain Rolland. In ganz ähnlicher Ausstattung wie „Das Leben Michelangelos". Dank der Erlaubnis des Verlages kann das Forum Vorwort und Schlußkapitel des Rollandschen „Tolstoi" im heutigen Heft bereits veröffentlichen.*

Der Kampf war zu Ende, der zweiundachtzigjährige Kampf, dessen Schauplatz dieses Leben gewesen war. Ein Leben, gemischt aus Tragik und Ruhm, an dem alle Daseinskräfte, alle Laster und alle Tugenden, Anteil hatten. — Alle Laster, ausgenommen ein einziges, die Lüge, denn sie verfolgte er unaufhaltsam und spürte sie in ihren verborgensten Schlupfwinkeln auf.

Zuerst der Freiheitsrausch, die aufeinanderprallenden Leidenschaften in der stürmischen Nacht, die nur hier und da blendende Blitze erhellen, Liebe und Verzückung, Offenbarungen des Ewigen. Jahre im Kaukasus, vor Sewastapol, Jahre gährender und unruhiger Jugend ... Dann die wohltätige Besänftigung der ersten Ehejahre. Das Glücklichsein in der Liebe, der Kunst und der Natur, — »Krieg und Frieden.« Höhepunkt des Genies, das den ganzen menschlichen Gesichtskreis und das Schauspiel

dieser Kämpfe, die seelisch schon der Vergangenheit angehörten, meistert. Er ist ihr Herr; und schon genügen sie ihm nicht mehr. Wie Fürst Andrej hebt er seine Augen zu dem grenzenlosen Himmel, der über Austerlitz leuchtet. Dieser Himmel zieht ihn an:

»Es gibt Menschen mit mächtigen Schwingen, die die Begierde zwingt, inmitten der Menge zu landen, wo ihre Schwingen zerbrechen: solch einer bin ich. Dann schlägt man mit seinem gebrochenen Flügel, schwingt sich mit Macht wieder auf und fällt von neuem herab. Aber die Flügel heilen wieder. Ich werde sehr hoch fliegen. Gott stehe mir bei!«

Diese Worte sind im schrecklichsten Aufruhr geschrieben, dessen Niederschlag und Echo die »Beichte« ist. Tolstoi wurde mehr als einmal mit zerbrochenen Schwingen zu Boden geschleudert. Und immer wieder läßt er nicht nach und steigt wieder auf. Nun schwebt er dahin in dem »unermeßlichen, unergründlichen Himmel« mit seinen beiden großen Schwingen, dem Glauben und der Vernunft. Aber die ersehnte Ruhe findet er darin nicht. Der Himmel ist nicht außerhalb unser, der Himmel ist in uns. Tolstoi läßt auch hier seinen stürmischen Leidenschaften freien Lauf. Hierin unterscheidet er sich von entsagenden Aposteln, er ging mit derselben Inbrunst ans Entsagen, mit der er ans Leben heranging. Und immer ist es das Leben, das er mit dem Ungestüm eines Liebhabers umfängt. Er ist »lebenstoll.« Er ist »lebenstrunken.« Er kann nicht leben ohne diesen Rausch. Berauscht von Glück und Unglück zu gleicher Zeit. Berauscht vom Tod und von der Unsterblichkeit. Sein Verzicht auf das irdische Dasein ist nur ein wild leidenschaftlicher Schrei nach dem ewigen Leben. Nein, der Friede, den er erlangt, der Seelenfriede, den er herbeiwünscht, ist nicht der Friede des Todes. Es ist der Friede jener brennenden Welten, die in den unendlichen Räumen kreisen. Sein Zorn ist ruhig, und seine Ruhe ist Leidenschaft. Der Glaube hat ihm neue Waffen geliefert, um unversöhnlich den

Kampf wieder aufzunehmen, den er seit seinen ersten Werken ohne Unterlaß gegen die Lügen der zeitgenössischen Gesellschaft führte. Er begnügt sich nicht mehr mit ein paar typischen Romanfiguren, er zieht zu Felde gegen alle die großen Götzen: die Heucheleien der Religion, des Staates, der Wissenschaft, der Kunst, des Liberalismus, des Sozialismus, der Volksbildung, der Wohltätigkeit, des Pazifismus . . . Er geißelt sie, er verfolgt sie aufs eifrigste.

Die Welt sieht von Zeit zu Zeit die Erscheinung solch erregter Geister, die, wie Johannes der Täufer, einen Bannfluch gegen die Sittenverderbnis schleudern.[1] Die letzte dieser Erscheinungen ist Rousseau gewesen. Durch seine Liebe zur Natur, seinen Haß auf die moderne Gesellschaft, seine äußerste Bedürfnislosigkeit, seine inbrünstige Verehrung des Evangeliums und der christlichen Moral ist Rousseau ein Vorbote Tolstois, der sich auch auf ihn berief: »Manche seiner Worte gehen mir zu Herzen«, sagte er, »ich könnte glauben, sie selbst geschrieben zu haben«.

Aber was für ein Unterschied zwischen diesen beiden Seelen, und um wieviel ist die Tolstois von reinerem Christentum! Welcher Mangel an Demut, welche pharisäische Anmaßung verrät der vermessene Ausruf in den »Bekenntnissen« des Genfers:

»Du Ewiger! Einer soll dir zu sagen wagen: Ich war besser als dieser Mann!«

Oder in jenem Fehdebrief an die Welt:

»Ich erkläre es laut und furchtlos: wer immer mich für einen unredlichen Menschen hält, verdient selbst erdrosselt zu werden.«

Tolstoi weinte blutige Tränen über die »Verbrechen« seines vergangenen Lebens:

»Ich leide Höllenqualen. Ich erinnere mich aller meiner begangenen Niederträchtigkeiten, und diese Erinnerungen verlassen mich nicht, sie vergiften mein Leben. Gewöhnlich bedauert man, daß man sich nicht über den Tod hinaus an Vergangenes erinnert. Welch ein Glück, daß es so ist! Wie

schrecklich wäre es, wenn ich mich in dem anderen Leben all des Bösen erinnern müßte, das ich hienieden beging! . . .«

Er hat nicht, wie Rousseau, seine »Bekenntnisse« geschrieben, weil er, wie dieser sagte, »im Bewußtsein, daß das Gute das Schlechte überwiege, guten Grund hatte, alles zu sagen.« Tolstoi verzichtet nach einem vergeblichen Versuch darauf, seine Erinnerungen zu schreiben. Die Feder entsinkt seiner Hand. Er will nicht Gegenstand des Ärgernisses sein für die, die es lesen werden:

»Die Leute würden sagen: ‚Das ist also der Mann, den viele so hoch stellen! Und was für ein Feigling war er! Demnach befiehlt Gott selbst uns einfachen Sterblichen, feige zu sein'.«

Niemals hat Rousseau aus dem christlichen Glauben heraus diese schöne schamhafte Demut gekannt, die dem alten Tolstoi eine solch unsagbare Güte verleiht. Hinter Rousseau, als Umrahmung eines Denkmals auf der Schwaneninsel, sieht man Genf, das Rom Calvins. In Tolstoi findet man die Pilger, die »Einfältigen« wieder, deren naive Bekenntnisse und Tränen seine Kinderjahre bewegt hatten.

Aber weit mehr noch als der Kampf gegen die Welt, der ihm mit Rousseau gemeinsam ist, erfüllte ein anderer Kampf die letzten dreißig Jahre von Tolstois Leben. Ein herrlicher Kampf zwischen den beiden hehrsten Mächten in seiner Seele: der Wahrheit und der Liebe.

Die Wahrheit, — »dieser Blick, der bis ins Herz geht«, — das durchdringende Licht dieser grauen Augen, die einen durchbohren . . . sie war sein ältester Glaube, die Beherrscherin seiner Kunst.

»Die Heldin meiner Schriften, sie, die ich mit der ganzen Kraft meiner Seele liebe, sie, die immer schön war, ist und sein wird, sie ist die Wahrheit.«

Die Wahrheit war das einzige Strandgut, das er nach dem Tode seines Bruders aus dem Schiffbruch rettete, der Angelpunkt seines Lebens, der Fels im Meere.

5

Aber bald hatte ihm »die schreckliche Wahrheit« nicht mehr genügt. Die Liebe hatte sie verdrängt. Sie war der lebendige Quell seiner Kinderjahre, »der natürliche Zustand seiner Seele«. Als im Jahre 1880 der moralische Umschwung kam, sagte er sich nicht von der Wahrheit los, sondern er suchte sie mit der Liebe zu verschmelzen.

Die Liebe ist »die Grundlage der Willenskraft«. Die Liebe ist »der Zweck des Lebens«, der einzige neben der Schönheit. Die Liebe ist das Wesen des vom Leben gereiften Tolstoi, des Verfassers von »Krieg und Frieden« und des Briefes an den Heiligen Synod.

Diese Durchdringung der Wahrheit mit der Liebe macht den einzigartigen Wert der Hauptwerke aus, die er in seines Lebens Mitte — nel mezzo del cammin — schrieb, und unterscheidet seinen Realismus von dem Realismus eines Flaubert. Dieser setzt seinen Ehrgeiz darein, seine Gestalten nicht zu lieben. So groß er auf diese Weise auch sein mag, ihm fehlt das »Fiat lux!«. Das Licht der Sonne genügt nicht, das Licht des Herzens tut not. Tolstois Realismus verkörpert sich in jeder seiner Gestalten, und indem er sie mit ihren Augen sieht, findet er in der geringsten von ihnen Gründe, sie zu lieben und uns die Bande empfinden zu lassen, die uns mit allen brüderlich vereinen. Durch die Liebe dringt er bis zu den Wurzeln des Lebens.

Aber es ist schwierig, diese Verbindung aufrechtzuerhalten. Es gibt Stunden, in denen das Spiel des Lebens und seine Leiden so bitter sind, daß sie der Liebe gleichsam den Kampf ansagen, und daß man, um sie zu retten, um seinen Glauben zu retten, sie so hoch über alles Menschliche erheben muß, daß sie Gefahr läuft, jede Verbindung mit der Welt zu verlieren. Und was soll der tun, dem vom Schicksal die wunderbare und unselige Gabe zuteil wurde, die Wahrheit zu sehen, sie sehen zu müssen? Wer kann sagen, wie sehr Tolstoi in seinen letzten Lebensjahren gelitten hat unter dem unaufhörlichen Widerstreit

zwischen seinen unerbittlichen Augen, die den Schrecken der Wirklichkeit sahen, und seinem empfindsamen Herzen, das unentwegt die Liebe bejahte und ihrer harrte!

Wir alle haben diese tragischen Konflikte kennengelernt. Wie oft waren wir vor die Entscheidung gestellt, nicht zu sehen oder zu hassen! Und wie oft mag einen Künstler, — einen Künstler, würdig dieser Bezeichnung, einen Schriftsteller, der die herrliche und furchtbare Macht des geschriebenen Wortes kennt, — wie oft mag ihn Bangigkeit beschlichen haben im Augenblick, da er diese oder jene Wahrheit niederschrieb! Diese gesunde und männliche Wahrheit, die inmitten der modernen Lügen, der Lügen der Zivilisation, so notwendig ist, diese Wahrheit, die zum Leben so unentbehrlich zu sein scheint wie die Luft, die man einatmet . . . Und dann merkt man, daß so viele Lungen diese Luft nicht vertragen können, so viele durch die Zivilisation geschwächte oder einfach durch die Güte ihres Herzens schwach gewordene Menschen. Soll man keine Rücksicht darauf nehmen und ihnen diese tödliche Wahrheit unbedenklich ins Gesicht schleudern? Gibt es nicht eine höhere Wahrheit, die, wie Tolstoi sagt, »zur Liebe bereit ist«? — Aber kann man wohl darein willigen, die Menschen mit tröstlichen Lügen einzulullen, wie Peer Gynt seine sterbende alte Mutter mit seinen Märchen einschläfert? . . . Die Gesellschaft steht immer vor dem Dilemma: Wahrheit oder Liebe. Gewöhnlich entscheidet sie sich dahin, Wahrheit und Liebe zugleich zu opfern.

Nie hat Tolstoi einen seiner beiden Glauben verraten. In den Werken aus seiner Reifezeit weist die Liebe der Wahrheit den Weg. In den Werken der letzten Jahre senkt sich ein Licht von oben, ein Strahl der Gnade auf das Leben, ohne sich aber damit zu vermischen. Man hat es in der »Auferstehung« gesehen, wo der Glaube die Wirklichkeit beherrscht, sie aber nicht durchdringt. Dieselben Menschen, die Tolstoi jedesmal, wenn er sie einzeln sieht, als schwach und mittelmäßig schildert, erhalten für ihn, wenn er an sie als ein Ganzes denkt, einen Zug von

göttlicher Heiligkeit. — In seinem täglichen Leben trat derselbe Widerspruch zutage wie in seiner Kunst, nur noch schroffer. Wenn er auch noch so gut wußte, was die Liebe von ihm forderte, so handelte er doch anders, er lebte nicht, wie es Gott gefiel, er lebte, wie es der Welt gefiel. Wo sollte er die Liebe fassen? Wie sollte er zwischen ihren verschiedenen Gesichtern und ihren widerspruchsvollen Forderungen unterscheiden? Galt es die Liebe zu seiner Familie oder die Liebe zu allen Menschen? . . . Bis zum letzten Tag schlug er sich mit diesen Zweifeln herum.

Wo ist die Lösung? — Er hat sie nicht gefunden. Überlassen wir das Recht, deshalb mit Verachtung über ihn zu urteilen, den hochfahrenden Intellektuellen. Sie haben gewiß die Lösung gefunden, sie haben die Wahrheit, und sie stützen sich mit Sicherheit auf sie. Für sie war Tolstoi ein empfindsamer Schwächling, der ihnen nicht als Vorbild dienen kann. Zweifellos ist er kein Vorbild, dem sie nacheifern können, dazu sind sie nicht lebendig genug. Tolstoi gehört nicht zu jenen eitlen Auserwählten, er gehört keiner Kirche an, — weder der der Schriftgelehrten, wie er sie nannte, noch der der Pharisäer vom einen oder vom anderen Glauben. Er ist der vollkommenste Typus des freien Christen, der sein Leben lang einem Ideal zustrebt, ohne ihm je näher zu kommen.

Tolstoi redet nicht zu der geistigen Auslese, er redet zu den gewöhnlichen Menschen — hominibus bonae voluntatis. — Er ist unser Gewissen. Er spricht aus, was wir Durchschnittsmenschen alle denken, und was wir nur nicht in uns zu lesen wagen. Und er ist uns kein hochmütiger Lehrmeister, keiner jener hoheitsvollen Geisteshelden, die in ihrer Kunst und ihrer Weisheit über der Menschheit thronen. Er ist — wie er sich selbst gern in seinen Briefen mit diesem schönsten und innigsten Namen bezeichnete — »unser Bruder«.

# STINNES

## VON LUDWIG ROSENBERGER

Der individuelle Wert erscheint in der Geschichte in äußerster Relativität. An die Stelle des Individuums tritt das Kollektive. Die Kollektivität, gebunden an Gesetzlichkeiten, beherrscht. Wir müssen die führenden Persönlichkeiten der Politik und somit der Geschichte als eine Verkörperung dinglicher Zusammenhänge zu begreifen suchen. Dorthin zielt der Versuch. Die geschichtliche Persönlichkeit ist durch Zergliederung von Tatsächlichkeiten, Zeitursprung und Zeitverhältnissen zu untersuchen. Das Resultat ergibt gesellschaftlichen und damit geschichtlichen Wert des Einzelmenschen.

Der individuelle Wert bleibt natürlich bestehen, gehört indes in das Gebiet der Biographie. In der Geschichte handelt es sich aber um etwas anderes. Sie ist eben nicht Geschichte dieses Individuums, sondern Geschichte einer Kollektivität. Daher ist hier lediglich der Wertfaktor des Individuums zu diesem Kollektivismus zu bestimmen. Der gesellschaftliche Faktor wird aber bestimmt durch seine gesellschaftlichen Funktionen, die er auslöst. Diese religiösen, staatlichen und wirtschaftlichen Funktionen sind deutlich umrissen, erscheinen als eine Menge von Tatsachen in einem bestimmten System. Das Systematische ergibt Eigenart, bestimmende Form. Das System prägt, ist Ausdruck einer ganz bestimmten Epoche, Personifikation. Den soziologischen Wert dieses Systems macht den soziologischen Wert dieser Persönlichkeit aus.

Diese Erkenntnis dürfte ausschlaggebend sein. Die gesellschaftliche und daher politische, geschichtliche Bewertung der Einzelpersönlichkeit ist die Bewertung seines Systems. Der geistvolle

Münchner Kunstschriftsteller Wilhelm Hausenstein schrieb eine Arbeit über Napoleon. Er betitelt sie: »das System Napoleon.«*) Die Relativität selbst dieser im eminentesten Sinne genialen Persönlichkeit innerhalb eines geschichtswissenschaftlichen Rahmens wird aufgezeigt. Hausenstein schreibt: »Man sucht um klarere Antwort. Was gilt nun eigentlich — die Person oder die Politik? Wo ist die Stelle, an der das Persönliche über sich hinausgeht und zum Sachlich-Politischen wird? Vergebliche Neugier. Wer die Sache deutlicher sagen will, verwirrt sie. Eins hält das andere. Alles schwebt. Nun wollen wir sehen, wie stark die Tatsachen sind.«

Die Tatsache besteht. Napoleon sagt auf St. Helena: »Ich kann vielerlei Pläne gehabt haben, aber ich war nie mein eigener Herr. Ich bin nie der Herr meiner Handlungen, weil ich nicht so einfältig war, die Ereignisse einem persönlichen System unterwerfen zu wollen.« Das Schicksal des politischen Menschen trifft ihn. Die genialste Persönlichkeit ist ebenso den kollektiven Gesetzen unterworfen, wie ein kleiner Parteiknirps. Doch nun gilt die Anwendung. Das geschichtliche Phänomen Napoleon sucht seinesgleichen. Aber der Satz gilt für weniger individuellere Menschen noch mehr.

Wir sprechen von Stinnes. Der Persönlichkeitskult feiert Orgien wie früher. Eine deutsche Zeitung nannte ihn Assyrerkönig. Sein Biograph Brinckmeyer schreibt begeistert, doch in Grenzen der Objektivität: »Während tausend Hirne und Hände von der Resignation der Zeit befallen und gelähmt sind, während tausend und nicht die schlechtesten Köpfe erwägen und debattieren, wie der Mörtel des Wiederaufbaues beschaffen sein soll, türmt dieser Mann gelassen und unbekümmert Quader auf Quader, vielleicht zum eisenstarken Bauwerke, das die Zeiten überdauern wird, vielleicht zum babylonischen Torso und zur Sprachverwirrung der Bauleute.«

*) Wilhelm Hausenstein, »Zeiten und Bilder«. Verlag: »Der Neue Merkur«, München 1920.

Und trotzdem. Es gilt bei Stinnes im besonderen der Satz der Relativität des Individums in der Politik. Geschichtswissenschaftlich sprechen wir nicht von Stinnes, sondern vom System Stinnes.

Es ist merkwürdig, die Natur hat diesem Mann selbst das Gepräge der Maschine gegeben. Die Nüchternheit der Materie. Brinckmeyer, der Biograph sagt gut von ihm: »Er selbst ist wie ein wandelndes Stück Kohle.« Da ich noch nicht das Glück hatte auch nur einen Augenblick den »Assyrer-König« vor mir im rasenden Auto vorbeihuschen zu sehen, muß ich die Angaben seines Biographen berichten, die gewißlich richtig sind: »Auf gedrungenem Rumpf sitzt ein dicker Kopf. Das Haupthaar ist geschoren, schwarz, das Gesicht großflächig und bleich, der Bart kohlschwarz, die Nase gebogen, die Augen schwer unterlegt. Sein Aussehen ist das eines Mannes der Arbeit.«

Die Triebkräfte zu dem Werk des Mächtigen sind schwer zu bestimmen. Schon erschienen sie bei dieser Betrachtung als unpersönlich: Hier beginnt das — System. Sicherlich ist eine Bestimmung wie rein persönlicher Ehrgeiz oder Geldgier ebenso unausreichend — ja etwas gar vulgär —, wie Gedanken an die Allgemeinheit (dies würde an Idealismus erinnern, was bei Stinnes wohl ein anachronistischer Begriff ist) oder Drang zur schöpferischen Arbeit. Doch Wurzel seines tätigen Seins ist Zeitersparung. Was ist Stinnes privat, also als Individuum, nichts, eine Maschine, Zahlenkombination. Ein bemitleidenswerter Mensch, der dem Wahne der Zahlen verfallen ist, der nichts weiß von Schöpfung, von Schönheit der Erde, der Sehnsucht fern, fremd dem »sozialen Eros« der Kunst, nüchterner Spießer, nur größten Formats. Das Ausschlaggebende fehlt: die Seele. Sein Gehirn lebt, arbeitet rastlos. Auch das Eisenbeton zeugt von maschinellem System. Das ist Stinnes: die Zeit, Symbol der Zeit, damit nicht erfreuliches Zeichen. Das wäre die notwendige biographische Erörterung.

Stinnes ist System. Das System ist entscheidend. Die Geschichte der Stinnes ist Spiegel einer technischen Entwicklung.

Die Epoche die sie einschließt, beginnt mit dem Untergang des Kleinbetriebes, mit den ersten Anfängen der modernen Industrie — schließt die Episode Liberalismus ein. Die Ausfahrt zeigt beginnende Höhe der Monopolwirtschaft: die Stinneskonzerne.

Stinnes ist das Produkt dieser Verhältnisse: Ausdruck wirtschaftlicher Machtkonzentration, organische Einheit dieses ökonomischen Willens. Das ökonomische Sein bestimmte das Bewußtsein. Rheinisch-Westfalen wurde die Grundlage für die moderne Industrie. Diese Grundlage war Kohle, Eisen und die naturgebildeten Wasserstraßen. Die Situation war eine denkbar günstige. Die Wirtschaft erforderte das System. Das System der wirtschaftlichen Konzentration, Konzentration des Kapitals, des Kapitals der Krupp, Thyssen, Kirdorff und — Stinnes. Diese Namen bedeuten tatsächlich nur — Zahlen, aufgespeicherte Energie der Mechanik — bedeuten ein System. Die wirtschaftliche Basis (die westfälische Dreieinigkeit Kohle — Eisen und Verkehrsstraßen) schuf ein Wirtschaftssystem, schuf die rheinisch-westfälische Industrie, schuf den rheinisch-westfälischen Kapitalismus und das rheinisch-westfälische Proletariat, die Ausbeutung rheinisch-westfälischer Arbeiterschaft durch die Wenigen, eben durch das System der Krupp, Thyssen, Kirdorff und Stinnes. Die Gegenwirkung folgt auf dem Fuß: Der ungeheuren Machtkonzentration folgte der Druck der leidenden Masse, schuf den Glauben bei den Unterdrückten an die Befreiung, schuf Männer, die aus der seelischen und wirtschaftlichen Not der Masse geboren wurden. Die Stinnes tauchten im Westen auf — und ihr System. Aber auch die großen Gegenspieler, die bedeutendsten Vertreter des modernen Sozialismus — und ihre Lehre vom Befreiungskampf des Proletariats : Karl Marx stammt aus Trier, Friedrich Engels aus dem Wuppertal, Ferdinand Lasalle kulminiert im rheinischen Revier.

Im Jahre 1808 ging es am Rheine ähnlich wie heute zu. Brinckmeyer berichtet in der schon erwähnten Stinnes-

biographie*), wie »der Kaufmann von Bingen bis Bonn achtmal die Grenze überschritt und von Germersheim bis Rotterdam an nicht weniger als 32 Stationen Zoll bezahlte«. Das war nun gerade nicht günstig für den Handel. Mathias Stinnes war Ruhrschiffer und Kohlenhändler dazu. Im Ruhrtal bei Mühlheim hatte er es freilich leichter als die Leute am Rhein. 1810 sah man seinen ersten Nachen auf der Ruhr. Mathias ist zäh. Im nächsten Jahrzehnt hatte er weitere Kohlenplätze erworben und bald sah man seine Schiffe auf dem Rheine. Man kann von Glück, Zufall oder aber von Notwendigkeit sprechen, weil irgendwer anfangen mußte. Der Irgendwer war nun einmal Mathias, der Schiffer und Kohlenhändler aus Mühlheim. Mathias aber hatte nun einmal auch ein fabelhaftes Glück. 1810 schaukelt sein Kahn auf der Ruhr und nur etliche Jahre später beginnt er mit neun eigenen Schiffen die wichtige Schiffahrtslinie von Köln bis Holland. Nun baut er seine Kähne auch selbst. Da aber beginnt nun der unglaubliche Aufstieg. 1817 hatte er, wie wir hörten 9 Schiffe, 1820 stieg ihre Zahl auf 66. Zu dieser Zeit geschah der Schiffsbetrieb am Rhein nur mit Menschen und Pferdekraft. Segel war höchst selten. Die Maschine brachte Stinnes. 1843 befuhr Mathias erster Dampfer den Rhein. Brinckmeyer, der Biograph, berichtet uns eine hochergötzliche Geschichte, »die ein Augenzeuge vor Jahren in einer rheinischen Zeitung berichtete«, und die ein wertvoller Beitrag zur Stinneszeit ist: »Es war im Jahre 1848 und Mathias Stinnes I. hatte mit einem Anhang von Schleppkähnen die Rheinfahrten begonnen. Damals herrschte eine große Erregung unter den Bauern und Pferdetreibern des Mittelrheines, die mit ihren Pferden die bergwärtsfahrenden Schiffe gewöhnlich in Köln abholten, um sie an ihren Bestimmungsort zu bringen. Sie fühlten die Schmälerung ihrer Einnahmen infolge des Schleppdienstes der Dampfschiffe, und eines Tages wollten sie zur Selbsthilfe greifen. Man raunte sich damals

*) H. Brinckmeyer: Stinnes. Wielandverlag, München. 1921.

heimlich zu, in diesen Tagen würde etwas ganz Besonderes auf dem Rhein bei Neuwied passieren. Die Bauern und Pferdetreiber aus dem Dorfe Weißenturm gegenüber Neuwied hatten sich verschworen und hatten am Neuwieder Werth eine Unzahl von Böllern und Katzenköpfen aufgestellt. Als der Dampfer mit seinem Anhang ankam, begann ein gewaltiges Schießen, dessen Widerhall zehnfältig von den Bergwänden zurückkam. Der ganze Rhein war mit Rauchwolken dicht bedeckt. Die Weißenturmer hofften, der verwünschte Dampfer werde bei solchem Empfange seinen Anhang abwerfen, kehrt machen und nie wieder von Mühlheim heraufzukommen wagen. Dem Kapitän mußte aber wohl der Anschlag zu Ohren gekommen sein. Der Ruderstuhl nämlich war mit eisernen Platten verbarrikadiert, und auf dem Deck des Schiffes war kein Mensch zu sehen. Der ganze Schleppzug zog unter dem ohrenbetäubenden Geknalle ruhig vorüber. Die Bauern und Pferdetreiber mußten sich in ihr Schicksal ergeben. Aber noch lange Monate fuhr das Schiff mit verbarrikadiertem Steuerstuhl, zum Schutze oder zum Andenken gegen derartige Komplotte«. Mathias Stinnes I. aber, bald am ganzen Rheine der »alte Mattes« genannt, tat 35 Jahre Dienst, bis er bei der Hochfelder Eisenbahnbrücke unterging. Bis heute ist die Stinnesflotte die größte und bedeutendste in der Rheinschiffahrt.

Mathias starb 1845. Sein Sohn wurde im Volksmunde das »Mathisken« genannt. Er war nicht so geschäftstüchtig wie der alte Mathias und hatte vollauf zu tun, den Bestand des Vaters zu sichern. Mathisken starb 1853, der zweite Sohn Gustav folgte. Der dritte Sohn des Alten war Hermann Hugo. Seine Frau Adeline gebar dessen zweiten Sohn am 18. Februar 1870: Hugo Stinnes.

Ohne Zweifel: die Dynastie ist vorhanden. Das »Assyrergeschlecht« der Stinnes. Seine Pyramiden sind die Schwarzen Berge, seine Ruhmestempel die Fabriken und sein Sklavenheer das deutsche Proletariat. Köstlich ist eine kleine Anekdote, die

Brinckmeyer erzählt: Vor nicht langer Zeit ging ein Arbeiterführer nach angestrengter Sitzung mit Stinnes nach Hause. Im Laufe des Gespräches fragte er ihn: »Sagen Sie doch mal, Herr Stinnes, für was schuften und quälen Sie sich doch eigentlich so?« Stinnes sah ihn mit seinem merkwürdigen Augenaufschlag an und sagte: »Für meine Kinder.« Brinckmeyer setzte hinzu: »Kam ihm, dem Sprößling einer seit drei Generationen führenden Familie, aus dem Unterbewußtsein der Ausdruck eines allmählich wachsenden dynastischen Gefühls?«

Schon 1848 hatte die Familie eine Flotte auf Rhein und Ruhr von 60 Kohlenfahrzeugen. »Die Firma Lake Magazine in Coblenz, Mainz, Mannheim, Emmerich. Sie förderte Kohlen auf 4 eigenen Zechen. Sie war ferner mit zum Teil überwiegender Stimmenzahl an 38 Bergwerken beteiligt.« (Brinckmeyer.) So entwickelte sich das Haus der Stinnes. »Bergbau, Kohlenhandel, Schiffahrt, die drei Pfeiler des alten Mathias Stinnes, sind auch die des jungen Stinnes. Bald betreibt er eigene Zechen und Aufbereitungsanstalten. Er erwirbt Schiffe für den Binnenwasser- und Seeverkehr. Er wird Kohlenhändler mit internationalem Absatzgebiet. Auf dem Kontinent und in Übersee hat er seine Niederlassungen. Seinen Schiffen begegnet man auf Flüssen und Kanälen, in der Nord- und Ostsee, im Mittelländischen und im Schwarzen Meer.« (Brinckmeyer.) Die Entwicklung ist ähnlich der der großen Patrizier. Unwillkürlich taucht der Vergleich mit den Fugger und Welser auf. Doch dort war Merkantilsystem, hier das System des hochentwickelten Industriekapitals. Beim hundertsten Jahrestage zählte die Firma 21 Schleppdampfschiffe und 85 Schleppkähne. Ebenso vermehrten sich die Zechen ständig. In hundertjähriger Aufwärtsbewegung entwickelte sich so die Firma Mathias Stinnes zur Großreederei, zum Großhandelshause und zum Großzechenbetrieb.

Aber dieser Familienbesitz ist nicht von entscheidender Wichtigkeit für unsere Betrachtungsweise. Ausschlaggebend ist die Zusammenschließung ganzer Industriezweige, seine groß-

zügigsten Konzernbildungen. Darin liegt das System und seine Eigenart.

Mit der Kriegs- und Nachkriegsperiode trat Deutschland in das Stadium der hochentwickelten Monopolwirtschaft ein. Nicht war vordem ein Vergleich zu der Riesenkonzentration der Wirtschaft der Vereinigten Staaten möglich. Bekanntlich war die gesamte Wirtschaft der Vereinigten Staaten von fünf Männern beherrscht. Das Prinzip trat nun auch auf Mitteleuropa über. Die Möglichkeit zum Zusammenschluß war da. Nun sehen wir alles im vollen Flusse. Die Bewegung begann und Hugo Stinnes ward ihr Führer. Die Konzentration beginnt ganz besonders in der deutschen Montanindustrie. Dazu tritt das Rheinisch-westfälische Kohlensyndikat. Das Syndikat umfaßt nahezu das gesamte Ruhrkohlenrevier und regelt Produktion, Preisgestaltung und Absatz. Das »Kohlenkontor« (der nüchterne Name ist bezeichnend) organisiert den Absatz der Ruhrkohle. An die Kohlenproduktion schloß Hugo Stinnes frühzeitig die Eisen- und Stahlproduktion an. Seine Hauptdomäne wird die »Deutsch-Luxemburgische Bergwerks- und Hütten-A.-G.« Was »Deutsch-Luxemburg« bedeutet, was es umschließt, das kann in diesem beschränkten Rahmen nicht gesagt werden. Die Bedeutung ist eminent. Auch hier sei auf die ausgezeichnete Biographie Brinckmeyers verwiesen. Hier nur einzelne Daten, die seiner Biographie entnommen werden mußten.

Die Gesamtförderung der Kohlengruben D. L. beträgt über 5 Mill. Tonnen jährlich. Im letzten Jahre vor dem Krieg wurden 750 Tausend Tonnen Roheisen erzeugt. Zu Deutsch-Luxemburg gehören auch die Nordseewerke in Emden.

Hand in Hand mit der Entwicklung von Deutsch-Luxemburg geht die Entwicklung eines zweiten Riesenunternehmens: die Rheinisch-westfälische Elektrizitäts-A. G. unter der Führung von Hugo Stinnes.

Die Entwicklung während des Krieges: Liquidation in Belgien durch die Kriegsgesellschaften. Auch hier wieder Stinnes in

führender Beteiligung, Bündnis der Hamburger Großreederei mit der Schwerindustrie, führende Beteiligung an den deutschen Uebersee-Linien. Gründung einer eigenen Ueberseereederei. Die Unternehmungen sind hier natürlich nicht annähernd erschöpfend aufgezählt.

Der Zusammenbruch Deutschlands schuf gemeinsame Not. Not ist natürlicher Förderer des Zusammenschlusses. Deutsch-Luxemburg verlor Beträchtliches: die im Lothringischen liegenden Werke, das Differdinger Werk, auch St. Ingbert. Neue Anlagen erscheinen Lebensnotwendigkeit. Eine ganze Reihe von Werken werden erworben. Sein Blick richtet sich auf ein anderes riesiges Montan-Unternehmen, das ebenfalls durch den Friedensvertrag verstümmelt und eingeschnürt worden ist: die Gelsenkirchner Bergwerks A. G. Dieses Werk der Gebrüder Kirdorf war im letzten Friedensjahr mit 10 Millionen Tonnen Kohlen am Kohlensyndikat beteiligt und beschäftigte 55 Tausend Arbeiter. Im Juli 1920 wird der Zusammenschluß zur Tatsache: Die Rheinelbe Union G. m. b. H. Auf die Dauer von 80 Jahren gehen die beiden verstümmelten Riesen eine enge Interessengemeinschaft ein. Sie ergänzen sich dadurch gegenseitig und sichern sich ihre Entwicklung auf breitester Grundlage und mit den günstigsten Aussichten bilden sie einen Montankonzern, dessen Zusammenhalt bis zum Jahre 2000 vereinbart worden ist. (Brinckmeyer.) Wenige Monate nach dieser Gründung trat bereits der Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation A. G., ein Werk mit 18 Tausend Arbeiter dem Konzern bei.

Das System Stinnes erscheint immer deutlicher. Es ist ökonomischer Imperativ der Zeit, Zeichen einer überaus hochentwickelten kapitalistischen Wirtschaft: immer riesigere Konzentration, immer stärkere Zusammenballung. Nur noch wenige Firmen gibt es heute, die nicht irgendwie vertrustet sind.

Im gleichen Jahre 1920 erfolgte der nächste Schritt: Hugo Stinnes verschweißt seinen Montankonzern mit dem Siemens-Konzern zum mächtigen Elektro-Montankonzern: »Siemens-

Rheinelbe-Schuckert-Union«. Dieser Riesenkonzern beschäftigt 200 Tausend Arbeiter.

Der Stinnes-Konzern brachte im Frühjahr 1921 durch Aktienkauf die Oesterreichisch-Alpine-Montangesellschaft an sich. Diese Gesellschaft besitzt den steiermärkischen Erzberg, das größte Erzvorkommen Europas. Von der Montan- und Elektrounternehmung geht Hugo Stinnes nun im weiten Maß zur vielseitigsten Beteiligung an der deutschen Wirtschaft über. Es gründet Stinnes gemeinsam mit der Hamburg-Amerika-Linie die Hamburger Verkehrs-A.-G. Stinnes begründet die Buch- und Zellstoffgewerbe H. St. G. m. b. H. Hier sichert er sich den Einfluß auf eine Reihe von Papierfabriken. Die Deutsche Allgemeine Zeitung wird erobert. Ein ganze Reihe von führenden bürgerlichen Blättern schließt sich an. Die Gefahr einer vollständigen Vertrustung besteht.

Diese Daten wurden aufgezeigt. Sie erheben auch nicht den geringsten Anspruch irgendwie erschöpfend zu sein. Lediglich Punkte werden angegeben, deren Verbindung eine ganz bestimmte Linie, eben ein System bedeuten. Hier liegt symptomatische Bedeutung. Darin liegt der Versuch, durch diese Schilderung einen Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der modernen Wirtschaft zu geben. Worin liegt das Wesen des Systems Stinnes? In seinem Bestreben zur Konzentration. Darin liegt naturnotwendige Bedingtheit, Beantwortung der Frage: ist die Gemeinwirtschaft, worin wir die sozialistische Wirtschaftsordnung verstehen, empirisch bedingt? Die Frage wird bejaht. Sie wird bejaht in der Tatsache des Systems Stinnes.

Karl Marx spricht vom Puppenzustand des Kapitalismus, aus dem einst als ein fertiger Schmetterling die sozialistische Gemeinwirtschaft entschlüpfen wird. Hier ist Perspektive gegeben, Richtung, die das System Stinnes bewertet. Aber man hüte sich vor allzu vulgärer Naivität. Bekanntlich wurde der Satz von Karl Marx reichlich mißverstanden, bekanntlich wurde er zum Stützpunkt der Opportunisten. Die Bequemen haben es sich

leicht gemacht. Doch sie haben nicht recht mit der ungefähren Parole: Firmenschildänderung. Die Opportunisten sehen in Stinnes ihren Mann. Der »Vorwärts« schrieb über ihn: »Die Sozialisten werden ihn vielleicht noch preisen als einen ihrer Größten. Stören wir ihn nicht an seinem Werke.«

Aber immerhin: die Erfüllung unserer Hoffnung ist von Voraussetzungen abhängig. Die Voraussetzung ist die reale Basis des Seins, die Ökonomie. Das Wirtschaftlich-Tatsächliche ist nicht das außerhalb des Lebens stehende, sondern in lebendiges Gestalten — Drang nach lebender Form — hineinzubeziehen. Hinter dem System Stinnes, hinter dem kapitalistischen Vorbau liegen Tiefen verborgen, — Weiten für unser Sehnen zur Kollektivität. Wir sind der Einsamkeit müde, unser innerster Glaube gilt der Gemeinschaft.

Karl Marx wird oder wird wieder Ausgangspunkt. Wir sehen keine andere Möglichkeit mehr. Es liegt einzige Zuversicht in seiner Erkenntnis; letzte Hoffnungsmöglichkeit der Welt: »Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt, das gesellschaftliche Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt«. Hier liegt noch einziger Ausblick, einziger Zug zur Monumentalität. Die Frage: entsprechen die Tendenzen der ökonomischen Entwicklung der sozialistischen Tendenz, wird bejaht gerade im Hinblick auf die jüngste Entwicklung des Kapitalismus, dem System Stinnes. Somit erscheint die ökonomische Gesamtlage zu neuem Gemeinschaftsbewußtsein für gegeben.

Nicht richtig wäre es, würde man in einer ökonomischen Entwicklungstendenz in der Richtung zu einer Gemeinwirtschaft schlechthin von Sozialismus sprechen. In unklarer Scheidung liegt die Gefahr. Man übersehe nicht das Wesentliche: den kapitalistischen Charakter. Zwischen äußerer Form und Wesensform besteht der Unterschied. Das Stinnessystem ist das System des hochentwickelten Kapitalismus. Damit ist das Todesurteil gesprochen. Stinnes ist der Zwingherr des mitteleuropäischen Proletariats. Mit der Vernichtung seines Systems fällt der Gott!

Sein auf Spekulationen aufgebauter Wahnthron fällt zusammen. Der Weg des Proletariats geht nur über den Sturz des Assyrerkönigs. Aber die Zeit wird nicht selbst Stinnes, den kapitalistischen Götzen, stürzen, dazu bedarf es des politisch-revolutionären Aktes des Proletariats. Stinnes ist heute der Eckpfeiler des deutschen Kapitalismus. Fällt er, so stürzt die deutsche Bourgeoisie zusammen. Letzte Stellungen gilt es zu erhalten oder zu erobern!

## DENIS DIDEROT

### *POLITISCHE GRUNDSÄTZE DER SOUVERÄNE*

Aus dem reichen Schatz der Werke Diderots, des genialsten und uns Heutigen (neben Voltaire) nächsten Encyklopädisten, hat Herr Dr. Kurt Pieper seltene Kostbarkeiten ausgewählt und ins Deutsche übersetzt: Essays, Dialoge und Aphorismen, die, um 1770 geschrieben, nach 150 Jahren von ihrer Kühnheit und klaren Schärfe, von ihrer entlarvenden Psychologie nichts verloren haben. Kann es einen moderneren Geist als Diderot geben?

Das deutsche Bürgertum liest, hört Rathenau, Rudolf Steiner, Spengler und den Grafen Keyserlingk. Die bürgerliche französische Revolution las, hörte Diderot, Voltaire, Rousseau. Sapienti sat. (Genügt's dem Verständigen?)

Man muß immer die Genehmigung zu seinen Handlungen einholen, auch wenn man sie nicht braucht: dies ist eines der sichersten Mittel, dem Volk seine Versklavung zu verheimlichen.

•

Der Fürst muß zwar zugeben, daß die Gesetze für alle gemacht sind, für den Herrscher wie für das Volk, aber er darf es nicht im Ernst glauben. Alle Fürsten reden wie Servius Tullius und gehen dabei mit dem Gesetz um wie Tarquinius mit Lucrezia. Doch wenn man die Gerechtigkeit vergißt, ist es gut, von Zeit zu Zeit an den Tod des Tarquinius zu denken.

•

Es ist eine Hauptsache, gelegentlich zu brüllen: ohne diese Vorsicht ist der Herrscher beleidigender Vertraulichkeit ausgesetzt.

●

Wer nicht Herr des Heeres ist, ist niemandes Herr.

●

Gute Einwände macht man nur mit aufgepflanztem Bajonett.

●

Ein schwacher Fürst denkt, was ein starker Fürst tut, zum Beispiel Folgendes:

Das Volk muß leben, aber sein Leben muß schwer und ärmlich sein, je mehr es beschäftigt ist, um so weniger neigt es zu Aufruhr, und es ist um so beschäftigter, je schwerer es seinen Lebensunterhalt erwerben muß.

Um das Volk zu verarmen, muß man Leute plündern, die es ausplündern, auf diese Weise genießt man den ehrenvollen Ruf, der Rächer des Volkes zu sein, und hat doch den Nutzen von der Beraubung.

Alle Stände des Staates lassen sich auf zwei zurückführen: Soldaten und die, die sie unterhalten.

●

Bündnisse sind nur zu schließen, um Haß zu säen.

●

Kriege zwischen den Nachbarn müssen hervorgerufen und unterhalten werden.

●

Man muß immer Hilfe versprechen und niemals schicken.

●

Unruhen muß man ausnutzen, um seine Pläne durchzuführen, man muß die Feinde seiner Verbündeten besolden.

●

Im Kriege muß man alles verwüsten, alles mitnehmen, was man schleppen kann, und alles vernichten, was man nicht mitnehmen kann.

●

Es ist mir herzlich gleichgültig, ob es erleuchtete Geister, Dichter und Redner gibt: ich will nur gute Generäle haben, die Wissenschaft des Krieges ist die einzige, die Nutzen bringt.

•

Denjenigen, den man nicht als Freund betrachten kann, muß man dauernd als Feind ansehen, und als Freunde darf man nur diejenigen betrachten, die Interesse daran haben, es zu sein.

•

Man muß Neutralität zwischen sich und den anderen fordern, aber man darf sie nicht zwischen den anderen und sich dulden.

•

Straflosigkeit im Frieden, sichere Beute nach dem Sieg: das ist die wahre Ehre des Soldaten, das soll seine einzige Ehre sein.

•

Das Naturrecht wird durch das bürgerliche Recht beschränkt, und das bürgerliche Recht durch das Völkerrecht, welches letztere im Augenblick des Krieges aufhört. Die Rechtsformel für Kriegszeiten heißt: Sei der Stärkere!

•

Man muß seinen Landsleuten einreden, daß das Übel, das man den Nachbarn zufügt, zum Heil der eigenen Bürger dient.

•

Das einzige Lob, das den Neid eines Fürsten erwecken kann, ist die Furcht seiner Nachbarn.

•

Ein Fürst, der irgendwelches Vertrauen auf feierlich beschworene Verträge hätte, wäre nicht mehr oder weniger töricht, als jemand, der in Unkenntnis unserer Sitten, den unterwürfigen Schlußformeln unserer Briefe irgendwelche Bedeutung beilegen würde.

•

Wer in der Geschichte einen schönen Nachruf der Eroberung einer Provinz vorzieht, wird am Ende leicht weder Nachruf noch Provinz haben.

•

Siege imponieren nach außen ebenso wie nach innen, man unterwirft sich lieber einem Helden als einem gewöhnlichen Menschen, vielleicht mischt sich auch etwas Dankbarkeit und Eitelkeit mit hinein. Man ist stolz darauf, einem siegreichen Volk anzugehören, und man ist einem Fürsten dankbar, dem man diesen Ruhm, den Begleiter der Sicherheit, schuldig ist.

•

Betrachte alle Ehrgeizigen als deine geborenen Feinde. Von den unruhigen Köpfen sind die einen des gegenwärtigen Zustandes der Dinge entweder müde oder davon angewidert — die anderen sind unzufrieden mit der Rolle, die sie spielen. Die gefährlichsten sind Große, Arme und Verschuldete, die bei einer Umwälzung alles zu gewinnen und nichts zu verlieren haben. Sylla inops, unde praecipua audacia. »Sulla besaß nichts, und seine Bedürftigkeit machte ihn in erster Linie kühn.« Die scheinbare oder wirkliche Ungerechtigkeit der Mittel, die man gegen sie anwendet, wird ausgelöscht durch die Gründe der staatlichen Sicherheit: dieser Grundsatz ist in allen Arten von Staaten unveränderlich derselbe: und doch ist es darum nicht weniger gräßlich, einen Bürger nur wegen der Furcht, er könnte die öffentliche Ordnung stören, zu verlieren. Es gibt kein Verbrechen, zu dem solche Politik nicht schließlich führte.

•

Man darf es nie in Kleinigkeiten an Gerechtigkeit fehlen lassen: man wird dadurch entschädigt, daß man sie dann ungestraft bei großen Dingen übertreten darf: ein abscheulicher Grundsatz, denn man muß in großen und kleinen Dingen gerecht sein, in diesen letzteren, weil Gerechtigkeit in großen Dingen an sich leichter geübt werden kann.

•

Durch die Wahl seiner Mittel eine Sache zu Fall zu bringen, die man nicht verhindern kann: ich billige diese List, wenn man dadurch das Böse, nicht aber das Gute verhindert, denn es ist gewiß, daß es Umstände gibt, in denen man gezwungen ist, die

uns fehlende Kralle des Löwen durch den Schweif des Fuchses zu ersetzen.

•

Seine Sklaven »Bürger« nennen, ist gut, aber es wäre besser, keine Sklaven zu haben.

•

Man darf nie den Fall der äußersten Notwendigkeit abwarten, sondern muß ihn vorhersehen und ihm zuvorkommen. Wenn die Majestät nicht mehr imponiert, so ist es zu spät. Dieser Grundsatz, der ausgezeichnet auf dem Thron ist, ist nicht weniger gut in Familie und Gesellschaft.

•

Wissen ob das Volk will oder nur Wollen vortäuscht — dieser Grundsatz ist nicht weniger wichtig im Felde, man muß wissen, ob der Soldat will oder Wollen nur vortäuscht.

•

Man muß immer das Gesetz achten, das nicht uns, sondern den andern unbequem ist. Es wäre besser, alle Gesetze zu achten.

•

Lautlos tun, was man ungestraft auch laut tun könnte, heißt die kleine Rolle des Fuchses der des Löwen vorzuziehen.

•

Alles, was nur in der Monarchie ehrt, ist nur ein Ausweis des Sklaventums.

•

Teilung der Macht ist schon Verlust der Macht: Aut nihil, aut Caesar. Auch wählt das seine Tribunen nur unter den Patriziern.

•

Ein Staat wankt, wenn man die Mißvergnügten darin schont. Er ist dem Zusammenbruch nahe, wenn man sie aus Furcht zu den ersten Stellen gelangen läßt.

•

Wer Herr der Heere ist, ist Herr der Finanzen.

●

Man wünscht Sklaven für sich selbst, aber freie Menschen für die Nation.

●

Aufrührer erwarten Zeiten der Not, des Hungers, unglückliche Kriege, Religionsstreitigkeiten: dann finden sie die Masse bereit.

●

Im Ausland soll man keine Gesandten, sondern Spione halten, im Inland keine Minister, sondern nur Beamte.

●

Die Angst ist eine Schildwache, die eines Tages auf ihrem Posten fehlt.

●

Ein Volk möge nie das Blut seines Königs fließen sehen — aus welchem Grunde es auch sei. Die öffentliche Hinrichtung eines Königs verändert den Geist eines Volkes für immer.

●

Moral und Tugend sind nur für die Gehorchenden notwendig. Ach! ich weiß wohl, daß sie nicht ungestraft dagegen verstoßen können: dies ist nur das unglückselige Vorrecht der Herrschenden.

●

Wer die Kriegswissenschaft in Asien einführen würde, wäre der gemeinsame Feind aller. Glücklicherweise fehlt im Koran ein Kapitel oder ein Vers, welcher lautet: »Lerne von dem Ungläubigen, dich gegen ihn zu verteidigen, und lerne nur dieses von ihm, alles andere ist übel, lasse es ihm!«

●

Der gefährlichste Feind eines Fürsten ist sein Weib, wenn es mehr kann, als Kinder zur Welt bringen.

●

Man muß seinen Untertanen einreden, daß das Böse, das man ihnen zufügt, zu ihrem Besten sei.

•

»Die Römer machten sich zu Herren des Weltalls, indem sie immer nur ihre Verbündeten unterstützten« — Cicero sagt dies, er ist wirklich naiv!

•

Caesar ließ denen, die die Waffen gegen ihn getragen hatten, die Hände abhauen und ließ sie dann weiter leben. So ließ er den Terror spazieren gehen.

•

Der Anhänger Machiavells, d. h. derjenige, der alles nach seinem Vorteil berechnet, setzt oft Gerechtigkeitsliebe an Stelle des Hasses.

•

Wenn ein stolzes Volk, wie die Römer, entartet, so ist es schlimmer als ein anderes Volk, denn die ganze Kraft, die es in seiner Macht besaß, legt es nun in das Laster. Es entsteht dann eine Mischung von Niedrigkeit, Stolz, Greuel und Narrheit, und man weiß nicht mehr, wie man es regieren soll: Milde macht es frech und Härte bringt es zur Empörung.

•

Die schlechtesten Politiker sind im allgemeinen Advokaten, denn sie sind immer geneigt, bei öffentlichen Angelegenheiten dieselben Kniffe anzuwenden wie bei Zivilprozessen.

• • •

## ÜBER DIE FRAUEN. (1772)

Ich liebe Thomas*), ich achte den Adel seiner Seele und die Vornehmheit seines Charakters: er ist ein sehr geistvoller Mann und eine edle Persönlichkeit, kurzum, er ist kein gewöhnlicher Mensch. Aber wenn man ihn nach seiner Abhandlung über die Frauen beurteilen sollte, so hat er doch eine Leidenschaft nicht tief genug gefühlt, die ich höher schätze, weil sie uns über gewisse Mühen hinwegtröstet, als wegen der Lust, die sie uns gewährt. Er hat sehr viel nachgedacht, aber er hat nicht genug gefühlt. Er hat sich den Kopf zermartert, aber sein Herz ist unbewegt geblieben: Ich hätte mit weniger Unparteilichkeit geschrieben, aber ich hätte mich mit mehr Neigung und Wärme mit dem einzigen Wesen der Natur beschäftigt, das unser Gefühl mit Gefühl erwidert, und glücklich durch das Glück wird, das es uns gewährt. Vier oder fünf hingerissene Seiten hätten den Zusammenhang der feinsinnigen Beobachtungen in seinem Werk unterbrochen, aber ein entzückendes Buch daraus gemacht. Doch er wollte, daß sein Buch geschlechtslos würde, und unglücklicherweise hat er dies nur allzu gut erreicht. Sein Buch ist ein Hermaphrodit, der weder die Nervenkraft des Mannes noch die Weichheit des Weibes besitzt. Und doch wären wenige Schriftsteller unserer Tage im Stande gewesen, eine Arbeit zu verfassen, die einen gebildeten Geschmack, Klugheit, Reichtum an Geist, Stil und Harmonie wie diese verrät. Aber es fehlt ihr ein wenig an Abwechselung, an jener Geschmeidigkeit, die sich in der unendlichen Wandelbarkeit eines in seiner Stärke wie in seiner Schwäche außerordentlichen Wesens anpaßt, eines Wesens, das der Anblick einer Maus oder einer Spinne in Ohnmacht fallen läßt, und das zuweilen den furchtbarsten Schrecken des Lebens Trotz zu bieten vermag. Hauptsächlich in der Liebe, der Eifersucht, dem Überschwang mütterlicher Zärtlichkeit, den

---

*) Gemeint ist Antoine Léonard Thomas (1732 — 85), über dessen Buch »Essay sur le caractère, les moeurs et l'esprit des femmes dans les différens siècles«, Paris 1772, der Aufsatz Diderot's handelt.

Augenblicken des Aberglaubens, der Art, wie sie geistige Bewegungen teilen, welche die Masse ergreifen, überraschen die Frauen, sie sind hier schön wie Klopstocks Seraphim oder furchtbar wie Miltons Teufel. Ich sah Liebe, Eifersucht, Aberglauben, Zorn bei Frauen bis zu einem Grade gelangen, den der Mann niemals empfindet. Der Gegensatz zwischen ihren heftigen Gemütsbewegungen und ihren sanften Zügen macht sie häßlich, sie sehen dann entstellter aus, als jemals Männer. Die Ablenkungen eines ausgefüllten und an Kämpfen reichen Lebens brechen unsere Leidenschaften. Das Weib bewahrt die seinen lange in sich: sie sind ein fester Punkt, auf den ihre Muße oder ihre Lasterhaftigkeit ununterbrochen wie gebannt blickt. Dies dauert unbegrenzte Zeit, und eine leidenschaftliche Frau braucht, um toll zu werden, nur die vollständige Einsamkeit, die sie dann oft aufsucht. Die Unterwerfung unter einen Gebieter, der ihr mißfällt, ist eine Strafe für sie. Ich habe eine ehrenhafte Frau vor Entsetzen zittern sehen, als könnte sie sich niemals genügend von der Befleckung durch ihre eheliche Pflicht reinigen. Ein derartiger Widerwillen ist uns fast unbekannt, wir sind gleichgültiger. Manche Frau stirbt, ohne die höchste Wollust gekostet zu haben. Dieses Gefühl, das ich gern als einen vorübergehenden Wahnsinn gelten lassen will, ist für Frauen selten, aber tritt immer beim Mann ein, wenn er es ruft. Das höchste Glück flieht die Frauen zwischen den Armen des Mannes, den sie anbeten. Wir finden es jedoch an der Seite eines gefälligen Frauenzimmers, welches uns mißfällt. Weniger Herrinnen ihrer Sinne als wir, empfangen sie eine weniger rasche und weniger sichere Befriedigung derselben. Hundertmal wird ihre Erwartung enttäuscht. Sie sind ganz anders als wir gebildet, und das Organ, das ihre Wollust erregt, ist so zart, und ihre Quelle so entfernt, daß das Ausbleiben oder Verirrungen der Lust nicht ungewöhnlich sind. Wenn man eine Frau abfällig über die Liebe und einen Schriftsteller verächtlich über den Ruhm sprechen hört, so kann man behaupten, daß die Reize der ersten vorüber sind und daß

das Talent des zweiten versickert ist. Nie hat sich ein Mann auf den geweihten Dreifuß in Delphi gesetzt: die Rolle der Pythia paßt nur für eine Frau. Nur das Hirn einer Frau kann sich derartig erregen, daß es ernsthaft die Annäherung eines Gottes ahnen kann, nur eine Frau kann in einem solchen Falle in Ekstase geraten, das Haar raufen, Schaum vor dem Munde haben und ausrufen: »Ich fühle ihn, ich fühle ihn, der Gott ist da!« und seine Worte erdichten. Ein Einsiedler*), ebenso glühend in seinen Gedanken wie in seinen Ausdrücken, sagte zu den ketzerischen Priestern seiner Zeit: »Wendet euch an die Frauen, sie nehmen rasch neue Lehren auf, weil sie unwissend sind, sie verbreiten neue Lehren ohne Schwierigkeit, weil sie leichtfertig sind, sie bewahren sie lange Zeit, weil sie starrsinnig sind.« Undurchdringlich in ihrer Verstellung, grausam in ihrer Rache, beständig in ihren Plänen, skrupellos in den Mitteln des Erfolges, von tiefem, geheimem Hasse gegen das Herrschertum des Mannes beseelt, scheinen sie unter sich eine mühelose Verschwörung zur Bewahrung ihrer Herrschaft geschlossen zu haben, eine Art Liga, wie sie unter den Priestern aller Nationen besteht. Sie kennen die Sätze dieses Bundes, ohne daß sie ihnen mitgeteilt wurden. Von Natur aus neugierig, wollen sie alles wissen, um alles entweder zu benutzen oder zu mißbrauchen. In revolutionären Zeiten geben sie sich aus Neugierde den Parteiführern hin. Wer sie durchschaut, ist ihr unversöhnlicher Feind. Wenn ihr sie liebt, werden sie euch vernichten, werden sie sich selbst vernichten, wenn ihr ihre ehrgeizigen Pläne durchkreuzt, werden sie im Grund ihres Herzens fühlen, was der Dichter Roxane**) in den Mund gelegt hat:

Wenn er an diesem Tag sich durch die Ehe nicht
Mit mir verbindet, wenn er's wagen sollte,
Mir ein verhaßt Gesetz zu nennen, geb' ich ihn,

*) Der heilige Hieronymus.
**) Racine, Bajazet, I. Akt, 3. Szene.

Für den ich alles tat, trotz höchster Liebe
Der Freiheit nicht zurück, nein, ich vergäße
Im gleichen Augenblick die tiefe Seelenglut,
Und fragte nicht darnach, ob ich mich selbst vernichte —
Den Undankbaren ließ ich ohne jedes Zaudern
Zurück ins Elend, draus ich ihn erhoben, fallen. . .

Alle Frauen verdienen, zu hören, was ein anderer, weniger feinsinniger Dichter*) zu einer aus ihrer Mitte spricht:

So wußte eure Schar, die stets die Liebesglut
Des Mannes lockend zog, ihr Reich zu wahren.
Ihr liebtet dennoch nie: es ging eu'r trotzig Herz
Auf Liebe weniger als auf Beherrschung aus.
Läßt man euch walten, wird euch alles recht erscheinen,
Doch nur Verachtung wird auch der erhabenste
Geliebte finden, wenn er eurer Augen Macht
Nicht Pflicht und Ehre, Recht und Götter opfert.

Die Frauen werden inbrünstigste Leidenschaft heucheln, wenn sie ein großes Interesse daran haben, euch zu täuchen, sie werden diese Rolle versuchsweise spielen, ohne sich zu vergessen. Der Augenblick, in dem sie ausschließlich an ihren Plan denken, wird zuweilen derjenige ihrer restlosen Hingabe sein. Wenn ihnen etwas gefällt, betrügen sie sich selbst geschickter darüber als wir. Der Stolz wird bei ihnen zu einem schlimmeren Laster als bei uns. Ein junges Samojedenweib tanzte nackt mit einem Dolch in der Hand. Sie schien sich damit zu ritzen, aber sie wich den Stößen, die sie sich beizubringen schien, mit so einzigartiger Schnelligkeit aus, daß sie ihren Landsleuten die Ueberzeugung beigebracht hatte, ein Gott hätte sie unverwundbar gemacht und ihr Leib sei geheiligt. Einige reisende Europäer wohnten diesem religiösen Tanz bei, und obwohl sie völlig überzeugt davon waren, daß sie nur eine sehr geschickte Gauklerin war, täuschte

*) P. J. Crebillon, Catilina. II. Akt, 1. Szene.

jene doch ihre Augen durch die Raschheit ihrer Bewegungen. Am nächsten Tage baten sie sie dringend, noch einmal zu tanzen. Nein, erwiderte sie, ich werde nicht tanzen, der Gott will es nicht, ich werde mich verwunden. Man drang stärker in sie. Die Eingeborenen vereinigten ihre Bitten mit denen der Europäer. Sie tanzte und ihr Kunstgriff wurde enthüllt. Sie bemerkte es, stürzte im Augenblick zur Erde und bohrte sich den Dolch in ihren Leib. Ich hatte es vorausgesehen, sagte sie zu den Leuten, die ihr zu Hilfe eilten, daß der Gott es nicht wollte, und daß ich mich verletzen würde. Was mich aber an der Erzählung überrascht, ist nicht, daß sie den Tod der Schande vorziehen wollte — sondern daß sie sich heilen ließ. Und haben wir nicht in unseren Tagen einige dieser Frauen*) gesehen, die die Martern der ersten Christenzeit freiwillig wieder durchmachten und mit auf einem Kreuz angenagelten Händen und Füßen, die Seite von einer Lanze durchbohrt, den Ton ihrer Rolle unter Zuckungen des Schmerzes, unter dem kalten Schweiß, der ihre Glieder bedeckte, bewahrten, Frauen, die schon von den Schatten des Todes verdunkelt, sich an den Führer ihrer fanatasierten Herde wandten und ihm nicht mit leidender Stimme sagten: »Vater, ich möchte schlummern«, sondern mit kindlichem Tonfall: »Papa, ich möchte Baba machen!«? Auf hundert Frauen, die diese Kraft und Geistesgegenwart besitzen, kommt ein einziger Mann. Die gleiche Märtyrerin oder eine ihrer Genossinnen sagte zu dem jungen Dudoyer, den sie zärtlich ansah, während er ihr mit einer Zange die Nägel aus den Füßen zog: »Gott, der uns die Gabe verliehen hat, Wunder zu tun, hat uns nicht immer die Heiligung verliehen.« — Frau von Staal wurde mit ihrer Herrin, der Herzogin von Maine, in die Bastille geworfen**); sie bemerkt, daß die Herzogin alles gestanden hat, bricht in Tränen aus, wälzt sich auf der Erde und ruft: »Ach,

*) Es handelt sich um jansenistische Fanatikerinnen. Vergl. den Brief La Condamine's in Grimm's Korrespondenz vom Jahre 1761.

**) Bei der Verschwörung des Prinzen Cellamare.

meine arme Herrin ist verrückt geworden!«. Von einem Manne kann man nichts derartiges erwarten. Die Frau besitzt in ihrem Inneren ein Organ, das furchtbare Krämpfe hervorrufen kann, das sie beherrscht und in ihrer Einbildungskraft Phantome aller Art hervorruft. In ihrem hysterischen Delirium versenkt sie sich in die Vergangenheit und entschwindet in die Zukunft: alle Zeiten sind ihr dann gegenwärtig. Aus diesem Organ, das nur ihrem Geschlecht eigentümlich ist, gehen alle ihre außergewöhnlichen Ideen hervor. Eine Frau, die in ihrer Jugend hysterisch war, wird in ihrem Alter zur Betschwester, eine Frau, die in vorgerücktem Alter noch Energie besitzt, war in ihrer Jugend gewiß hysterisch. Ihr Kopf spricht noch die Sprache ihrer Sinne, wenn diese bereits verstummt sind. Nichts berührt sich näher als Ekstase, Visionen, Prophezeiungen, Offenbarungen, leidenschaftliche Dichtung und Hysterie. Wenn die preußische Dichterin Karsch*) ihr Auge zu dem von Blitzen entflammten Himmel erhebt, erblickt sie Gott in einer Wolke, sie sieht, wie er aus seinem schwarzen Rockschoß Blitze schüttelt, die das Haupt des Gottlosen treffen sollen, und sie sieht das Haupt des Gottlosen selbst. Die Einsiedlerin fühlt sich in ihrer Zelle in die Lüfte erhoben, ihre Seele breitet sich im Schoß der Gottheit aus, ihr Wesen vermengt sich mit dem göttlichen Wesen, sie windet sich vor Wonne, sie stirbt, ihre Brust hebt und senkt sich rasch. Ihre Genossinnen, die um sie versammelt sind, zerschneiden die einschnürenden Bänder ihrer Kleidung, die Nacht kommt, sie vernimmt himmlische Chöre, ihre Stimme vereinigt sich mit der ätherischen Musik. Endlich kehrt sie zur Erde zurück, sie erzählt von unaussprechlichen Freuden: man hört sie an, sie ist überzeugt und überzeugt andere. Eine Frau, die von ihrer Hysterie beherrscht wird, empfindet uns unbegreifliche höllische oder himmlische Gefühle. Manches Mal haben sie mich erbeben lassen. Ich habe sie wie

*) Die Karschin, 1722—91.

reißende Tiere handeln sehen und sprechen hören — das liegt durchaus in ihrem Wesen. Wie empfanden sie, wie drückten sie sich aus! Was sie sagten, kam aus keinem sterblichen Munde. Die Guyon*) hat in ihren »Strömen« Zeilen von einer Beredsamkeit, für die es kein Beispiel gibt. Es war die heilige Therese, die von den Dämonen sagte: »Wie unglücklich sind sie! sie lieben nicht!« Der Quietismus ist die Heuchelei eines pervertierten Mannes, und die echte Religion der zärtlichen Frau. Und doch gab es einen Mann von so seltener Ehrenhaftigkeit des Charakters und von solcher Einfachheit der Sitten, daß eine liebenswürdige Frau sich ohne weitere Folgen an seiner Seite vergessen und in Gott ergießen konnte: aber dieser Mann war der einzige in seiner Art und hieß Fénélon. Eine Frau lief mit nackten Füßen und zerzausten Haaren durch die Straßen von Alexandria: sie hielt in der einen Hand eine Fackel und in der anderen eine Kanne und schrie: »Ich will den Himmel mit dieser Fackel verbrennen und die Hölle mit diesem Wasser auslöschen, damit die Menschen Gott um seiner selbst willen lieben!« Auch diese Rolle paßt nur zu einer Frau. Aber diese wilde Einbildungskraft, dieser anscheinend so unbezähmbare Geist läßt sich durch ein Wort bändigen. Ein Arzt sagte zu den Frauen von Bordeaux, die von fürchterlichen hysterischen Launen geplagt wurden, daß sie von Epilepsie bedroht wären — und sie sind geheilt. Ein anderer Arzt bewegt ein glühendes Eisen vor den Augen einiger epileptischer Mädchen — und sie sind geheilt. Ein allgemeiner Lebensüberdruß befiel die Frauen von Milet: die Behörden erklärten, daß sie die erste Frau, die Selbstmord begehen würde, auf einem öffentlichen Platze nackt ausstellen würden — und die Milesierinnen waren mit dem Leben versöhnt. Die Frauen sind epidemischer Wildheit unterworfen: das Beispiel einer einzigen

*) Jeanne Marie Bouvier de la Motte-Guyon, bekannte französische Mystikerin und Pietistin, 1648–1717. Der Originaltitel der erwähnten Schrift ist »Torrents spirituels«. Die umfassendste Ausgabe ihrer Schriften erschien 1790 zu Paris in 40 Bänden.

zieht eine große Menge anderer mit sich. Nur die erste ist eine Verbrecherin, die anderen sind krank. O Frauen, ihr seid seltsame Kinder! Mit etwas Wehmut und Empfindung (ach, Herr Thomas, warum überließen Sie sich in Ihrem Buch nicht ein wenig mehr diesen Empfindungen, die Ihnen doch nicht fremd sind?) hätten sie doch all unsere Zärtlichkeit wach rufen können, wenn sie uns gezeigt hätten, wie die Frauen genau wie wir den Gefahren des Kindesalters ausgesetzt sind, wie sie in ihrer Erziehung noch mehr beengt und vernachläßigt sind, wie sie den gleichen Launen des Schicksals mit ihrer beweglicheren Seele und ihren zarteren Gliedern ausgesetzt sind, ohne daß sie etwas von der natürlichen Fertigkeit besitzen oder erwerben können, die uns für den Lebenskampf stählt, sie, die zum Schweigen noch als Erwachsene gezwungen und einem Übel unterworfen sind, das sie auf ihre Bestimmung als Gattin und Mutter hinweist. Beim ersten Auftreten dieses Leidens sind sie traurig, unruhig und melancholisch an der Seite ihrer Eltern, die nicht nur für Gesundheit und Leben ihres Kindes, sondern auch für seinen Charakter fürchten: denn in diesem kritischen Augenblick wird ein junges Mädchen das, was es sein Leben lang bleibt: scharfsinnig oder stumpf, traurig oder heiter, ernst oder leichtfertig, gut oder unangenehm — kurz, die enttäuschte oder verwirklichte Hoffnung ihrer Mutter. Während einer langen Reihe von Jahren wird jeder Monat das gleiche Übel erneuern. Der Augenblick, der sie von der Herrschaft ihrer Eltern befreit, ist herangekommen, die Einbildungskraft der Jungfrau öffnet sich einer traumerfüllten Zukunft, ihr Herz bebt in geheimer Wonne. Freue dich, unglückliches Geschöpf, die Zeit hätte sicher die Tyrannei abgeschwächt, die du verläßt, aber die Zeit wird auch ohne Aufhören die Tyrannei vermehren, unter die du dich begibst. Ein Gatte wird für das Mädchen ausgesucht. Sie wird Mutter. Der Zustand der Schwangerschaft ist für fast alle Frauen beschwerlich. In Schmerz und Lebensgefahr, auf Kosten ihrer Reize und oft auch ihrer Gesundheit gebären sie Kinder. Der erste Wohnsitz des Kindes und die

beiden Behältnisse seiner Nahrung, eben die Organe, die das weibliche Geschlecht ausmachen, sind unheilbaren Krankheiten ausgesetzt. Vielleicht ist keine Freude der Freude der Mutter zu vergleichen, die ihr Erstgeborenes sieht, aber dieser Augenblick wird teuer bezahlt. Der Vater tröstet sich über die Sorge für die Söhne durch einen gemieteten Lehrer hinweg, die Mutter bleibt mit der Sorge für die Töchter belastet. Das Alter naht, die Schönheit verfällt, es kommen die Jahre der Verlassenheit, der bösen Laune und der langen Weile. Durch ein Übel weist die Natur die Frauen darauf hin, Mütter zu werden, durch eine lange und gefährliche Krankheit nimmt sie ihnen die Fähigkeit, es zu sein. Was ist sodann ein Weib? Verlassen vom Gatten, von den Kindern vernachlässigt, eine Null in der Gesellschaft, findet die Frau ihre einzige und letzte Rettung in der Frömmigkeit. In fast allen Gegenden vereinigt sich die Grausamkeit der bürgerlichen Gesetze mit der Grausamkeit der Natur gegen die Frauen. Man hat sie wie unmündige Kinder behandelt. Es gibt keine Quälerei, die der Mann auch bei zivilisierten Völkern nicht ungestraft gegen die Frau begehen könnte. Dem einzigen Gegenmittel, dessen Anwendung von ihr abhängt, folgt ein häuslicher Sturm und es wird — je nachdem das betreffende Volk mehr oder weniger gute Sitten hat — mit einer mehr oder weniger deutlichen Verachtung gestraft. Es gibt keine Quälerei, die die Wilden nicht gegen ihre Weiber ausübten. Das Weib, schon in den Städten unglücklich, ist noch unglücklicher im Grunde der Wälder. Vernehmt die Worte einer Indianerin von den Ufern des Orinoco — vernehmt sie, ohne gerührt zu werden, wenn ihr es vermögt. Der Jesuitenmissionar Gumilla warf ihr vor, daß sie ein neugeborenes Kind umgebracht hätte, indem sie ihm die Nabelschnur zu kurz abschnitt: »Gefiele es Gott, mein Vater, sagte sie zu ihm, gefiele es Gott, daß meine Mutter in dem Augenblick, in dem sie mich zur Welt brachte, genug Liebe und Mitleid gehabt hätte, ihrem Kinde alles das zu ersparen, was ich schon ertragen habe und was ich noch bis zum Ende meiner

Tage werde erdulden müssen! Wenn mich meine Mutter bei meiner Geburt erstickt hätte, lebte ich nicht mehr, und würde ich nicht dieses tödliche Leid erdulden, sondern wäre dem unglücklichsten Schicksal entgangen! Was habe ich gelitten! und wer weiß, was ich bis zu meinem Tode noch zu leiden habe? Vater, stelle dir die Leiden vor, die einer Indianerin unter Indianern warten. Mit ihrem Bogen und ihren Pfeilen begleiten sie uns auf die Felder. Wir gehen mit, ein Kind an unseren Brüsten tragend und ein anderes in einem Korb. Sie schießen einen Vogel oder fangen einen Fisch. Wir graben indessen die Erde um, und nachdem wir die ganze Mühe der Bestellung gehabt haben, müssen wir auch die der Ernte auf uns nehmen. Die Männer kehren abends ohne irgendeine Last zurück, wir aber schleppen Wurzeln für ihre Nahrung und Mais für ihre Getränke heran. Zu Haus unterhalten sie sich mit ihren Freunden, und wir, wir suchen Holz und Wasser, um ihr Abendessen zuzubereiten. Wenn sie gegessen haben, schlafen sie ein, und wir verbringen fast die ganze Nacht damit, Mais zu mahlen und ihnen ihre Chica zuzubereiten — aber wie ist die Belohnung für unsere Nachtwachen? Sie trinken ihre Chica und berauschen sich, und wenn sie betrunken sind, ziehen sie uns an den Haaren und treten uns. Ach, Vater, hätte mich meine Mutter nach Gottes Willen bei Geburt erstickt! Du weißt, ob unsere Klagen berechtigt sind! Was ich sage, siehst du alle Tage mit eigenen Augen. Aber unser größtes Unglück kennst du noch nicht. Es ist traurig für eine arme Indianerin, ihrem Gatten wie eine Sklavin zu dienen, auf dem Felde im Schweiß ihres Angesichts für ihn zu arbeiten und auch zu Haus keine Ruhe zu finden — aber es ist entsetzlich, zu sehen, wie er nach zwanzig Jahren ein anderes, jüngeres Weib ohne Vernunft nimmt und sich an sie anschließt. Diese schlägt uns und unsere Kinder, sie befiehlt uns und behandelt uns als Sklavinnen, und wenn wir nur im geringsten murren, so wartet ein hoher Ast ... Ach, Vater, wie sollen wir denn

diesen Zustand ertragen? Was kann eine Indianerin Besseres tun, als ihr Kind einer Knechtschaft entziehen, die tausendmal schlimmer als der Tod ist? Vater ich wiederhole es: hätte es Gott gefallen, daß mich meine Mutter genug geliebt hätte, um mich zu begraben, als ich geboren wurde! Mein Herz würde nicht so viel leiden, meine Augen nicht so viel weinen!«

Ihr Frauen, wie sehr beklage ich euch! Es gab nur eine Entschädigung für eure Leiden: und wenn ich Gesetzgeber gewesen wäre, so hättet ihr sie vielleicht erhalten. Frei von Verpflichtungen wäret ihr geheiligt gewesen, wo ihr auch erschienen wäret. Wenn man über Frauen schreibt, muß man seine Feder in den Regenbogen tauchen und den Schmelz von Schmetterlingsflügeln auf seine Zeilen streuen: es muß sein wie bei dem Hündchen des Pilgers, von dessen Pfoten Perlen fielen, so oft man sie schüttelte. Von ihrer Hand fallen leider keine Perlen, Herr Thomas! Es genügt nicht, von den Frauen zu sprechen, gut über sie zu sprechen — tun Sie mehr, Herr Thomas, lassen Sie mich Frauen sehen! Hängen Sie sie unter meinen Augen wie ebensoviele Thermometer der geringsten Wechsel in den Sitten und Gewohnheiten auf. Legen Sie mit aller Ihnen zu Gebote stehenden Genauigkeit und Unparteilichkeit die Vorrechte des Mannes und der Frau fest, aber vergessen Sie nicht, daß infolge des Fehlens von Überlegung und Grundsätzen im Verständnis der Frauen nichts zu einer gewissen Tiefe der Ueberzeugung bei ihnen hinabreicht, daß die Vorstellungen der Gerechtigkeit, der Tugend, des Lasters, der Güte, der Bosheit auf der Oberfläche ihrer Seele schwimmen, daß sie Eigenliebe und persönliches Interesse mit der ganzen Kraft der Natur bewahrt haben, und daß sie, äußerlich mehr zivilisiert als wir Männer, im Inneren durchaus wild geblieben sind, — alle Machiavellistinnen, mehr oder weniger wenigstens. Im Allgemeinen ist das Symbol der Frauen das der Apokalypse, auf deren Stirne geschrieben steht: Geheimnis. Wo für uns eine eherne Mauer ist, ist für sie oft nur ein Spinngewebe. Es ist die Frage aufgeworfen

worden, ob die Frauen zur Freundschaft geeignet seien. Es gibt Frauen, die Männer sind, und es gibt Männer, die Frauen sind, und ich gestehe, daß ich niemals ein so mannweibliches Wesen zu meinem Freunde machen werde. Wenn wir mehr Vernunft als die Frauen besitzen, so besitzen sie dafür um so mehr Instinkt. Das Einzige, was man sie gelehrt hat, ist, das Feigenblatt, das sie von ihrer Uranen erhalten haben, gut zu tragen. Alles, was man ihnen achtzehn oder neunzehn Jahre lang immer wieder sagt, läßt sich in folgende Worte zusammenfassen: Liebes Kind, achte auf dein Feigenblatt, deinem Feigenblatt geht es gut, deinem Feigenblatt geht es schlecht. Bei einem galanten Volke wird nichts so gering eingeschätzt wie der Wert einer Liebeserklärung. Der Mann und die Frau sehen nur einen Tausch von Genüssen hierin. Was bedeutet jedoch dieses so leicht ausgesprochene und so frivol ausgelegte Wort: »Ich liebe dich?« Es bedeutet in Wirklichkeit: »Wenn du mir deine Unschuld und deinen Anstand opfern willst, wenn du die Achtung, die du dir selbst entgegenbringst und die du von den anderen erhältst, verlieren willst, wenn du mit gesenkten Augen umhergehen willst — wenigstens so lange, bis du durch die Gewohnheit des Lasters unverschämt geworden bist, wenn du auf jede ehrenhafte Stellung verzichten willst, wenn du deine Eltern vor Kummer sterben lassen und mir einen Augenblick des Vergnügens gewähren willst, so wäre ich dir sehr dankbar!« Mütter, lest euren Töchtern diese Zeilen vor, dies ist in kurzen Worten der Kommentar aller einschmeichelnden Redensarten, die man an sie richten wird, ihr könnt sie nicht früh genug darüber aufklären. Man hat der Galanterie so große Bedeutung beigelegt, daß dem Mädchen, welches diesen Schritt getan hat, anscheinend gar keine Tugend mehr bleibt. Es ist wie mit einer heuchlerischen Betschwester und einem verworfenen Priester, bei denen der Unglaube sozusagen das Siegel der Verdorbenheit ist. Nachdem diese das große Verbrechen des Unglaubens begangen haben, können sie

eigentlich vor nichts mehr zurückschrecken. Während wir in Büchern lesen, lesen die Frauen im großen Buch der Welt. Ihr Mangel an Wissen bestimmt sie dazu, rasch die Wahrheit anzunehmen, wenn man sie ihnen zeigt. Keine Autorität hat sie unterworfen, während die Wahrheit am Eingang unserer Köpfe einen Plato, Aristoteles, Epikur, Zenon auf Wache findet, sie mit Piken zurückzutreiben. Sie sind selten systematisch und immer dem Gebot des Augenblicks unterworfen. Thomas erwähnt mit keinem Wort die Vorteile des Umgangs mit Frauen für einen Literaten, er ist undankbar. Die Seele der Frauen ist nicht ehrlicher als die unsere, aber da ihre Schamhaftigkeit ihnen nicht erlaubt, sich mit dem Freimut des Mannes zu äußern, so haben sie sich ein zartes Gezwitscher zurechtgemacht, mit dessen Hilfe man ganz ehrlich alles sagen kann, was man will, wenn man in ihrer Volière einmal ausgepfiffen worden ist. Die Frauen schweigen entweder oder sie scheinen nicht den Mut zu haben, das zu sagen, was sie sagen. Es ist leicht zu merken, daß Jean-Jacques viel Zeit auf den Knien vor Frauen verloren hat und daß Marmontel manchen Augenblick in ihren Armen zugebracht hat. Bei Thomas und d'Alembert kann man sich jedoch des Verdachtes nicht erwehren, daß sie zu vernünftig waren. — Die Frauen halten uns ferner dazu an, Annehmlichkeit und Klarheit in die trockensten und dornigsten Stoffe zu bringen. Man richtet seine Worte immer an sie und will von ihnen gehört werden: man befürchtet, sie zu ermüden oder sie zu ärgern: und auf diese Weise gewinnt man eine ungewöhnliche Leichtigkeit des Ausdrucks, die vom Gespräch in den Stil übergeht. Wenn Frauen endlich Genie besitzen, so glaube ich, daß es bei ihnen eine eigentümlichere Prägung als bei uns hat.

# DIE SCHANDE
## VON OSKAR KANEHL

*Nicht wenige Kriegslyriker und Kriegsberichterstatter sammelten ihre Früchte. Die Beweise ihrer Borniertheit oder Prostitution brachten sie in Buchform. Andere wieder schämten sich und wollten, daß man sie vergäße . . . Jetzt tritt einer auf den Plan, ein „vaterlandsloser Geselle" (aus der Zeit zwischen 1914—1918), der die unvergeßbare Schande „der großen Zeit" hinausschreit. Die ersten zwei Gedichte entstammen dem in Kürze im Verlag der Aktion erscheinenden Gedichtbuch, das Kanehl, der Revolutionär, „Die Schande" nennt.*

### MAZEDONISCHER WINTER

Wir möchten in den Schützengrabenofen kriechen.
Die Luft steht.
Und die Berge sind steif und spitz.
Blut erfriert.
Aber der Krieg geht immer.
Unser letztes Interesse hängt an dem Feuer
das wie glühender Schnee an unseren Füßen kocht.
Bulgarenkameraden betteln auf den Knien um Wärme,
Aber wenn man sie einläßt, stehlen sie unser Brot.
Plötzlich ist in der Nacht eine Katze dagewesen.
Und hat ihr Fell am Feuer verbrannt.
Und kommt nun jede Nacht.
Die Tage sind Tage.
Und die Nächte sind Nächte.
Es ist blödsinnig langweilig.
Alles ist gleich.
Ich habe mich um den Ofen gewickelt
und hoffe nichts als daß ein oder zwei Frauen
nicht schlechter von mir denken als ich bin.

Winter 1916.

## *DER MAZEDONISCHE TOD*

*Sonne füllt wie dicker Schleim die Gassen der Etappe.*
*Flache Häuser schwimmen im Dunst wie führerlose Flösse.*
*Ein weißer Schornstein, Turm vom Minarett, sticht in den trostlos blauen Himmel,*
*in dem, wie festgeklebt, die Genfer Flagge hängt.*
*Atmen verbrennt die Lunge.*
*Von allen Seiten durch den hohen Staub kommen Autos*
*aufgefahren wie zum Hofball.*
*Bringen die Schwerkranken in die vollen Zelte.*
*Noch Gesunde schleppen stöhnende Kameraden.*
*Oder hält der Heiland*
*Jesus Christus*
*selber Heiltag hier?*
*Die Türkenfrauen sind so dicht verhüllt;*
*man weiß nicht, was sie denken.*
*Malariafieber phantasiert von Frieden.*
*Ruhrkranke können ihren Stuhl nicht bei sich halten.*
*Der ganze Umkreis stinkt.*
*Typhuszerfressne Leiber wissen kaum noch, daß sie leben.*
*Vom Kriegsmordwerkzeug Wunde bluten aus.*
*Die Fakultät ist solchem Todeswillen nicht gewachsen. —*
*Immer hin und her*
*schleicht der Bretterwagen*
*mit dem lahmen Schimmel*
*an der einen Seite der Deichsel*
*mit seiner Last*
*in weißes Tuch gewickelt.*
*Einen nach dem andern. —*
*Und die Kapelle bläst den gangen Tag*
*dieselben beiden Lieder:*
*Jesus, meine Zuversicht,*
*Ich hatt' einen Kameraden.*
*Sommer 1917.*

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog in Berlin.

Arbeiterorganisationen und Betriebe erhalten das Forum um ein Viertel billiger, Arbeitslose und politische Gefangene umsonst.

Forum-Verlag: Berlin W35. — Druck: Buchdruckerei Wilhelma R. Saling & Co., Berlin SW68.

# DAS FORUM

6. Jahr | Dezember 1921 | Heft 3

(Abgeschlossen am 31. Dezember 1921)

# VOM ARMEN JAGOW ZUM KLUGEN STINNES

VON WILHELM HERZOG

## I.

Der Oberreichsanwalt in Leipzig hatte einundeinviertel Jahr nach dem Kapp-Putsch, am 11. Juli 1921, seine Anklageschrift vollendet. Sie richtete sich:

1. gegen den Regierungspräsidenten z. D. Traugott Achaz v. Jagow in Potsdam, Beyerstr. 7, geb. am 18. Mai 1865 in Perleberg, ledig, evangelisch, unbestraft, mit der Untersuchungshaft verschont gegen eine Sicherheit von 500 000 Mark.

2. Gegen den Vorsitzenden des Bundes für Landwirte, Konrad Freiherrn v. Wangenheim in Klein-Spiegel, Bez. Stettin, geb. am 17. September 1849 in Neu-Lobitz, Kreis Dramburg, verwitwet, evangelisch, unbestraft, in dieser Sache in Untersuchungshaft gewesen vom 9.—22. Oktober 1920, mit der Untersuchungshaft verschont gegen eine Sicherheit von 50 000 Mark. (In Parenthese: Die Gerichte handeln und urteilen ohne Ansehen der Person, deshalb wird z. B. von einem Redakteur der »Roten Fahne« eine Sicherheitsleistung von 150 000 Mark gefordert, falls er von der Untersuchungshaft verschont bleiben will.)

Die Anklageschrift des Oberreichsanwalts, die nicht weniger als 70 Folioseiten umfaßt, ist eine große Sammlung des gegen die Angeklagten gefundenen Materials. Sie wurde im Prozeß selbst und dadurch auch in den Prozeßberichten in allen ihren Teilen keineswegs ausgeschöpft, ja oft kaum sichtbar.

Warum? Dieses Leipziger Spektakulum war im Grunde herzlich langweilig. Eine öde Operette mit den üblichen Uniformen und dem komischen Zivil. Unkritisch, phantasielos, ohne besondere Schlager und mit dem Schluß, der die geistig und

moralisch Minderbemittelten zufriedenstellt. Reizen allein konnten den Beobachter die Typen des vorrevolutionären Heldenzeitalters und die »aus der großen Zeit« Noskes. Das Studium von Gestalt und Gesicht der »großen Männer«, die hier als Zeugen aufmarschierten, war nicht uninteressant. Für den Karikaturisten. Und ewig schade bleibt's, daß George Grosz die Helden von Leipzig nicht von Angesicht zu Angesicht sah und ihnen nicht in die wohlfrisierte Fratze schaute.

Dieses Heldengedicht fehlt uns noch. Neben dem Hauptakteur, der in Physiognomie, Stimme und Getue gradenwegs einer Metropoltheaterrevue entlaufen zu sein schien, diesem ältlichen Gardekürassierleutnant mit Hakennase und Eunuchentönen, der seine draufgängerische Sicherheit vor den ihm immerhin gleichrangig erscheinenden Juristen des Reichsgerichts zuweilen verlor, neben diesem possenhaften Polizeipräsidenten a. D. sah man andere nicht minder lustige Figuren: den infolge seiner Machtfülle vom Größenwahn noch nicht geheilten ludendörffischen Feldwebel Gustav Noske, den mit dem eisernen Kreuz geschmückten und auf Gott schwörenden Herrn Südekum in elegantem Gehrock, den einstigen Vizekanzler Schiffer als Biedermann mit dem falschen Brustton der Überzeugung. Überragt wurden diese Männer von heute durch die Herren von gestern und vorgestern: da war der gewaltige Ludendorff, imposant und menschenfeindlich, mit bösem Blick an die Fiktion seiner Größe glaubend und glauben machend, auch er schwur bei Gott, alles zu sagen und nichts zu verschweigen (wir hoffen, daß ihn die Hölle einst milder als er die Menschen während der »großen Zeit« behandeln möge!), die schneidigen Generäle v. Oven, v. Hülsen, Märker, Reinhardt, die berühmten Führer der Weißgardisten unter Noskes Oberbefehl. Kennzeichnend für dieses Schauspiel war, daß alle Beteiligten sich als Angehörige ein und derselben Klasse benahmen und mit Recht benehmen durften. Sie fühlten sich wie zuhause, gradezu unter sich. Keine Feindschaft, wie sonst meist im Gerichtssaal, zwischen dem Richtertisch

und der Anklagebank (auf der die Herren von Jagow und von Wangenheim auch gar nicht zu sitzen brauchten), kaum ein scharfer oder gar schärferer Ton. Selbst die beiden Reichsanwälte fragen höflich und gemessen. Zweifellos würde diese wohltemperierte Atmosphäre hier auch geherrscht haben, wenn die »Hochverräter« Leviné, Mühsam, Toller das Glück gehabt hätten, nach Leipzig gebracht zu werden. Aber die von Sozialisten geführte Republik ließ revolutionäre Republikaner lieber und sicherer von militärischen Standgerichten aburteilen und köpfen.

Nachdem tausende von Arbeitern wegen Hochverrats oder Beteiligung an einem hochverräterischen Unternehmen durch die ordentlichen Gerichte oder durch die von dem ehemaligen Arbeiter und jetzigen Reichspräsidenten eingesetzten Sondergerichte zu schweren Zuchthausstrafen verurteilt worden waren, weil sie unter anderem bei der Abwehr des Kapp-Putsches gesündigt hatten, damit Herr Ebert von seiner Flucht zurückkehren und weiter regieren könne, nachdem die Arbeiterschaft aller Parteien ihre übermenschliche Geduld angesichts offenkundiger Verhöhnung des primitivsten Rechts zwar noch immer nicht verloren, aber gefordert hatte, daß gegen die Kappverbrecher endlich vorgegangen würde, machte man ihnen noch immer nicht den Prozeß. Erst als Herr v. Jagow keine Neigung verspürte, sich noch länger zu verstecken, sondern Lust hatte, wieder frank und frei als preußischer Ritter ohne Furcht und Tadel seiner Gewohnheit gemäß unter den Linden spazieren zu gehen, da sahen die Klügeren unter den demokratischen Regierern, daß es das Ratsamste wäre, diese peinliche Affäre, die durch die Amnestieverordnung vom 4. August 1920 leider noch nicht beseitigt war, legal zu erledigen. Abzureagieren, würden Freudschüler sagen, durch eine Reichsgerichtsverhandlung. Nicht schlecht inszeniert. Ein Jude als Verteidiger des Hauptangeklagten, der mit Kapp und Bang die Juden entmachten und entrechten wollte.

Der Prozeß, dessen Verhandlungen ich drei Tage lang miterlebte, schleppte sich in eintöniger Folge höflicher Fragen und

vorher zurechtgelegter Antworten oder gar langatmiger Reden der Herren Zeugen dahin. Alles sehr ruhig, sehr abgeklärt, sehr freundlich, ohne jede Erregung und ohne dramatische Akzente. Kein Hölzprozeß. Schon weil die Helden aus anderem Holze waren. Ziemlich feige, nur das übliche patriotische Pathos als persönlichen Mut vortäuschend. Aber keiner stand auf und sagte: »Ja, wir wollten diese Judenregierung davonjagen!« Keiner von diesen Antirepublikanern stand auf und sprach: »Ja, wir hassen die Republik, wir halten sie für das größte deutsche Unglück, und wir wollten sie deshalb stürzen. Wir sind stramme Monarchisten. Wir haben nicht umgelernt. Unser Wahlspruch lautet: Mit Gott für König und Vaterland! Dafür lebten wir, dafür wollten wir sterben.« Keiner von ihnen hat es zwar fertigbekommen, während des Massenmordens auf dem »Felde der Ehre« zu fallen. Obwohl sie doch sicher in vorderster Reihe standen? Sie haben viereinhalb Jahre lang Hunderttausende, Millionen junger strahlender Menschen mit Gott für König und Vaterland sterben, zerfetzen, von Gasen vergiften lassen, ohne mit der Wimper zu zucken, oder auch nur das Monokel aus der feudalen Augenhöhle zu verlieren. Inzwischen dekorierte ihnen der oberste Kriegsherr die patriotische Brust mit glitzernden Sternchen, eisernen Kreuzen und bunten Bändern.

Dieses reiche und stolze Leben verlor Ziel und Inhalt seit dem Zusammenbruch der kaiserlichen Macht. Einer aus Judas Stamm zog daraus die Konsequenz und trat freiwillig ab, schied aus dieser Welt, die ihm feind war: Albert Ballin. Kein Jagow, kein Ludendorff, kein Hindenburg brachte gegen sich selbst diesen Mut, diese Zivilkurage auf. Sie folgten ihrem kaiserlichen Herrn nicht einmal in die selbstgewählte Verbannung, als sie sahen, wie brav, wie bieder, wie deutsch sich die Revolution entwickelte, wie sie auf Filzpantoffeln einherschritt, wie »Ruhe und Ordnung« dank Noske und den andern kaiserlichen Kriegssozialisten bald wieder hergestellt war.

II.

Und wodurch gelang es diese »Ruhe und Ordnung« so schnell wieder herzustellen? Das war ihren Brüdern zu danken, jenen Offizieren Wilhelms, die der einstige Unteroffizier Noske zusammengeholt hatte, um damit seine Klassengenossen niederzuschlagen.

Er, der Kurzstirnige und Kurzsichtige, glaubte schon, der Herr dieser Junker zu sein, da sie ihn regieren ließen. Er guckte ihnen flink ab, wie man sich räuspert und wie man spuckt. Und blieb ihr Lakai. Sie diktierten ihm seine Anordnungen und Befehle. Dieser Bramarbas sah nicht oder wollte nicht sehen, wie die Generäle sich hinter seinem Rücken über ihn als den Emporkömmling lustig machten. Vom ersten Tage seiner Herrlichkeit an. Man ließ ihn wie Wilhelm II. Paraden abnehmen. Man ließ ihn reden. In der Tonart Wilhelms II. »Wer sich mir entgegenstellt, den zerschmettere ich«. Auf noskisch: »Wage es jemand, an meine Reichswehr zu rühren, der nehme seine Knochen in acht!« Oder »Ein Heer ohne Disziplin ist ein Affenspiel. Truppen mit selbstgewählten Führern springen im Momente der Gefahr auseinander wie Glas.« So sprach der bornierte Gewaltmensch sechs Monate vor dem Kapp-Putsch.

Und im Momente der Gefahr sprangen seine Truppen — an der Spitze die wilhelminischen Generäle und keine selbstgewählten Führer — wie Glas. Gesteht er doch selbst, wie ein Jämmerling am Vorabend des Kapp-Putsches seine Generäle angefleht zu haben, mit ihm den Kampf gegen die Erhardt-Truppen aufzunehmen. Kaum aber witterten die hohen Herren Morgenluft, da ließen sie den lamentierenden Hausknecht in Nacht und Nebel allein, sie brauchten ihn nicht mehr, sie gingen über zu dem, der die Macht hatte, oder aber verhielten sich passiv. Der Schlaueste von ihnen, der jetzige Chef der obersten Heeresleitung, der General v. Seeckt, wartete ab. Kühl und besonnen. Und machte das Rennen. »Als in später Abendstunde«, so klagt der starke Mann, der sich selbst als Bluthund bezeichnet, in seiner Kappiade, »Generalleutnant v. Oven, der

Befehlshaber der Berliner Truppen, General v. Oldershausen, v. Seeckt, Admiral v. Trotha u. a. in meinem Zimmer sich versammelten, habe ich sie vergeblich beschworen mit, mir zur Truppe zu gehen und die Rebellen vor der Stadt mit Feuer zu empfangen«. Noch vor kurzem hatte er geäußert, ein Heer ohne Disziplin sei ein Affenspiel. Wer spielte nun? Und wer war der Affe?

Wenn es gegen die revolutionären Arbeiter Berlins oder die des Ruhrreviers ging, brauchte er die Generäle nicht zu beschwören. Dann gingen sie mit. Oder vielmehr: sie gingen voran. Nach gründlicher Vorbereitung des Bürgerkrieges durch Pressehetzen und Lügenmeldungen über Spartakus, über eine neue bolschewistische Gefahr, über rote Armeen. Jetzt jedoch wimmerte er: »Meine eigentlichen Befehlshaber lehnten ab, mit mir zu gehen. Noch jetzt bin ich der Ueberzeugung«, bramarbasierte er aber sogleich wieder, »daß mit ein paar Dutzend Maschinengewehren der ganze Spuk zum Zerflattern zu bringen war«. Kaum acht Wochen vorher als tausende und abtertausende von Arbeitern und Arbeiterinnen waffenlos — nur durch die Macht ihrer Zahl wirkend — vor dem Reichstagsgebäude demonstrierten, am 13. Januar 1920, da hatte er Maschinengewehre genug, da ließ er seine Offiziere und aufgehetzte Bauernjungen in die hilflos zusammengepferchte Proletariermasse hineinschießen, und da lagen 42 Arbeiter auf dem Pflaster und verröchelten...

Und am nächsten Tage bekam Herr Noske von seinen Arbeitgebern und den alldeutschen Organen die Quittung, die er verdiente. Die »Deutsche Tageszeitung«, das Organ des Grafen Reventlow, beleuchtete die politische Situation von damals unter der Rubrik »Berliner Fondbörse vom 14. Januar« greller als alle andern: »Neue Kurssteigerung im Vertrauen auf Noske, von dem man erwartet, daß es ihm gelingen wird, die Radaubrüder niederzuhalten. Es herrscht unentwegte Festigkeit bei stellenweise lebhafter Kauflust, besonders für Montanpapiere.« Damals schrieb ich an dieser Stelle (Forum IV, 5, Februar 1920):

»Nicht Blutdurst treibt diese Kleinbürger, sondern Angst, schlotternde Angst. Es ist eine der abgewetzten Phrasen, die zu gebrauchen jeder klarblickende Revolutionär künftig vermeiden sollte: diese von weißgardistischen Gnaden Regierenden seien Bluthunde, Mörder. Nein, sie sind aus Schwäche brutal. Sie fühlen ihre Ohnmacht. Sie wissen, es geht um ihre Existenz. Sie fühlen sich von rechts und von links bedroht. Und da sie zwischen zwei Abgründen zu wählen haben, entschließen sie sich für den starken Arm, d. h. für die Soldateska, die sie auf die revolutionäre Arbeiterschaft, wenns Not tut, feuern lassen, zu Gunsten der »Demokratie«, d. h. für die Diktatur der Mitte! Sie zittern und beben. Sie wissen, daß ihr Ende nahe ist.«

Und als es kam (nach kaum zwei Monaten), was taten sie? — Da geschah etwas — und damit kommt man auf den höchst gleichgültigen Prozeß gegen Jagow und Genossen zurück —, da wurde am 12. März vormittags in der Reichskanzlei und dem Reichswehrministerium etwas zusammengebraut, ein Elixir, das noch einmal die deutschnationalen Rebellen gegen links benebeln sollte. Dieses Elixir war der auf Anordnung Noskes vom Reichswehrgruppenkommando I in folgender Form weitergegebene Alarmbefehl:

*I. Nachrichten besagen, daß von radikaler Seite beabsichtigt ist, die Regierung heute oder in den nächsten Tagen zu stürzen.*

*II. Die Garnisonen Berlin, Spandau, Potsdam, Döberitz, Zossen, Jüterbogk sind bis auf weiteres alarmbereit zu halten, desgleichen die Berliner Sicherheitspolizei.*

*III. Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften sind sofort erneut darauf hinzuweisen, daß ihnen der Schutz der verfassungs- und gesetzmäßigen deutschen Regierung anvertraut ist.*

Erkennt jetzt auch noch der Gutgläubigste, was bezweckt wurde? Daß der immerwirkende Popanz des Bolschewismus von den kleinen Jesuiten der Wilhelmstraße, als die Gefahr von

rechts drohte, wieder hervorgeholt und schnell wieder für die Baltikumer als Zielscheibe angemalt wurde? Selbst der mißtrauischste Beobachter dieser mit den alten Militärs zusammenarbeitenden Sozialdemokraten hätte trotz allen Erfahrungen des Krieges und der Revolution eine solche Mischung von Verlogenheit, Raffinement, Dummheit und Frivolität kaum für möglich gehalten, wäre sie nicht unter Eid belegt worden: von einem, der bei der Abfassung des Armeebefehls mitgewirkt hat. Der Generalleutnant v. Oldershausen, der bei Lüttwitz -Chef des Stabes war, hat auf Befragen des Verteidigers v. Jagow, Grünspach, bestätigt, der Armeebefehl sei absichtlich so formuliert worden, daß von radikaler d. h. von kommunistischer Seite ein Putsch bevorstehe, weil man dadurch die Sicherheit für die Kampfbereitschaft der Truppen zu haben glaubte, während man bei dem Hinweis auf einen Putsch von rechts eine andere Wirkung befürchten mußte.

Man war geneigt, bei dieser mit aufrichtigem Cynismus vorgetragenen Aussage des Herrn Generalleutnants in die Stille der Reichsgerichtsverhandlung das Wort Wallensteins hineinzurufen:

Wohl ausgesonnen, Pater Lamormain!
Wär der Gedank' nicht so verwünscht gescheit,
Man wär versucht, ihn herzlich dumm zu nennen.

Aber kein raffiniertes Manöver konnte noch fruchten. Als betrogene Betrüger standen sie nur allzubald vor der Geschichte da. Erstaunlich bleibt, daß diese ungeheuerliche Tatsache — vielleicht die merkenswerteste des ganzen Prozesses — in den meisten Berichten nur flüchtig erwähnt, aber in keiner Zeitung, soweit ich sehen konnte (auch nicht in einer kommunistischen oder unabhängigen), wie sie es verdient hätte, wörtlich wiedergegeben und in ihren Motiven und Wirkungen beurteilt wurde.

Hinter diesem vom Zeugen Oldershausen beschworenen Faktum verliert selbst die Komik des Vorgangs an Bedeutung,

daß der gegen die in Döberitz liegende 2. Marinebrigade gerichtete Alarmbefehl den Meuterern selbst zugestellt wurde, so daß sie sich also mit Fug und Recht marschbereit machen konnten. Ran an den Feind! Spartakus plünderte wohl schon Berlin. Da mußten die vielgeschmähten Baltikumer wieder mal Ruhe und Ordnung schaffen. Da rief man sie.

Ein Versehen? Irrtum einer untergeordneten Stelle? Vielleicht einer Telephonistin? O heiliger Florian, die Sippschaft saß eng beieinander. Und wenn der allmächtige Oberbefehlshaber in den Marken gegen Meuterer vorgehen wollte, so hatte er Pech, sie kamen ihm zuvor und hätten ihn verhaftet, wäre er nicht bei Zeiten ausgerissen. Und wenn der gewaltige Schöpfer der Reichswehr nicht gerade Revolutionäre, sondern ihm bisher treuergebene Offiziere durch die Polizei festzunehmen befahl, dann warnte sie ein hoher Polizeibeamter und trotz der Tüchtigkeit und Umsicht der politischen Abteilung Ia des Berliner Polizeipräsidiums bleiben sie seit $1^3/_4$ Jahren unauffindbar.

## III.

Auch das Reichsgericht hat offenbar auf das Erscheinen aller achtundachtzig Zeugen nur wenig Wert gelegt. So kam es, daß einige der wichtigsten vom Oberreichsanwalt Geladenen überhaupt nicht vernommen wurden. Darunter: Herr August Winnig, neben Noske wohl die fragwürdigste Gestalt der revolutionsfeindlichen Sozialdemokraten, Kapps Freund und Berater, der als Oberpräsident von Ostpreußen unter Eid sicherlich interessante Angaben über die Vorbereitung und die Vorgeschichte des von ihm gebilligten Putsches hätte machen können. Unerfindlich und ewig schade, daß der sonst aufrechtscheinende Oberreichsanwalt gerade auf diesen Zeugen verzichtet hatte.

Ein zweiter nicht unwichtiger Zeuge, der weder erschien, noch — wie das sonst wohl üblich ist — vorgeführt wurde, war der juristische Berater der Kapp und Ludendorff, ein Rechtsanwalt aus Naumburg namens Paul Hermann. War auch er

rechts drohte, wieder hervorgeholt und schnell wieder für die Baltikumer als Zielscheibe angemalt wurde? Selbst der mißtrauischste Beobachter dieser mit den alten Militärs zusammenarbeitenden Sozialdemokraten hätte trotz allen Erfahrungen des Krieges und der Revolution eine solche Mischung von Verlogenheit, Raffinement, Dummheit und Frivolität kaum für möglich gehalten, wäre sie nicht unter Eid belegt worden: von einem, der bei der Abfassung des Armeebefehls mitgewirkt hat. Der Generalleutnant v. Oldershausen, der bei Lüttwitz -Chef des Stabes war, hat auf Befragen des Verteidigers v. Jagow, Grünspach, bestätigt, der Armeebefehl sei absichtlich so formuliert worden, daß von radikaler d. h. von kommunistischer Seite ein Putsch bevorstehe, weil man dadurch die Sicherheit für die Kampfbereitschaft der Truppen zu haben glaubte, während man bei dem Hinweis auf einen Putsch von rechts eine andere Wirkung befürchten mußte.

Man war geneigt, bei dieser mit aufrichtigem Cynismus vorgetragenen Aussage des Herrn Generalleutnants in die Stille der Reichsgerichtsverhandlung das Wort Wallensteins hineinzurufen:

Wohl ausgesonnen, Pater Lamormain!
Wär der Gedank' nicht so verwünscht gescheit,
Man wär versucht, ihn herzlich dumm zu nennen.

Aber kein raffiniertes Manöver konnte noch fruchten. Als betrogene Betrüger standen sie nur allzubald vor der Geschichte da. Erstaunlich bleibt, daß diese ungeheuerliche Tatsache — vielleicht die merkenswerteste des ganzen Prozesses — in den meisten Berichten nur flüchtig erwähnt, aber in keiner Zeitung, soweit ich sehen konnte (auch nicht in einer kommunistischen oder unabhängigen), wie sie es verdient hätte, wörtlich wiedergegeben und in ihren Motiven und Wirkungen beurteilt wurde.

Hinter diesem vom Zeugen Oldershausen beschworenen Faktum verliert selbst die Komik des Vorgangs an Bedeutung,

daß der gegen die in Döberitz liegende 2. Marinebrigade gerichtete Alarmbefehl den Meuterern selbst zugestellt wurde, so daß sie sich also mit Fug und Recht marschbereit machen konnten. Ran an den Feind! Spartakus plünderte wohl schon Berlin. Da mußten die vielgeschmähten Baltikumer wieder mal Ruhe und Ordnung schaffen. Da rief man sie.

Ein Versehen? Irrtum einer untergeordneten Stelle? Vielleicht einer Telephonistin? O heiliger Florian, die Sippschaft saß eng beieinander. Und wenn der allmächtige Oberbefehlshaber in den Marken gegen Meuterer vorgehen wollte, so hatte er Pech, sie kamen ihm zuvor und hätten ihn verhaftet, wäre er nicht bei Zeiten ausgerissen. Und wenn der gewaltige Schöpfer der Reichswehr nicht gerade Revolutionäre, sondern ihm bisher treuergebene Offiziere durch die Polizei festzunehmen befahl, dann warnte sie ein hoher Polizeibeamter und trotz der Tüchtigkeit und Umsicht der politischen Abteilung Ia des Berliner Polizeipräsidiums bleiben sie seit 1¾ Jahren unauffindbar.

## III.

Auch das Reichsgericht hat offenbar auf das Erscheinen aller achtundachtzig Zeugen nur wenig Wert gelegt. So kam es, daß einige der wichtigsten vom Oberreichsanwalt Geladenen überhaupt nicht vernommen wurden. Darunter: Herr August Winnig, neben Noske wohl die fragwürdigste Gestalt der revolutionsfeindlichen Sozialdemokraten, Kapps Freund und Berater, der als Oberpräsident von Ostpreußen unter Eid sicherlich interessante Angaben über die Vorbereitung und die Vorgeschichte des von ihm gebilligten Putsches hätte machen können. Unerfindlich und ewig schade, daß der sonst aufrechtscheinende Oberreichsanwalt gerade auf diesen Zeugen verzichtet hatte.

Ein zweiter nicht unwichtiger Zeuge, der weder erschien, noch — wie das sonst wohl üblich ist — vorgeführt wurde, war der juristische Berater der Kapp und Ludendorff, ein Rechtsanwalt aus Naumburg namens Paul Hermann. War auch er

unauffindbar? Seine Stimme ertönte leider nur aus drei ungewöhnlich aufhellenden Briefen. Aufbewahrt hatte sie der Zettelkasten der Kappisten, die auf zwei Beinen wandelnde Kartothek, die sich im bürgerlichen Leben Karl Schnitzler nannte und der sie nach dem Zusammenbruch des Staatsstreiches bei einem Gastwirt Dörre, Berlin, Potsdamer Str. 124, mit anderen Schriftstücken hinterlegt hatte. Hier, kaum eine Minute entfernt von Kapps Hauptquartier, Viktoriastr. 20, von Ludendorffs Wohnung, Viktoriastr. 26, im Restaurant Großer Kurfürst an der Potsdamer Brücke, wurden die Dokumente am 5. April 1920 auf Veranlassung des Regierungsrates Kempner von der Reichskanzlei durch die Abteilung Ia des Berliner Polizeipräsidiums beschlagnahmt.

Der Inhalt der Briefe, die der Naumburger Anwalt Hermann an den wohl von Kapp als Ulrich Rauscher-Ersatz gedachten Schnitzler schrieb, sind aufschlußreich nach verschiedenen Richtungen. Da sie von dem referierenden Reichsgerichtsrat allzuschnell verlesen wurden, mögen sie von den Berichterstattern der Presse kaum oder gar nicht verstanden worden sein; jedenfalls erfuhren die Leser der großen Tagespresse allzu wenig davon. Der wichtigste der Briefe, der u. a. zeigt, wie ernsthaft man auf die Mitwirkung Ludendorffs rechnete, sei deshalb hier in extenso wiedergegeben.

Herr Rechtsanwalt Hermann (ein Freund Schieles) schreibt am 12. Januar 1920 aus Naumburg an Herrn Schnitzler: »Die gesetzgeberischen Vorarbeiten müssen spätestens Ende Februar fertig vorliegen. Ferner müssen die maßgebenden Leute einmal einen Tag opfern zur gemeinschaftlichen Besprechung der Einführungsgesetze. Daß ich die Verantwortung zu tragen bereit bin, nutzt denen nichts, denen man sie aufbürden wird. Ich schlage also vor, daß L u d e n d o r f f, K a p p, v. J a g o w und G e n o s s e n, Sie und ich Anfang Februar einmal auch zweimal 6 Stunden sich zusammen setzen und meine Entwürfe besprechen.« — In einem Schreiben vom 1. Februar 1920 erzählt er, er säße über der

Verfassung. Wenn irgend möglich, wolle er den neuen Entwurf zu den Besprechungen am 9. Februar (also dem wohl inzwischen verabredeten, im vorigen Brief gewünschten Termin, an dem Ludendorff teilnehmen sollte) mitbringen. Er beabsichtige, das Reichsständehaus, das Wahlrecht zu diesem und das Reichstagswahlrecht nach dem Pluralsystem in den Entwurf einzufügen. Wie die Gesellschaft von Plänemachern und Abenteurern, deutschnationalen Patrioten und beschäftigungslosen Ehrgeizlingen sich untereinander mißtraute, wie sie zu schieben glaubte, während auch sie geschoben wurde, offenbart lustig des Naumburgers Brief (vom 5. Februar 1920): »Aus gewissen Andeutungen, die ich von deutschnationaler Seite erhalten, folgere ich, daß Hergt seine Zeit für gekommen hält und mit dem starken Gustav über den Eintritt in sein Koalitionsministerium verhandelt. Da er weiß, was K. vorhat — Dr. Sch. scheint immer noch zwischen zwei Stühlen zu pendeln — so mahlt zuerst, wer kommt. Vorwärts! Am 9. bin ich dort, beschaffen Sie mir, bitte, bis dahin eine Abschrift der Presseordnung, die noch ergänzt werden muß, und der Landarbeiterordnung. Erstere haben Sie, letztere K.« Diese Briefe gewähren einen flüchtigen Blick durch das Netz der seit Jahr und Tag vorbereiteten Verschwörung. Die um Kapp herum fürchteten schon, daß die Deutschnationalen ihnen zuvorkommen könnten. Hergt ante portas! Sie sahen ihn wenigstens schon mit Gustav Noske Hand in Hand in die Wilhelmstraße einziehen. Das durfte nicht geschehen. Und so variieren sie mit Überzeugungstreue und deutscher Biederkeit das alte Sprichwort: Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.

## IV.

Wurde auf das Erscheinen so wichtiger Zeugen verzichtet, so wurden andere, die erschienen waren, dadurch, daß man sie nicht vereidigte, vor — Unannehmlichkeiten bewahrt. Mindestens zwei bis drei Dutzend hochwohlgeborener Herren blieb so der Schwur wenigstens im Halse stecken.

Ludendorff jedoch wurde nach fünfstündigem Warten als ein Zeuge, auf dem kein Verdacht der Mittäterschaft oder Mithilfe ruhe, vereidigt.

Aus dem Gewimmel gleichartiger Typen, besonders der uniformierten, deren Domköpfe auf die Dauer langweilten, stach ein kleiner Mann heraus mit bleichem nervösem Gesicht: der 56 Jahre alte General a. D. Georg Maercker. Sehr kühl, sehr exakt machte er seine Zeugenaussagen. Nicht ohne Ironie und mit oft zugespitzten Pointierungen bekundet er: »Ich bekam am 13. März in der Frühe einen Fernspruch von Lüttwitz, die bisherige Regierung sei soeben geflüchtet. Ein zweites Telegramm lautete: Die Regierung ist ausgerissen. Mittags 1 Uhr habe ich dem Minister Noske gemeldet, daß die Regierung in Dresden unter meinem Schutz stände, daß ich jedoch nur dem Befehle des General Lüttwitz gehorchen würde. Herr Noske konnte ja gar nicht befehlen. Er hatte ja nicht einmal ein Bureau. Der demokratische Minister Koch sprach mit mir. Der Herr war sehr erregt und ich fand sein Benehmen eigenartig. Wie kam ich als General dazu, von irgendwelchen zivilistischen Ministern Meinungen anhören zu müssen. Ich war entsetzt, als der Generalstreik ausgerufen wurde.

Auf meine Fragen erklärten Noske, Bauer und Ebert, daß sie nicht dazu aufgefordert hätten. Sofort erklärte ich durch eine Proklamation, daß die Unterschriften der Minister gefälscht seien, daß ich den Generalstreik verbiete, und daß jeder, der zum Generalstreik auffordere, zu verhaften oder zu erschießen sei. Herr Bauer versprach ein Dementi gegen ihre Unterschriften. Nichts dergleichen geschah.«

Aus den Bekundungen des kleinen aufrechten Reaktionärs, der seine Mißachtung den neuen Herrn gegenüber nicht verbirgt, da er sie als Nutznießer der Revolution längst erkannt hat, möchte ich noch ein paar von mir notierte Sätze wiedergeben, sie scheinen mir beachtenswert. Für Denkungsart und Einstellung der von Herrn Noske immer verteidigten Generäle »seiner« Reichswehr

sind sie jedenfalls außerordentlich charakteristisch. Enthüllen sie doch deutlicher als alle Angriffe, die von kommunistischer Seite gegen die weißgardistischen Formationen erhoben wurden, die wahren Tendenzen, die diese Reichswehr-Führer von Anbeginn verfolgten. Frank und frei bekennt der von einer demokratischen Republik angestellte und bezahlte General, daß schon am 19. oder 20. Juli 1919 der Oberst Bauer an ihn herangetreten sei, mit dem Vorschlag, die Nationalversammlung in Weimar zu sprengen, die seinem Schutze anvertraut war. Und dieser Noskegeneral, den kein Reichsgerichtspräsident, auch nicht der Oberreichsanwalt fragt, ob er denn diesen Vorfall seinem Vorgesetzten gemeldet, oder wenn nicht, warum er trotz seiner Kenntnis von dem versuchten Verbrechen bisher, also zweieinhalb Jahre lang, diese Tatsachen verschwiege habe, dieser ehrliche Draufgänger fügt seiner Aussage, die plötzlich einen dem Kapp-Unternehmen vorangegangenen Putschversuch aufdeckt, unbedenklich und moralinfrei wörtlich folgenden Satz hinzu: »Ich habe diese Aufforderung damals abgelehnt, weil ich das Unternehmen für aussichtslos hielt«. Nicht, weil er etwa die Verfassung beschworen hat, noch weil er zum Schutze der Nationalversammlung eingesetzt war, noch weil er sich als ein General einer Republik betrachtete, der er etwa zu Treue und Gehorsam verpflichtet wäre, sondern nur weil er klug genug war, das Unternehmen für aussichtslos zu halten, hat er die freundliche Aufforderung des Obersten Bauer, den Staatsstreich schon im Juli 1919 zu wagen, abgelehnt. Aber er geniert sich gar nicht, seine damaligen Bedingungen, unter denen er die Weimarer Schwatzbude vielleicht doch gesprengt hätte, fein säuberlich numeriert zu nennen. »Ich habe damals — so bekennt er vor dem hohen Reichsgericht militärisch schlicht und naiv — folgende sechs Punkte aufgestellt:

1. Es müsse eine das ganze Volk packende Parole ausgegeben werden.
2. Auf keinen Fall Kapp.

3. Noske müßte erhalten werden.
4. Keine separatistischen Bestrebungen der Bundesstaaten.
5. Nichts gegen die Entente.
6. Die Reichswehr dürfe keine Prätorianertruppe werden.

Das waren — bereits im Juli 1919 — die sechs Programmpunkte des Generals Maercker. Eines der obersten Führer der neuen deutschen Armee, eines Mannes, der das unbegrenzte Vertrauen der neuen Regierenden hatte, auf dessen Zuverlässigkeit die Ebert, Noske, Gradnauer so unkritisch und bar jeder Psychologie rechneten, daß sie in der Stunde höchster Gefahr sich zu ihm nach Dresden flüchteten. Mit welcher Geringschätzung er diese Zivilisten behandelte, zeigt seine Zeugenaussage. Damals klammerten sie sich an ihn als letzten Rettungsanker, an seine militärische Macht, die sie ihm verliehen hatten, damit er in Sachsen die Revolution niederschlage. Das besorgte er gründlich. Jetzt brauchten die Herren ihn wieder. Er fühlte sich mit Recht als der Stärkere und schlug deshalb vor, zwischen der früheren Reichsregierung, die bei ihm auf der Flucht stationierte, und der gegenwärtigen Regierung, den Herren v. Lüttwitz und Kapp, zu vermitteln. Unter Eid hat Herr Maerker bekundet: Noske sei damit einverstanden gewesen und Gradnauer, der damalige Ministerpräsident Sachsens, habe seinem Plan »freudig zugestimmt.« Schon hatte der flinke Kriegsstratege »eine das ganze Volk packende Parole« gefunden. Wörtlich: »Um das Reich vor dem Kommunismus zu schützen, wollte ich verhindern, daß Reichswehr gegen Reichswehr kämpfe.» Und mit stolzer Bescheidenheit fügt er hinzu: »Ich, als einer der Schöpfer der Reichswehr . . .«

Nach seinen Programmpunkten zu urteilen, hätte also neben den Lüttwitz, Erhardt, Trotha, v. Loßberg auch dieser Kommandeur über eine große Truppenmacht der republikanischen Reichswehr es nicht für aussichtslos gehalten, die Regierung zu stürzen, wenn etwa die Parole gegen den Kommunismus und als Führer der Bewegung Hindenburg und nicht Kapp ausgegeben

worden wäre. Und die Erkenntnis: »Justav muß bleiben!« hatten nicht nur die Berliner sozialdemokratischen Funktionäre, sondern — wie man sieht — auch der klügere und deshalb gefährlichere als alle seine Kameraden, der General Maercker.

V.

Wichtiger als Beweisaufnahme und Urteil, deren Belanglosigkeit im System der bürgerlichen Justiz begründet lagen, waren die Nuancen, die Stimmungen, das Halbdunkel, das vornehme Getue, die oft possierlichen Ausdrücke einer Schicht von zu schnell Emporgekommenen und die unveränderte Bochementalität der Militärs, die falschen Betonungen auf Ehre, Mut und Vaterlandsliebe, — kurz der schwindelhafte Reichtum an Phrasen, die dieser Prozeß zu Tage förderte.

Nur deshalb schien es mir notwendig, sie hier ein wenig zu bestrahlen. Der Prozeß kompromittierte — wie selbst deutschnationale Politiker zugeben — in ihrer Lächerlichkeit und Feigheit die entkappten Führer, die plötzlich um keinen Preis mehr Führer gewesen sein wollten. Nur damit sie der Amnestie, der Gnade der gottverfluchten Judenregierung teilhaftig würden.

Welch ein Bild bot dieser Herr v. Jagow? Früher hielt man ihn wenigstens für einen Kerl mit einer unter preußischen Beamten auffälligen Begabung, mit Sprachgefühl (er liebte die kurzen Sätze). Man hielt ihn für einen Draufgänger, der unter dem Regime Wilhelms II. noch nicht die schlechteste Figur machte. Zwar mischte er sich schon immer in Sachen, die ihn nichts angingen. »Da ich die Theaterzensur auszuüben habe« . . ., schrieb er 1911 an eine Schauspielerin, die er auf einer Probe kennen gelernt hatte, und die er am nächsten Sonntag zu besuchen wünschte. Obwohl er gar nicht, sondern der Herr v. Glasenapp, die Theaterzensur auszuüben hatte. Also: ein schon immer etwas allzu schneidiger, allzu sprunghafter Reitersmann. Sein Schicksal scheint es zu sein, in lockenden Situationen das Terrain nicht genügend zu sondieren. Was jedoch sieht man

heute? Ein begrenztes mittelmäßiges Hirn mit etwas Fanatismus für seinen altpreußischen Ordnungsstaat. Im Grunde: ungeistig, unkompliziert, ein Ressortmensch, der gerne frische Luft schöpft und darum immer spazieren rennt. (Selbst um 6 Uhr früh am Brandenburger Tor. Sozusagen nur aus Neugierde. Obwohl er selbst Neugierige einst gewarnt hatte.) Herzlich unbedeutend, oft bedauernswert, der kaum mehr interessierende Typus einer versunkenen oder (darf man hoffen?) versinkenden Zeit.

## VI.

Seit dem Kapp-Putsch sind noch keine zwei Jahre vergangen. Die bürgerliche Klasse hat ihre vordersten Kulissen infolge des Einspruchs der wenigstens für drei Tage einigen Arbeiterschaft ganz nach hinten verschieben müssen, die Noske und Südekum rückten wegen ihrer Zusammenarbeit mit den Lüttwitzen in die zweite Linie.

Die politische Bühne als ganzes hat sich jedoch nur wenig verändert. Die fragwürdigen und schnellwackelnden Figuren der Kapp und Lüttwitz wurden ersetzt durch ein gewaltiges, sehr bewegliches Monstrum, ein mammutähnliches Gebilde, dessen Glieder sich überallhin erstrecken, das die Situation allein beherrscht. Mit ihm und unter ihm, ja unter seiner Regie wollen die Herren Parvus, Scheidemann und Ebert das deutsche Wirtschaftsleben wieder aufbauen. Schwur Noske — allen Warnungen selbst des Vorwärts trotzend — auf seine Generäle, so umtanzen und preisen jetzt — trotz der unbequemen Kritik und dem instinktiven Mißtrauen ihrer eigenen Arbeitermassen — die mehrheitssozialistischen Führer den neuen gewaltigen Gott, der klüger als die Kappisten seine Zeit für noch nicht gekommen hält, um zum letzten Schlage auszuholen.

Sorgsam und gründlich bereitet er sein Reich vor. Er hat bereits an sich herangezogen, was heranzuziehen war. Es liegt ihm daran, da er ein wirtschaftsstrategisches Genie ist, sich mit der einzigen Macht, die er noch zu fürchten hat, das ist das

Industrieproletariat, zu verbinden, wenn möglich zu verbrüdern. Nicht die untüchtigsten Köpfe unter den Sozialdemokraten, die sich schon mit Wilhelm II. ausgesöhnt hatten, sind jetzt seine Propheten. Die Herren Winnig, Lensch, August Müller wirken schon als Mitarbeiter, Werber, Propagandisten seiner Unternehmungen und seiner Ideen in seinem eigenen Organ.

Die kleinen Kapp und Jagow mögen dem neuen Moloch, der sich im Hotel Adlon als ein schlichter Bürgersmann Hugo Stinnes einschreibt, nur ein Lächeln abgerungen haben. Wie dumm, wie unvorsichtig, wie dilettantisch handelten sie! Hochverräter? — Tölpel. So macht man die Sache doch nicht. Und vor allem hatten sie vom Wirtschaftlichen und von dem Gesetz der Diagonale keine Ahnung. Es ist nicht schwer, sich über die Parteienherrschaft zu entrüsten, die Schiebungen der Parlamentarier zu durchschauen, die machtlüsterne Betriebsamkeit der Häuptlinge dieser »demokratischen« Republik geringzuschätzen, schwerer ist es schon, aber auch vorteilhafter, sie für die Interessen und weitgesteckten Ziele des Großkapitals zu benutzen.

Vor zweidreiviertel Jahren ließen die neuen Machthaber plakatieren: »Die Sozialisierung marschiert!« — Jetzt fragt kein Hund mehr danach. Meine Propheten, lächelt der neue Gott, waren stets tüchtig im Umlernen. Wer möchte auch wagen, ihnen zu widersprechen, wenn sie jetzt verkünden: »Die Stinnesierung marschiert!« Das trifft wenigstens zu. Mit mir sind nicht nur alle Götter (des Kapitals), mit mir sind auch die größten Kanonen der deutschen Sozialdemokratie. Parvus, der praktizierende Marxist, wird mein Freund. Wozu also brauche ich einen Putsch? Meine Ziele habe ich immer nur auf legalen Wegen angestrebt. Das ist oft beschwerlicher, aber auch dankbarer und sicherer. Selbst Arbeiterführer, wie Herr Severing, beloben mich dafür. Das Reichsgericht in Leipzig wird nie vor seinen Schranken als Angeschuldigten einen Hugo Stinnes sehen, denn Hugo Stinnes wird nie etwas Ungesetzliches oder Rechtswidriges tun, er wird die Macht und damit immer im Recht sein. Er wird das Reich selbst, also auch sein Richter sein.

heute? Ein begrenztes mittelmäßiges Hirn mit etwas Fanatismus für seinen altpreußischen Ordnungsstaat. Im Grunde: ungeistig, unkompliziert, ein Ressortmensch, der gerne frische Luft schöpft und darum immer spazieren rennt. (Selbst um 6 Uhr früh am Brandenburger Tor. Sozusagen nur aus Neugierde. Obwohl er selbst Neugierige einst gewarnt hatte.) Herzlich unbedeutend, oft bedauernswert, der kaum mehr interessierende Typus einer versunkenen oder (darf man hoffen?) versinkenden Zeit.

## VI.

Seit dem Kapp-Putsch sind noch keine zwei Jahre vergangen. Die bürgerliche Klasse hat ihre vordersten Kulissen infolge des Einspruchs der wenigstens für drei Tage einigen Arbeiterschaft ganz nach hinten verschieben müssen, die Noske und Südekum rückten wegen ihrer Zusammenarbeit mit den Lüttwitzen in die zweite Linie.

Die politische Bühne als ganzes hat sich jedoch nur wenig verändert. Die fragwürdigen und schnellwackelnden Figuren der Kapp und Lüttwitz wurden ersetzt durch ein gewaltiges, sehr bewegliches Monstrum, ein mammutähnliches Gebilde, dessen Glieder sich überallhin erstrecken, das die Situation allein beherrscht. Mit ihm und unter ihm, ja unter seiner Regie wollen die Herren Parvus, Scheidemann und Ebert das deutsche Wirtschaftsleben wieder aufbauen. Schwur Noske — allen Warnungen selbst des Vorwärts trotzend — auf seine Generäle, so umtanzen und preisen jetzt — trotz der unbequemen Kritik und dem instinktiven Mißtrauen ihrer eigenen Arbeitermassen — die mehrheitssozialistischen Führer den neuen gewaltigen Gott, der klüger als die Kappisten seine Zeit für noch nicht gekommen hält, um zum letzten Schlage auszuholen.

Sorgsam und gründlich bereitet er sein Reich vor. Er hat bereits an sich herangezogen, was heranzuziehen war. Es liegt ihm daran, da er ein wirtschaftsstrategisches Genie ist, sich mit der einzigen Macht, die er noch zu fürchten hat, das ist das

Industrieproletariat, zu verbinden, wenn möglich zu verbrüdern. Nicht die untüchtigsten Köpfe unter den Sozialdemokraten, die sich schon mit Wilhelm II. ausgesöhnt hatten, sind jetzt seine Propheten. Die Herren Winnig, Lensch, August Müller wirken schon als Mitarbeiter, Werber, Propagandisten seiner Unternehmungen und seiner Ideen in seinem eigenen Organ.

Die kleinen Kapp und Jagow mögen dem neuen Moloch, der sich im Hotel Adlon als ein schlichter Bürgersmann Hugo Stinnes einschreibt, nur ein Lächeln abgerungen haben. Wie dumm, wie unvorsichtig, wie dilettantisch handelten sie! Hochverräter? — Tölpel. So macht man die Sache doch nicht. Und vor allem hatten sie vom Wirtschaftlichen und von dem Gesetz der Diagonale keine Ahnung. Es ist nicht schwer, sich über die Parteienherrschaft zu entrüsten, die Schiebungen der Parlamentarier zu durchschauen, die machtlüsterne Betriebsamkeit der Häuptlinge dieser »demokratischen« Republik geringzuschätzen, schwerer ist es schon, aber auch vorteilhafter, sie für die Interessen und weitgesteckten Ziele des Großkapitals zu benutzen.

Vor zweidreiviertel Jahren ließen die neuen Machthaber plakatieren: »Die Sozialisierung marschiert!« — Jetzt fragt kein Hund mehr danach. Meine Propheten, lächelt der neue Gott, waren stets tüchtig im Umlernen. Wer möchte auch wagen, ihnen zu widersprechen, wenn sie jetzt verkünden: »Die Stinnesierung marschiert!« Das trifft wenigstens zu. Mit mir sind nicht nur alle Götter (des Kapitals), mit mir sind auch die größten Kanonen der deutschen Sozialdemokratie. Parvus, der praktizierende Marxist, wird mein Freund. Wozu also brauche ich einen Putsch? Meine Ziele habe ich immer nur auf legalen Wegen angestrebt. Das ist oft beschwerlicher, aber auch dankbarer und sicherer. Selbst Arbeiterführer, wie Herr Severing, beloben mich dafür. Das Reichsgericht in Leipzig wird nie vor seinen Schranken als Angeschuldigten einen Hugo Stinnes sehen, denn Hugo Stinnes wird nie etwas Ungesetzliches oder Rechtswidriges tun, er wird die Macht und damit immer im Recht sein. Er wird das Reich selbst, also auch sein Richter sein.

heute? Ein begrenztes mittelmäßiges Hirn mit etwas Fanatismus für seinen altpreußischen Ordnungsstaat. Im Grunde: ungeistig, unkompliziert, ein Ressortmensch, der gerne frische Luft schöpft und darum immer spazieren rennt. (Selbst um 6 Uhr früh am Brandenburger Tor. Sozusagen nur aus Neugierde. Obwohl er selbst Neugierige einst gewarnt hatte.) Herzlich unbedeutend, oft bedauernswert, der kaum mehr interessierende Typus einer versunkenen oder (darf man hoffen?) versinkenden Zeit.

## VI.

Seit dem Kapp-Putsch sind noch keine zwei Jahre vergangen. Die bürgerliche Klasse hat ihre vordersten Kulissen infolge des Einspruchs der wenigstens für drei Tage einigen Arbeiterschaft ganz nach hinten verschieben müssen, die Noske und Südekum rückten wegen ihrer Zusammenarbeit mit den Lüttwitzen in die zweite Linie.

Die politische Bühne als ganzes hat sich jedoch nur wenig verändert. Die fragwürdigen und schnellwackelnden Figuren der Kapp und Lüttwitz wurden ersetzt durch ein gewaltiges, sehr bewegliches Monstrum, ein mammutähnliches Gebilde, dessen Glieder sich überallhin erstrecken, das die Situation allein beherrscht. Mit ihm und unter ihm, ja unter seiner Regie wollen die Herren Parvus, Scheidemann und Ebert das deutsche Wirtschaftsleben wieder aufbauen. Schwur Noske — allen Warnungen selbst des Vorwärts trotzend — auf seine Generäle, so umtanzen und preisen jetzt — trotz der unbequemen Kritik und dem instinktiven Mißtrauen ihrer eigenen Arbeitermassen — die mehrheitssozialistischen Führer den neuen gewaltigen Gott, der klüger als die Kappisten seine Zeit für noch nicht gekommen hält, um zum letzten Schlage auszuholen.

Sorgsam und gründlich bereitet er sein Reich vor. Er hat bereits an sich herangezogen, was heranzuziehen war. Es liegt ihm daran, da er ein wirtschaftsstrategisches Genie ist, sich mit der einzigen Macht, die er noch zu fürchten hat, das ist das

Industrieproletariat, zu verbinden, wenn möglich zu verbrüdern. Nicht die untüchtigsten Köpfe unter den Sozialdemokraten, die sich schon mit Wilhelm II. ausgesöhnt hatten, sind jetzt seine Propheten. Die Herren Winnig, Lensch, August Müller wirken schon als Mitarbeiter, Werber, Propagandisten seiner Unternehmungen und seiner Ideen in seinem eigenen Organ.

Die kleinen Kapp und Jagow mögen dem neuen Moloch, der sich im Hotel Adlon als ein schlichter Bürgersmann Hugo Stinnes einschreibt, nur ein Lächeln abgerungen haben. Wie dumm, wie unvorsichtig, wie dilettantisch handelten sie! Hochverräter? — Tölpel. So macht man die Sache doch nicht. Und vor allem hatten sie vom Wirtschaftlichen und von dem Gesetz der Diagonale keine Ahnung. Es ist nicht schwer, sich über die Parteienherrschaft zu entrüsten, die Schiebungen der Parlamentarier zu durchschauen, die machtlüsterne Betriebsamkeit der Häuptlinge dieser »demokratischen« Republik geringzuschätzen, schwerer ist es schon, aber auch vorteilhafter, sie für die Interessen und weitgesteckten Ziele des Großkapitals zu benutzen.

Vor zweidreiviertel Jahren ließen die neuen Machthaber plakatieren: »Die Sozialisierung marschiert!« — Jetzt fragt kein Hund mehr danach. Meine Propheten, lächelt der neue Gott, waren stets tüchtig im Umlernen. Wer möchte auch wagen, ihnen zu widersprechen, wenn sie jetzt verkünden: »Die Stinnesierung marschiert!« Das trifft wenigstens zu. Mit mir sind nicht nur alle Götter (des Kapitals), mit mir sind auch die größten Kanonen der deutschen Sozialdemokratie. Parvus, der praktizierende Marxist, wird mein Freund. Wozu also brauche ich einen Putsch? Meine Ziele habe ich immer nur auf legalen Wegen angestrebt. Das ist oft beschwerlicher, aber auch dankbarer und sicherer. Selbst Arbeiterführer, wie Herr Severing, beloben mich dafür. Das Reichsgericht in Leipzig wird nie vor seinen Schranken als Angeschuldigten einen Hugo Stinnes sehen, denn Hugo Stinnes wird nie etwas Ungesetzliches oder Rechtswidriges tun, er wird die Macht und damit immer im Recht sein. Er wird das Reich selbst, also auch sein Richter sein.

# DAS SCHICKSAL DER REICHSEISENBAHN
## VON A. FRIEDRICH

Im Mittelpunkt der Ereignisse, die sich in Deutschland zur Jahreswende abspielen, steht der heftigste Kampf um die Reichseisenbahn. Die Eisenbahnarbeiter und Eisenbahnbeamten kommen mit ihren Löhnen und Gehältern, die im Durchschnitt heute den 16fachen Friedenssatz ausmachen, nicht aus. Zudem drohen ihnen Entlassungen im größten Maßstab. Kein Wunder, daß große Teile von ihnen in verschiedenen Gebieten Deutschlands zu ihrer stärksten Kampfwaffe, zum Streik, gegriffen haben und daß dieser Streik sich über ganz Deutschland ausdehnen will. Bisher hat das Reich alle Forderungen der Eisenbahner abgelehnt. Die Regierung will versuchen, den Haushalt der Eisenbahn zu balanzieren, Einnahmen und Ausgaben sollen sich decken, und diese Rentabilisierung soll so geschehen, daß einmal die persönlichen Ausgaben, d. h. die Ausgaben für Löhne und Gehälter auf ein Minimum reduziert und daß zum andern die Tarife für den Güter- und Personenverkehr der allgemeinen Preissteigerung, d. h. also auf das 20–30 fache der Friedenssätze erhöht werden, eine Maßnahme, die eine weitere Verteuerung im gesamten Wirtschaftsleben bedingt.

I.

Das Schwerkapital nützt diese Kämpfe für sich aus, und propagiert, noch unzufrieden mit dem Gesetzentwurf der Regierung zur »Verselbständigung des Reichseisenbahnwesens«, mit dem Reichsbahnfinanzgesetz weiterhin die Entstaatlichung der Reichseisenbahn. Im Rheinland und Westfalen wird in verschiedenen Betrieben an die Arbeiter ein Rundschreiben des »Rheinisch-Westfälischen Wirtschaftsdienstes« verteilt, das die Überschrift trägt: Die Reichseisenbahnen im Wechsel der Konjunkturen. In der Voraussicht, daß die Scheinkonjunktur des zweiten Halbjahres 1921 der deutschen Industrie bald ein Ende haben wird, und in der Absicht, die Folgen dieser kommenden Krise wie immer auf die Arbeiter in Form von Arbeitseinschränkungen, Entlassungen, Kurzarbeit und Lohnniederdrückung abzuwälzen, versucht das Unternehmertum die Schuld an diesen Dingen eben der Reichseisenbahn zuzuschieben. Es heißt darin, die Reichseisenbahn sei gezwungen, bei ihren Ausgaben möglichst zu sparen, was zur Folge habe, daß sie zur Zeit einer schlechten Konjunktur, also zur Zeit geringerer Einnahmen auch nur geringere Ausgaben für Anschaffung ihrer Materialien machen könne, eine wirklich soziale Einrichtung sei sie erst dann,

wenn sie umgekehrt zu Zeiten der Krise durch große Aufträge der Industrie über den Berg helfe.

Der Hauptkampf des privaten Unternehmertums wird aber noch mit anderen Argumenten geführt, vor allem mit der gewaltigen Höhe der Ausgaben für Löhne und Gehälter, mit der Tatsache, daß der Personalbestand der Eisenbahn, der 1913 nur 740 000 Mann betrug, im Jahre 1920 1 056 000 ausmache. Schwere Klagen werden ferner geführt wegen der völlig unzureichenden Eindeckung mit Kohle, so machte Herr Stinnes kürzlich den Vertreter einer Prager Zeitung darauf aufmerksam, daß seine Kleinbahnen im rheinisch-westfälischen Industriegebiet im Gegensatz dazu äußerst reichlich mit Kohle für die kommenden Monate versorgt seien. Das Schwerkapital führt also seinen Kampf um den Besitz der Reichseisenbahn in heftigster Weise weiter. Und das trotz des Eisenbahnfinanzgesetzes, mit dem die Regierung den Wünschen des Schwerkapitals entgegenkommen wollte: Herausnahme der Eisenbahnverwaltungen aus der Kontrolle des Parlaments, ihre Unterstellung unter einen Verwaltungsrat, in dem das private Unternehmertum maßgebenden Einfluß erhält, Ankündigung einer starken, wenn auch allmählich durchzuführenden Entlassung von Personal, Einführung eines Arbeitsdienstgesetzes, das den Achtstundentag in dem Eisenbahnbetrieb faktisch aufhebt, alles Dinge, die ganz den Wünschen des Privatunternehmertums gerecht werden.

II.

Nun wird allerdings in der bürgerlichen Presse der Kampf um die volle Entstaatlichung der Reichseisenbahn nicht etwa einheitlich geführt. Alle sind sich darin einig, daß die Reichsbahnverwaltung von kaufmännischem Geist durchdrungen werden müßte, nicht aber darin, daß das Reich auch tatsächlich auf das Eigentum an der Bahn verzichtet. Der Kampf um die Entstaatlichung ist ausschließlich ein Kampf des Schwerkapitals, ein Kampf der Eisen- und Kohlenmagnaten, denn sie sind es, die vor allem im Eisenbahnbetrieb einen gewaltigen Abnehmer ihrer Erzeugnisse sehen: Kohlen, Koks, Schienen, Schwellen, Bleche, Draht, Radsätze, Stahlröhren, Lokomotiven, Güter- und Personenwagen.

Es liegt aber durchaus nicht im Interesse der übrigen Kapitalsgruppen, daß das Schwerkapital eine Machtposition, über die es heute durch den Monopolbesitz der für das Wirtschaftsleben wichtigsten Rohstoffe Kohle, Eisen und Stahl verfügt, durch den unmittelbaren Besitz des wichtigsten Transportmittels noch erweitert. Andererseits ist das Bestreben

Der größte Gegensatz zwischen mir und der Staatsanwaltschaft besteht darin, daß wir alle politischen Vorgänge und alle sozialen, sowohl in Deutschland wie in der ganzen Welt von vollkommen entgegengesetzten Punkten auffassen. Der Staatsanwalt überschätzt die Macht und die Fähigkeit der Führer, etwas zu tun und irgendwie einzugreifen.

Ihm scheint, die Würfel der Weltgeschichte rollen anders, je nachdem sie von der Hand ehrlicher oder verlogener Führer geworfen werden. Aber die Führer kommen selbst aus den Massen hervor, wenn auch vielleicht aus anderem Milieu. Sie werden zu Führern, nicht weil sie über die Massen hervorragen, sondern nur dadurch, daß sie befähigt sind, das auszusprechen, was die Massen selbst instinktiv ersehnen und was sie aus Mangel an formaler Bildung nicht zum Ausdruck bringen können.

Deshalb werden Sie zwar in Ihren bürgerlichen Kreisen eine große Anzahl von Menschen finden, die mir an Wissen überlegen sind, aber in einer Versammlung vor Arbeitern, Herr Staatsanwalt, wäre ich Sieger über sie geblieben, nicht wegen meiner persönlichen Überlegenheit, sondern nur, weil ich das ausgesprochen habe, was die Massen fühlten und wollten. Es ist bloß die Tragödie der Münchener Massen, daß sie noch zu wenig politisch geschult waren. Sie verstanden wohl, daß das ganze Proletariat als Gesamtheit auftreten müsse, um zu siegen. . . .

Der Staatsanwalt sprach von dem inneren Frieden, den ich gefährdet habe. Ich habe ihn nicht gefährdet, weil es keinen inneren Frieden gibt. . . .

Sehen Sie sich um, hier im Gerichtsgebäude sind Beamte, die 150 bis 180 Mark haben bei den jetzigen Lebensverhältnissen. Sehen Sie sich die Wohnungen in den jetzigen »Spartakisten-Nestern« an, dann werden Sie verstehen, daß nicht wir den inneren Frieden gefährdet haben, sondern wir haben nur aufgedeckt, daß es keinen gibt. Solange es aber diesen inneren Frieden nicht gibt, solange wird auch der Kampf weitergehen. Und wenn er bewaffnete Form annimmt, und alles ungeheure Elend und Unglück mit sich bringt, das tatsächlich in München herrschte während der ersten Tage des Mai, dann sind nicht wir daran schuld, sondern jene, die der Arbeiterschaft das Recht absprechen, über sich selbst zu bestimmen.

Der Staatsanwalt sagte auch, ich sei schuld an der Erschießung der Geiseln. Ich weise diese Schuld entschieden zurück. Schuldig daran sind diejenigen, die August 1914 zuerst Geiseln in Belgien und Frankreich aufgebracht haben, ohne daß die deutsche Staatsanwaltschaft deswegen Anklage erhoben

und die Todesstrafe gegen sie beantragt hätte. Wenn noch jemand schuld daran ist, dann sind es diejenigen, die sich nach Bamberg verkrochen haben und von dort mißgeleitete Proletarier zusammen mit Offizierkompagnien und zusammen mit Negern nach München geschickt haben. (Große Bewegung und Entrüstung unter den Richtern, der Vorsitzende unterbricht und will Leviné verbieten, in ähnlicher Weise fortzufahren.) . . .

. . . Ich war nur wenigen bekannt. Da erschienen Leute, die erklärten, Niessen wäre ein bezahlter Agent der Regierung. Darauf nannte ich meinen Namen Leviné, den ich von da an wieder beibehielt. Seit 6 Monaten gab es keine Möglichkeit mehr für mich, mit meiner Familie zusammen zu sein. Meine Frau konnte mich zum Teil nicht einmal besuchen, meinen kleinen Jungen, der 3 Jahre alt ist, konnte ich nicht sehen, weil vor meinem Hause der Häscher stand. So ist das Leben, das ich führte, und es läßt sich weder mit Machtgefühl noch mit Feigheit vereinbaren. Ich habe dann, als mir wieder Feigheit vorgeworfen wurde und zwar von Toller, als er mich zur Ausrufung der ersten Räterepublik überreden wollte, ihm entgegnet: Was willst Du, die Mehrheitssozialisten laufen über und verraten uns, die Unabhängigen gehen auf den Leim, machen mit, fallen später um, und uns Kommunisten stellt man an die Wand. Wir Kommunisten sind alle Tote auf Urlaub. Dessen bin ich mir bewußt. Ich weiß nicht, ob Sie mir meinen Urlaubsschein noch verlängern werden, oder ob ich einrücken muß zu Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg. Ich sehe auf jeden Fall Ihrem Spruch mit Gefaßtheit und mit einer inneren Heiterkeit entgegen. Denn ich weiß, was für einen Spruch Sie fällen werden, die Ereignisse sind nicht aufzuhalten. Der Herr Staatsanwalt glaubt, die Führer hätten die Massen aufgepeitscht. Wie die Führer, die Fehler der Massen nicht hintertreiben konnten, unter der Scheinräterepublik, so wird auch das Verschwinden des einen oder des anderen Führers unter keinen Umständen die Bewegung hindern.

Dennoch weiß ich, über kurz oder lang, in diesem Raum werden andere Richter tagen, und dann wird der wegen Hochverrat bestraft werden, der sich gegen die Diktatur des Proletariats vergangen hat. Fällen Sie das Urteil, wenn Sie es für richtig halten. Ich habe mich nur dagegen gewehrt, daß meine politische Agitation, der Name der Räterepublik, mit der ich mich verknüpft fühle, daß der gute Name der Münchener Arbeiter beschmutzt wird. Diese und ich mit ihnen zusammen, wir haben alles versucht, nach bestem Wissen und Gewissen, wir haben alle versucht, unsere Pflicht zu tun gegen die Internationale Kommunistische Weltrevolution.

Der größte Gegensatz zwischen mir und der Staatsanwaltschaft besteht darin, daß wir alle politischen Vorgänge und alle sozialen, sowohl in Deutschland wie in der ganzen Welt von vollkommen entgegengesetzten Punkten auffassen. Der Staatsanwalt überschätzt die Macht und die Fähigkeit der Führer, etwas zu tun und irgendwie einzugreifen.

Ihm scheint, die Würfel der Weltgeschichte rollen anders, je nachdem sie von der Hand ehrlicher oder verlogener Führer geworfen werden. Aber die Führer kommen selbst aus den Massen hervor, wenn auch vielleicht aus anderem Milieu. Sie werden zu Führern, nicht weil sie über die Massen hervorragen, sondern nur dadurch, daß sie befähigt sind, das auszusprechen, was die Massen selbst instinktiv ersehnen und was sie aus Mangel an formaler Bildung nicht zum Ausdruck bringen können.

Deshalb werden Sie zwar in Ihren bürgerlichen Kreisen eine große Anzahl von Menschen finden, die mir an Wissen überlegen sind, aber in einer Versammlung vor Arbeitern, Herr Staatsanwalt, wäre ich Sieger über sie geblieben, nicht wegen meiner persönlichen Überlegenheit, sondern nur, weil ich das ausgesprochen habe, was die Massen fühlten und wollten. Es ist bloß die Tragödie der Münchener Massen, daß sie noch zu wenig politisch geschult waren. Sie verstanden wohl, daß das ganze Proletariat als Gesamtheit auftreten müsse, um zu siegen. . . .

Der Staatsanwalt sprach von dem inneren Frieden, den ich gefährdet habe. Ich habe ihn nicht gefährdet, weil es keinen inneren Frieden gibt. . . .

Sehen Sie sich um, hier im Gerichtsgebäude sind Beamte, die 150 bis 180 Mark haben bei den jetzigen Lebensverhältnissen. Sehen Sie sich die Wohnungen in den jetzigen »Spartakisten-Nestern« an, dann werden Sie verstehen, daß nicht wir den inneren Frieden gefährdet haben, sondern wir haben nur aufgedeckt, daß es keinen gibt. Solange es aber diesen inneren Frieden nicht gibt, solange wird auch der Kampf weitergehen. Und wenn er bewaffnete Form annimmt, und alles ungeheure Elend und Unglück mit sich bringt, das tatsächlich in München herrschte während der ersten Tage des Mai, dann sind nicht wir daran schuld, sondern jene, die der Arbeiterschaft das Recht absprechen, über sich selbst zu bestimmen.

Der Staatsanwalt sagte auch, ich sei schuld an der Erschießung der Geiseln. Ich weise diese Schuld entschieden zurück. Schuldig daran sind diejenigen, die August 1914 zuerst Geiseln in Belgien und Frankreich aufgebracht haben, ohne daß die deutsche Staatsanwaltschaft deswegen Anklage erhoben

und die Todesstrafe gegen sie beantragt hätte. Wenn noch jemand schuld daran ist, dann sind es diejenigen, die sich nach Bamberg verkrochen haben und von dort mißgeleitete Proletarier zusammen mit Offizierkompagnien und zusammen mit Negern nach München geschickt haben. (Große Bewegung und Entrüstung unter den Richtern, der Vorsitzende unterbricht und will Leviné verbieten, in ähnlicher Weise fortzufahren.) . . .

. . . Ich war nur wenigen bekannt. Da erschienen Leute, die erklärten, Niessen wäre ein bezahlter Agent der Regierung. Darauf nannte ich meinen Namen Leviné, den ich von da an wieder beibehielt. Seit 6 Monaten gab es keine Möglichkeit mehr für mich, mit meiner Familie zusammen zu sein. Meine Frau konnte mich zum Teil nicht einmal besuchen, meinen kleinen Jungen, der 3 Jahre alt ist, konnte ich nicht sehen, weil vor meinem Hause der Häscher stand. So ist das Leben, das ich führte, und es läßt sich weder mit Machtgefühl noch mit Feigheit vereinbaren. Ich habe dann, als mir wieder Feigheit vorgeworfen wurde und zwar von Toller, als er mich zur Ausrufung der ersten Räterepublik überreden wollte, ihm entgegnet: Was willst Du, die Mehrheitssozialisten laufen über und verraten uns, die Unabhängigen gehen auf den Leim, machen mit, fallen später um, und uns Kommunisten stellt man an die Wand. Wir Kommunisten sind alle Tote auf Urlaub. Dessen bin ich mir bewußt. Ich weiß nicht, ob Sie mir meinen Urlaubsschein noch verlängern werden, oder ob ich einrücken muß zu Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg. Ich sehe auf jeden Fall Ihrem Spruch mit Gefaßtheit und mit einer inneren Heiterkeit entgegen. Denn ich weiß, was für einen Spruch Sie fällen werden, die Ereignisse sind nicht aufzuhalten. Der Herr Staatsanwalt glaubt, die Führer hätten die Massen aufgepeitscht. Wie die Führer, die Fehler der Massen nicht hintertreiben konnten, unter der Scheinräterepublik, so wird auch das Verschwinden des einen oder des anderen Führers unter keinen Umständen die Bewegung hindern.

Dennoch weiß ich, über kurz oder lang, in diesem Raum werden andere Richter tagen, und dann wird der wegen Hochverrat bestraft werden, der sich gegen die Diktatur des Proletariats vergangen hat. Fällen Sie das Urteil, wenn Sie es für richtig halten. Ich habe mich nur dagegen gewehrt, daß meine politische Agitation, der Name der Räterepublik, mit der ich mich verknüpft fühle, daß der gute Name der Münchener Arbeiter beschmutzt wird. Diese und ich mit ihnen zusammen, wir haben alles versucht, nach bestem Wissen und Gewissen, wir haben alle versucht, unsere Pflicht zu tun gegen die Internationale Kommunistische Weltrevolution.

stoßen wird. Man muß sich auch darüber klar sein, daß das Schwerkapital bessere internationale Beziehungen unterhält als etwa die Reichsregierung. Man muß ferner das bedenken, daß hinter dem Schwerkapital der größte Teil der von ihm gekauften bürgerlichen Presse steht und daß diese bürgerliche Presse nicht nur die »öffentliche Meinung« zahlloser Spießbürger erzeugt, sondern was wichtiger ist, daß alle militärischen Organisationen von diesen schwerkapitalistischen Industriellen als ihrem Brotherrn abhängen.

Die Stärke des Schwerkapitals zeigt also, wie unsäglich schwer eine wirkliche Sanierung des Eisenbahnwesens in Deutschland durchzuführen ist, wie unsäglich schwer zugleich die Kämpfe der Eisenbahner um ausreichenden Arbeitslohn, um Beibehaltung des Achtstundentags und gegen Massenentlassungen bleiben werden, solange das Reich der Willkür des Schwerkapitals ausgeliefert ist. Die Reichsregierung geht vorläufig Schritt für Schritt den Weg weiter, den die Zechen- und Hüttenbarone ihr vorschreiben. Soll der Zeitpunkt kommen, wo sie auch zur Entstaatlichung der Reichseisenbahn ihr Jawort gibt? Noch wehrt sich Reichsminister Gröner gegen einen solchen Plan und seine Worte in der »Reichsbahn«, einer Veröffentlichung des Reichsverkehrsministeriums, zeigen deutlich, daß er den Charakter des privaten Unternehmertums recht gut erkannt hat:

> »Eisenbahn ist eben Macht! Teilt sich das Reich mit andern in diese Macht, so verringert es seinen eigenen Einfluß in Politik und Wirtschaft ... Man zieht Vergleiche mit der Industrie und übersieht, daß es aus den Ursachen, die der Industrie auf die Beine geholfen haben, der Eisenbahn schlecht gehen muß ... Wehe den deutschen Eisenbahnen, wenn etwa der »kaufmännische Geist« bei ihnen zur Herrschaft gelangen sollte, der in der Kriegs- und Revolutionszeit die deutsche Wirtschaft heimgesucht hat!«

In der Praxis freilich tut bisher der Reichsverkehrsminister Gröner das Umgekehrte von dem, was aus seinen eigenen Worten und den von uns angeführten Tatsachen hervorgeht. Was zu verlangen ist, das ist eine wirkliche »Verselbständigung« der Reichseisenbahn, nicht derart, daß sie ihre Finanzen gesondert führt oder derart, daß sie der Kontrolle des Parlaments entzogen wird, sondern so, daß sie im Bezug aller von ihr gebrauchten Materialien selbständig wird. Die dazu notwendige Enteignung des Zechen- und Hüttenkapitals zu Nutzen des Reichs durchzuführen, das ist die Aufgabe, die vor allen den deutschen Gewerkschaftsverbänden zufällt.

# VOM KONGRESS DER FRANZÖSISCHEN KOMMUNISTEN

## VON L. RÉVO

Marseille, Ende Dezember 1921.

Im Dezember 1920 haben die französischen Sozialisten auf dem Kongreß von Tours mit Dreiviertelmehrheit den Anschluß an die Kommunistische Internationale beschlossen. Jetzt, gerade ein Jahr später, hält die Kommunistische Partei Frankreichs ihren ersten Parteitag ab. Von den sozialistischen und sozialpazifistischen Elementen, die die sozialistische Bewegung Frankreichs in den Sumpf des Opportunismus geführt haben, befreit, hat die Partei im verflossenen Jahr mit der die Arbeiter dem Indifferentismus zutreibenden Praktik der Sozialreform und der demokratischen Illusionen gebrochen und in stets zunehmendem Maße das Vertrauen der syndikalistisch orientierten, rein apolitisch eingestellten Arbeitermassen gewonnen. Die Spaltung hat ihren Mitgliederstand nur ganz unwesentlich herabgedrückt, die Renaudel, Albert Thomas und Longuet sind ein Generalstab ohne Truppen geblieben, und die im vergangenen Jahre in verschiedenen Departements und Bezirken durchgeführten Ersatzwahlen in die Kammer, Gradmesser des kommunistischen Einflusses auf das Proletariat, haben fast durchwegs den völligen Zusammenbruch nicht nur der Sozialisten, sondern auch des »Bloc national«, der Frankreich heute beherrschenden großkapitalistischen Ausbeuterclique ergeben.

In keinem Lande Europas haben Sozialpatrioten und »Unabhängige« so gründlich abgewirtschaftet, nirgends ist der Einfluß der Kommunisten gegenüber dem der Sozialisten so überragend, wie gerade in Frankreich. Nichtsdestoweniger wäre es verfehlt, in der französischen kommunistischen Partei eine über jede Kritik erhabene Organisation zu erblicken. Die Probleme, die im Laufe des letzten Jahres an die Partei herantraten, sind nicht im vollen Maße gelöst, von den auftauchenden Fragen nicht alle geklärt worden. Der Kongreß von Marseille, dessen Aufgabe es ist, diese Klärung zu fördern, stellt eine wichtige Etappe im Ringen des französischen Proletariats nach Klarheit und Wegsicherheit in seinem Befreiungskampfe dar.

* * *

Das französische Proletariat ist aus anderen Gründen zur Kommunistischen Internationale gestoßen, als die Arbeiter Mittel- und Osteuropas. In Mittel- und Osteuropa sind es die Erfahrungen des revolutionären Kampfes, die furchtbaren Folgen eigener schwerer Irrungen der Arbeiterklasse, verkörpert im Regime Kerenski, der Diktatur Noskes und Hoersings, dem schmachvollen Zurückweichen der Kunfi und Garami vor der Konterrevolution und der Kapitulation Daszynskis vor dem weißen Schrecken, die das Proletariat den Auffassungen und Grundsätzen des Kommunismus zuführten. In Frankreich sind die Arbeiter, abgesehen von dem Verrat der Thomas und Renaudel während des Krieges, unter dem Einfluß der revolutionären Erfahrungen — der anderen zur Kommunistischen Internationale gekommen.

Die französische Kommunistische Partei wird in deutschen kommunistischen Kreisen häufig als das opportunistischste Glied der Dritten Inter-

nationale angesehen, da ihr ein sogenannter »K. A. P.-Flügel« fast vollständig fehlt und man in den Reihen ihrer Führer marxistisch durchgebildete und prinzipiell zielklare Genossen in bedauernswert hohem Maße vermißt. Diese Anschauung ist nicht richtig. Die französische Sektion der Dritten Internationale ist weder opportunistisch, noch rein marxistisch orientiert, sie ist eine in Gärung begriffene Partei, die seit ihrem formellen Anschluß an Moskau einen Prozeß der Umbildung und der inneren Sammlung durchzumachen hat, um den formellen Anschluß an die kommunististische Bewegung zu einem reellen, die organisatorische Verbindung mit Moskau zu einer organischen zu machen. Da dieser Prozeß weniger durch die Lehren der französischen kommunistischen Bewegung, als durch die Erfahrungen der ausländischen Bruderparteien inspiriert wird, ist er notwendigerweise mühevoll und langsam, von Zeit zu Zeit durch Rückschläge unterbrochen.

Diese Situation kam auch schon am ersten Tage des Kongresses, bei der Diskussion des Rechenschaftsberichtes der Zentrale zum Ausdruck. Eine Gruppe der Delegierten benützte die Gelegenheit persönlicher Gegensätze zwischen Souvarine, dem Delegierten der französischen K. P. in der Exekutive der Kommunistischen Internationale, und einigen Genossen des Parteivorstandes, um gegen sogenannte »Ukase« des Genossen Souvarine und des Exekutivkomitees an die französiche Partei Sturm zu laufen. Diese Gruppe wandte sich vornehmlich gegen das Projekt der Konzentration und Zentralisation der Kräfte der französischen Kommunistischen Partei durch Bildung eines fünfgliedrigen Präsidiums, wie es Loriot vorgeschlagen hatte.

Diese Opposition ließe sich unschwer als opportunistische und levitische bezeichnen, umso mehr als zwei oder drei ihrer Vertreter, vor allem der Direktor des »Journal du Peuple«, Henri Fabre, in der Frage der Taktik bei den Wahlen die Bildung eines »Blocks der Linken«, d. h. der Sozialisten und kleinbürgerlichen Radikalsozialisten und Radikalen befürworteten.

Die Rede Frossards, der Höhepunkt der Debatte zu diesem Punkt der Tagesordnung, war denn auch sichtlich von der Erkenntnis getragen, daß die Gegensätze in der Kommunistischen Partei Frankreichs gegenwärtig zur Austragung noch nicht reif sind. Frossard bemühte sich, die Meinungsverschiedenheiten, deren verschwommene Umrisse die Reden ins Persönliche zu ziehen drohten, auf einen Zeitpunkt zu vertagen, da sie ausgereifter und geklärter zur Diskussion gestellt werden könnten.

Ludovie Oscar Frossard, der Generalsekretär der französischen Kommunistischen Partei, ist eine der markantesten Gestalten der französischen Arbeiterbewegung. Er ist heute, in dem Gärungsprozeß, durch den die Entwicklung der Kommunistischen Partei zu den Prinzipien des Marxismus führt, der Mann, der am wirkungsvollsten bestrebt ist, diesen Prozeß in ruhigen Bahnen zu halten und die Partei ohne schwere Erschütterungen durch die Klärungsperiode hindurchzuführen. Daher erfreut er sich auch in der Parteimitgliedschaft des Rufes eines außerordentlich geschickten Politikers, dem bei allen Meinungsverschiedenheiten innerhalb der französischen Sektion der Dritten Internationale die Rolle des Vermittlers zufällt.

Auch seine vorerwähnte Rede atmete diesen Geist. Der Marxist hätte wohl wünschen mögen, sie wäre tiefschürfender, die zur Diskussion stehenden Fragen in ihrem ganzen Umfang erfassend, und prinzipiell gehaltvoller gewesen. Nichtsdestoweniger erzielte sie die beabsichtigte Wirkung, die unreifen Konflikte beiseitezuschieben. In rhetorisch vollendeter Weise, mit leidenschaftlichen Worten stellte er die brutale und rücksichtslose Lösung der schwebenden Konflikte in den Vordergrund seiner Ausführungen, die persönlichen Streitfragen mit kaltem Spotte erledigend, während er gleichzeitig die sachlichen Tendenzfragen, deren vorzeitige Diskussion nur zur Verwirrung geführt hätte, geschickt umging, und

auf diese Weise den Weg zur Besprechung der Hauptprobleme des Kongresses freimachte: der Gewerkschafts- und der Agrarfrage, der nationalen Verteidigung und der Taktik bei den Wahlen.

Frossards Rede war eine außerordentliche rhetorische Leistung, die den Kongreß derart hinriß, daß alle Teilnehmer sich spontan von den Sitzen erhoben und die Internationale sangen, als er geendet hatte.

# AUS DEM FORUM-ARCHIV

## EUGEN LEVINÉS SCHLUSSWORTE VOR SEINEN RICHTERN

*Herr v. Jagow ist ein preußischer Ritter, ein Junker ohne Furcht und Tadel. Eugen Leviné war ein Jude, ein Literat, ein Aufwiegler. Beide „führten." Beide standen vor Gericht. Der eine auf freiem Fuß, in vornehmem Rock vor seinen Klassengenossen, mit Achtung behandelt, der andere gefesselt, gehetzt, vor seinen Klassenfeinden, brutal als Verbrecher, Mörder von vornherein stigmatisiert, nach eintägiger Verhandlung zum Tode verurteilt.*

*Und wie verteidigten sie sich? Wer von beiden bekannte sich zu seinen Ideen? Wo war das Heldentum? Bei Traugott Achaz v. Jagow oder bei dem russischen Revolutionär? Wer zeigte den größeren Mut? Wer bezahlte dafür mit seinem Leben?*

*Der arrogante Heldentyp mit Monokel im Auge verkroch sich hinter den „Führern", wollte nicht verantwortlich gewesen sein . . .*

*Aufrecht und unbeirrbar: der Revolutionär seinen Feinden gegenüber. Bis zur letzten Minute, da sie ihn von zwölf Proletariern in Uniform niederknallen ließen. Auf den Lippen den Ruf: Für die Weltrevolution!*

. . . Es fällt mir ziemlich schwer, meine Ausführungen zu machen. Schon vor meiner allerersten Vernehmung erklärte ich, daß eigentlich alles, was jetzt vorgeht, das ganze Gericht, nur eine Konsequenz der politischen Lage und nicht der juristischen ist. Der Hochverrat ist daher da, weil die Räte-Republik unterlegen ist. Dasselbe ist in dem Leitartikel der »Münchener Neuesten Nachrichten« gesagt worden, wo es heißt, daß nur der m i ß l u n g e n e Hochverrat Hochverrat, jeder g e l u n g e n e kein Hochverrat sei. Hochverrat resultiert aus politischen Erwägungen, nicht aus juristischen.

Das Gericht hier sehe ich als die Vertreter jener Klasse an, die ich als meine bisherigen politischen Gegner betrachte.

Ich könnte mich vielleicht vor Kommunisten verantworten, aber wie könnte ich mich vor meinen Gegnern um Taten willen verteidigen, die sie als gegen ihre Existenz gerichtet ansehen müssen! . . .

Der größte Gegensatz zwischen mir und der Staatsanwaltschaft besteht darin, daß wir alle politischen Vorgänge und alle sozialen, sowohl in Deutschland wie in der ganzen Welt von vollkommen entgegengesetzten Punkten auffassen. Der Staatsanwalt überschätzt die Macht und die Fähigkeit der Führer, etwas zu tun und irgendwie einzugreifen.

Ihm scheint, die Würfel der Weltgeschichte rollen anders, je nachdem sie von der Hand ehrlicher oder verlogener Führer geworfen werden. Aber die Führer kommen selbst aus den Massen hervor, wenn auch vielleicht aus anderem Milieu. Sie werden zu Führern, nicht weil sie über die Massen hervorragen, sondern nur dadurch, daß sie befähigt sind, das auszusprechen, was die Massen selbst instinktiv ersehnen und was sie aus Mangel an formaler Bildung nicht zum Ausdruck bringen können.

Deshalb werden Sie zwar in Ihren bürgerlichen Kreisen eine große Anzahl von Menschen finden, die mir an Wissen überlegen sind, aber in einer Versammlung vor Arbeitern, Herr Staatsanwalt, wäre ich Sieger über sie geblieben, nicht wegen meiner persönlichen Überlegenheit, sondern nur, weil ich das ausgesprochen habe, was die Massen fühlten und wollten. Es ist bloß die Tragödie der Münchener Massen, daß sie noch zu wenig politisch geschult waren. Sie verstanden wohl, daß das ganze Proletariat als Gesamtheit auftreten müsse, um zu siegen. . . .

Der Staatsanwalt sprach von dem inneren Frieden, den ich gefährdet habe. Ich habe ihn nicht gefährdet, weil es keinen inneren Frieden gibt. . . .

Sehen Sie sich um, hier im Gerichtsgebäude sind Beamte, die 150 bis 180 Mark haben bei den jetzigen Lebensverhältnissen. Sehen Sie sich die Wohnungen in den jetzigen »Spartakisten-Nestern« an, dann werden Sie verstehen, daß nicht wir den inneren Frieden gefährdet haben, sondern wir haben nur aufgedeckt, daß es keinen gibt. Solange es aber diesen inneren Frieden nicht gibt, solange wird auch der Kampf weitergehen. Und wenn er bewaffnete Form annimmt, und alles ungeheure Elend und Unglück mit sich bringt, das tatsächlich in München herrschte während der ersten Tage des Mai, dann sind nicht wir daran schuld, sondern jene, die der Arbeiterschaft das Recht absprechen, über sich selbst zu bestimmen.

Der Staatsanwalt sagte auch, ich sei schuld an der Erschießung der Geiseln. Ich weise diese Schuld entschieden zurück. Schuldig daran sind diejenigen, die August 1914 zuerst Geiseln in Belgien und Frankreich aufgebracht haben, ohne daß die deutsche Staatsanwaltschaft deswegen Anklage erhoben

und die Todesstrafe gegen sie beantragt hätte. Wenn noch jemand schuld daran ist, dann sind es diejenigen, die sich nach Bamberg verkrochen haben und von dort mißgeleitete Proletarier zusammen mit Offizierkompagnien und zusammen mit Negern nach München geschickt haben. (Große Bewegung und Entrüstung unter den Richtern, der Vorsitzende unterbricht und will Leviné verbieten, in ähnlicher Weise fortzufahren.) . . .

. . . Ich war nur wenigen bekannt. Da erschienen Leute, die erklärten, Niessen wäre ein bezahlter Agent der Regierung. Darauf nannte ich meinen Namen Leviné, den ich von da an wieder beibehielt. Seit 6 Monaten gab es keine Möglichkeit mehr für mich, mit meiner Familie zusammen zu sein. Meine Frau konnte mich zum Teil nicht einmal besuchen, meinen kleinen Jungen, der 3 Jahre alt ist, konnte ich nicht sehen, weil vor meinem Hause der Häscher stand. So ist das Leben, das ich führte, und es läßt sich weder mit Machtgefühl noch mit Feigheit vereinbaren. Ich habe dann, als mir wieder Feigheit vorgeworfen wurde und zwar von Toller, als er mich zur Ausrufung der ersten Räterepublik überreden wollte, ihm entgegnet: Was willst Du, die Mehrheitssozialisten laufen über und verraten uns, die Unabhängigen gehen auf den Leim, machen mit, fallen später um, und uns Kommunisten stellt man an die Wand. Wir Kommunisten sind alle Tote auf Urlaub. Dessen bin ich mir bewußt. Ich weiß nicht, ob Sie mir meinen Urlaubsschein noch verlängern werden, oder ob ich einrücken muß zu Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg. Ich sehe auf jeden Fall Ihrem Spruch mit Gefaßtheit und mit einer inneren Heiterkeit entgegen. Denn ich weiß, was für einen Spruch Sie fällen werden, die Ereignisse sind nicht aufzuhalten. Der Herr Staatsanwalt glaubt, die Führer hätten die Massen aufgepeitscht. W i e d i e F ü h r e r, d i e F e h l e r d e r M a s s e n n i c h t h i n t e r t r e i b e n k o n n t e n, u n t e r d e r S c h e i n r ä t e r e p u b l i k, so wird auch das Verschwinden des einen oder des anderen Führers unter keinen Umständen die Bewegung hindern.

Dennoch weiß ich, über kurz oder lang, in diesem Raum werden andere Richter tagen, und dann wird d e r wegen Hochverrat bestraft werden, der sich gegen die Diktatur des Proletariats vergangen hat. Fällen Sie das Urteil, wenn Sie es für richtig halten. Ich habe mich nur dagegen gewehrt, daß meine politische Agitation, der Name der Räterepublik, mit der ich mich verknüpft fühle, daß der gute Name der Münchener Arbeiter beschmutzt wird. Diese und ich mit ihnen zusammen, wir haben alles versucht, nach bestem Wissen und Gewissen, wir haben alle versucht, unsere Pflicht zu tun gegen die Internationale Kommunistische Weltrevolution.

# NOSKES TREUE STÜTZE

Der jetzt steckbrieflich verfolgte Major Pabst war zur Zeit der Ermordung Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs Chef des Stabes der Garde-Kavallerie-Schützendivision, die im Eden-Hôtel residierte. Noskes zuverlässigste Truppe.

Pabst war einer der regsten antirepublikanischen Offiziere, Noske mit ihm eng befreundet. Wenige Wochen nach der Ermordung Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts schickte ihm der Reichswehrminister aus Anlaß seiner Vermählung folgendes Glückwunschtelegramm:

***Seiner treuen Stütze und dessen junger Gemahlin sendet die herzlichsten Glückwünsche***

***Reichswehrminister Noske***
***nebst Chef des Stabes Major v. Gilsa.***

# EINE RUNDFRAGE UND IHRE FOLGEN

## DIE ANTWORT DER GEKRÄNKTEN

Seinen lieben Lesern eine Weihnachtsfreude zu bereiten, hat sich der »Berliner Lokalanzeiger« etwas Bitteres eingebrockt. Nach langem Nachdenken ist dem Gehirnbläschen seiner Redaktion — die, obgleich gut deutschnational, sich zu einem nicht geringen Teile aus Juden zusammensetzt — die Idee einer Rundfrage gekommen, eine Idee, die — nun, die eben nur aus dem besagten einzigartigen Gehirnbläschen hat kommen können. Am Weihnachtssonntag überraschte es sinnig seine Leser mit der nur allzu berechtigten Frage:

*WARUM FEHLT ES DEUTSCHLAND AN GROSSEN MÄNNERN?*

EINE UMFRAGE BEI GEISTIGEN FÜHRERN DER NATION

Diese Umfrage aber hat einen dunkeln Punkt, der sie von den üblichen Weihnachts- und Extra-Enquêten »Was ist das Beste für die Zähne?« oder »Welche Künstlerin hat den anmutigsten Popo?« dadurch unterscheidet, daß man hier zum erstenmale große Männer fragt, warum es keine großen Männer gebe. Was ist natürlicher, als daß eine jede der einlaufenden Antworten die Umschreibung des Gekränktseins ist, das zum Beispiel der sonnige Poet unserer Backfische, Herr Rudolf Stratz (auf Gut Lambelhof, Oberbayern) darob empfand, daß die Frage nicht also formuliert wurde: »Warum haben wir

neben Rudolf Stratz nicht auch noch andere große Männer in Deutschland?«

So rächten sich denn die meisten der Gefragten durch ein Kuckucksei, daß sie in das Nest des »Lokalanzeigers« legten. Herrn Sudermann gelingt es plötzlich etwas Wahres und Treffendes zu äußern:

> *„.... Innerhalb der Wissenschaft mag der eine Name Einstein ganze Generationen von geistigen Bahnbrechern aufwiegen...."*

Das steht gedruckt in dem Organ der deutschnationalen Parteien und Wilhelms II, — einem Blatte, das sein Publikum daran gewöhnt hat, in Josef Lauff, Rudolf Herzog überragende deutsche Geister und in Albert Einstein etwa einen von jüdischer Reklame gemachten Bluffer zu sehen.

Der Geheime Rat Dr. Dietrich Schäfer wird schon deutlicher:

> *„Es fehlt Deutschland nicht an großen Männern; es fehlt aber dem deutschen Volke die Fähigkeit, große Männer anzuerkennen und sich geschlossen für sie zu begeistern...."*

Ähnlich Professor Ostwald:

> *„Ihre Frage ist falsch gestellt. Es gibt gegenwärtig (im Durchschnitt gerechnet) ebenso viele große Menschen in Deutschland, wie es in irgendeiner anderen Zeit gegeben hat; sie sind nur dem durchschnittlichen Zeitgenossen und der Tagespresse noch nicht bekannt."*

Wohingegen auch ein »geistiger Führer der Nation«, namens Ida Boy-Ed, die fruchtbare und nimmerrastende Konkurrentin der Courts-Mahler, ihr Geschlecht nicht verleugnend, das Problem der großen Männer auf das erotische Gebiet hinüberzuspielen trachtet (übrigens mit keuscher, aber sicherer Geberde, und nicht ohne historische Tiefschürfung), indem sie die Schuld der »Fruchtfolge«, der »Brachzeit«, der Sterilität des deutschen Mannes zuschiebt. Wörtlich äußert sie: »Und dann kam mit der Ermattung der Niederlage die Sterilität.«

Traurig ist es — trotz allem —, daß auch in diesem Reigen der Dichter des »Buddenbrocks« mittanzen muß. Er fehlt leider nirgends. Wo immer eine nationale Angelegenheit anspruchsvoll erörtert wird, da läßt er seine dünne, prätentiöse Stimme ertönen. Das war schon 1914 so, als die große Zeit begann, an deren Größe er sich durch wohlziselierte Patriotismen mit kühler Leidenschaft beteiligte. Jetzt hört man von ihm folgendes Abrakadabra:

> *Das Fehlen großer Männer scheint mir keine speziell deutsche Erscheinung. Es ist anderwärts nicht anders; das um 1813 geborene große Geschlecht ist überall in seinen letzten Vertretern dahin. Hätte auch nur einer davon 1914 noch irgendwo gelebt, er hätte wahr-*

*scheinlich durch sein bloßes Dasein die Katastrophe verhindert. Europa war unbeaufsichtigt von Größe. Europa ist führerlos, seine Zügel schleifen. Es kann von Glück sagen, wenn es nicht in den Abgrund geht.*

Thomas Mann will also offenbar behaupten, hätte 1914 Bismarck, Richard Wagner, Friedrich Hebbel »noch irgendwo« gelebt, so hätte »einer davon« wahrscheinlich durch sein bloßes Dasein die Katastrophe verhindert. Ein Erforschen verwickeltster Zusammenhänge, ein Durchleuchten weltpolitischer, volkswirtschaftlicher, historischer Probleme, dieses klare Erkennen der Weltlage von 1914.

Am tiefsten aber schürft — seiner Gewohnheit nach — Dr. Walter Bloem, der da kopfschüttelnd sagt: »Die Wurzel unserer Verödung ist der Materialismus.« Ja, die Kriegsberichterstatter waren die einzigen Idealisten Da kann man nichts machen . . .

Die erfreulichste Antwort hat der »Lokalanzeiger«, der auf die Sichtbarmachung einer so rühmlichen Verbindung offenbar selbst dann nicht verzichten will, wenn diese Verbindung in einer Ohrfeige besteht, an den Schluß gestellt. Der englische Demokrat Prof. J. M. Keynes, den die Alldeutschen vertrottelterweise für sich reklamieren, schreibt:

„. . . *Wenn Ihren Lesern ein wirklich großer Mann über den Weg käme, dann würden die meisten ihn unintelligent und unangenehm finden.*"

Eine Antwort auf diese Frage allerdings gäbe es, die der »Lokalanzeiger« selbst dann unterschlagen würde, wenn sie — nehmen wir an — von Gerhart Hauptmann stammte. Sie wäre die einzig richtige und lautete also:

„*Warum es uns an großen Männern fehlt? Weil das deutsche Volk, voran die Gesinnungsgenossen von Scherl, seit drei Jahren die Gewohnheit angenommen hat, die großen Männer und wahrhaft geistigen Führer zu erschlagen.*"

---

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog in Berlin.

Arbeiterorganisationen und Betriebe erhalten das Forum um ein Viertel billiger, Arbeitslose und politische Gefangene umsonst.

Forum-Verlag: Berlin W35. — Druck: Buchdruckerei Wilhelm & R. Saling & Co., Berlin SW68.

DAS FORUM
6. Jahr Januar 1922 Heft 4
(Abgeschlossen am 24. Januar 1922)

# DIE BLUTIGE ROSA

Von A. SUHL

*Die fromme Legende erzählt von ihren milden Helden, dass sie die Sprache der Vögel verstanden und sich mit ihnen unterredeten, dass das Gras am Wege sich um ihre Füsse schmiegte, wenn sie vorübergingen, die Bäume sich flüsternd zu ihnen neigten und mit den Zweigen ihr Gewand liebkosend streiften, wie mit ausgestreckten Händen, die Luft sie allerorten schmeichelnd umbebte und umfing, und die ganze Welt mit ihnen in jener tiefen Zwiesprache lag, wie der Leib von Braut und Bräutigam im seligen Umschlingen.*

*Eine Heldin solcher Art treffen wir in den Briefen aus dem Gefängnis von der Rosa Luxemburg, welche man nannte die blutige Rosa. Sie besass das Geheimnis des „wundersamen Gottesnamens". Und siehe, aus dem engen düsteren Gefängnis, wo der Mensch in Monaten und Jahren Stumpfsinn und Verzweiflung in sich häuft, zauberte sie ein heiter blumiges Idyll unendlich belebter Räume. So dass der Freie es fast neidet und sich hinwünscht in die erzwungene Beschränkung der Zelle, damit auch er den Zauber der Verinnerlichung erfahre, und das Leben erst wahrhaft beginne, fern vom Leben, dem lauten Getriebe des Tages. Dass er sehen und fühlen lerne: jeder Atemzug ist Glück, ist Schönheit und Entzücken. Dass er nie einsam sei, sondern in jener ewigen Zwiesprache mit der ganzen Welt liege durch tiefste Sinnlichkeit, wie diese kleine gebrechliche Gefangene, die „sich nur umzublicken braucht", um nicht „böse" zu sein.*

*Sie muss mitlächeln mit der Unbekümmertheit und dem kühlen Lächeln des Wolkenflugs da oben, Vögel singen ihr zu „Zizibä" und „Huid-Huid", und ihr Herz antwortet ihnen, kinderneckisch, oder durchzuckt, oder flatternd wie ihre Sorge. Blüten berauschen sie durch Form und Duft, Bäume grüssen sie ernst und mild, aber der Büffel weint durch sie blutige Tränen. Im langen Winter finden ihre farbenhungrigen Augen noch Buntheit und Erleben an den Pflastersteinen des Gefängnishofes. Und im Dunkel der Winternacht — „eingehüllt in die vielfach schwarzen Tücher der Finsternis, Unfreiheit, des Winters" — klopft ihr das Herz von einer unbekannten inneren Freude, wie wenn sie „im strahlenden Sonnenschein über eine blühende Wiese ginge", und sie „lächelt im Dunkel dem Leben, wie wenn sie irgend ein zauberhaft Geheimnis wüsste, das alles Böse und Traurige Lügen straft und in lauter Helligkeit und Glück wandelt"! Und sie nennt das Geheimnis: „nichts anderes als das Leben selbst." Das Leben selbst: im Sammet der Finsternis, im Knirschen des Sandes unter den Schritten der Schildwache noch, das Leben selbst erfühlen, das ist der mystische „Schem", der wundersame Gottesname, der Zauberschlüssel, der macht, dass man, auch im Gefängnis noch, „wie im Rausch lebt" und wie über eine bunte Wiese „in einem sternbestickten Mantel" durch die Tage geht, der „vor allem Kleinen, Trivialen und Beängstigenden schützt". Das Leben selbst erfühlen, wie jener Schwindsüchtige Dostojewskis, der, den sicheren baldigen Tod vor Augen, die Leute auf der Strasse ansieht: sie müssen nicht sterben wie er, haben noch lange zu leben; aber alle hasten mit unzufriedenen, geärgerten, gleichgültigen Mienen, nur die Zwecke des Tages im Auge, die endlose Jagd nach Mitteln zu Mitteln, und den wirklichen Zweck, das Leben selbst, bemerken sie nicht, das Leben selbst, die unteilbare Unendlichkeit neben den Minuten bleibt ihnen verborgen. Das Leben selbst erfühlen, das ist die grosse Philosophie und die grosse Kunst. Und weil sie*

*das kann, ist sie überall geborgen, wird das enge düstere Gefängnis der Eingekerkerten zum heiter blumigen Idyll, zur Stätte ihrer tiefen Liebeszwiesprache mit ihrem allumfangenden Bräutigam, der unendlichen Natur . . .*

*Aber das ist nur die eine Bildseite. Spürst du nicht im Grunde tief unten blutige Tränen sickern durch das Idyll? Die Gefangene versteht den Windhauch, den Baum, die Wolke, das Zizibä des Vogels. Verstehen heisst aber der andere werden, sich zerteilen. So wie der Held der frommen Legende, eine Sonne der Seelenkraft, seine Strahlen über die Welt zerstreut hat an die hilfsbedürftigen Wesen, so sie an die Vögel und Bäume und Blumen und Steine und Menschen, dass sie sich gar nicht beisammen hat, in allem steckt, eine Allmutter, um alles beunruhigt ist, bewegt von tausend Schmerzen. Ja, blutige Tränen sickern schon heimlich durch das Idyll. Und ich klappe jetzt das Bild um und zeige dir rasch die Kehrseite.*

*Diese Gefängnisbriefe passierten fast alle die Zensur. Inzwischen aber schrieb die Eingekerkerte auf Zetteln, in ewiger Angst vor Überraschungen durch die Wache, vor Durchsuchungen der Zelle, unter der Hand, oft im Halbdunkel andere Briefe, Briefe an die Geknechteten, die — Schlächter und Lamm in einer Person — zu Millionen an die Schlachtbank geführt wurden, Briefe, wo erstícktem Entsetzen der scharfe Lichtblitz des Verstandes die Zunge löst zum Schrei, die „Kultur, Ordnung, Frieden, Rechtsstaat mimende“ bürgerliche Gesellschaft entlarvt wird als die „im Blute watende, von Schmutz triefende reissende Bestie, die sie ist“, wo der klägliche Umfall des Führerpöbels in seiner ganzen Elendigkeit gebrandmarkt wird für alle Zeiten und die Fackel der Erhebung geschleudert in die blutige Blindheit der Sklaven: die Juniusbroschüre und die Spartakusbriefe! —*

*Nicht wahr! Nun steigt ihr Bild nicht mehr vor dir auf wie aus jenem Idyll: auf blutigem Goldgrund, in grosser Mütterlich-*

*keit, wie im Traum bewegt von zarten, tiefen Schwingungen wehen Glücks, fremdartig in seiner Ruhe, mongolisch still, wie die grossen Buddhas, die uns zu schlafen scheinen und doch wieder so voll wissender Wachheit all-lächeln und all-lieben und all-leiden in einem . . . Nein, unaufhörlich bewegt, kämpfend mit spitzem Florett, eine von jenen gespenstischen Frauenfiguren siehst du jetzt, die in mageren zarten Fingern einen ungeheuren Willen krampfen, in einem gebrechlichen, unscheinbaren Körper eine dämonische Intensität des Lebens und des Miterlebens entwickeln.*

*Idyll und Aufruhr? Die Heilige und die „blutige Rosa" in einem?*

*— So will ich dir noch mehr Staunen erregen. Ich schlage das Blatt zurück, zurück in die idyllischen Briefe: welch wahrhaft reine und grosse, ganz und gar nicht aufsässige Philosophie hat doch dieser Mensch!*

*Sie finde alles gut und schön, nicht durch ausgeklügelte Weisheit, sondern einfach aus ihrer Natur heraus, sagt sie, und sie fühle instinktiv, dass das die einzige richtige Art sei, das Leben zu nehmen, und deshalb fühle sie sich wirklich glücklich in jeder Lage! „Ich möchte auch nichts aus meinem Leben missen und nichts anders haben, als es war und ist." — Und wirklich, der Mensch ist ein kleiner Phantast und hat nichts von Ewigkeit und Glück begriffen, der immer alles anders gewünscht, sich anders gedacht hat, dem immer etwas verpfuscht erscheint. Der grosse Mensch lebt ein organisches Leben, möchte nichts missen, wirklich nichts, kann sich nichts fortdenken aus seinem Leben und ist — glücklich. Für ihn ist die Welt grösser als Wünsche und Zwecke. Der Freundin, die erbittert ist über ihre lange Haft und fragt: „Wie dürfen Menschen über andere Menschen entscheiden? Wozu ist das alles?", antwortet sie darum fast erheitert, wie es seine tiefen Wurzeln in den materiellen Lebensbedingungen habe, dass seit mehr als 20000 Jahren Menschen über Menschen*

*entscheiden, wie erst eine qualvolle Entwicklung, in der wir eben stehen, dies zu ändern vermöge: „Und sie fragen: Wozu ist das alles? Wozu — ist überhaupt kein Begriff für die Gesamtheit des Lebens und seine Formen.“ — „Wozu“ — das ist eben der kleine menschliche Zweckbegriff. Das Seiende ist ohne Wozu. Man kann es nur in seinem Sein erkennen. Und so sagt ein Brief selbst über den Krieg: „Je länger das dauert und je mehr das Niederträchtige und das Ungeheuerliche, das jeden Tag passiert, alle Grenzen übersteigt, um so ruhiger und fester werde ich, wie man gegenüber einem Buran, einer Wasserflut, einer Sonnenfinsternis nicht sittliche Masstäbe anlegt, sondern sie nur als etwas Gegebenes, als Gegenstand der Forschung und Erkenntnis betrachten muss . . . Man muss alles im gesellschaftlichen Geschehen wie im Privatleben nehmen: ruhig, grosszügig und mit einem milden Lächeln.“ — Ich rekapituliere diese Philosophie: „Ich möchte nichts anders haben, als es war und ist“, / „Wozu — das ist überhaupt kein Begriff für die Gesamtheit des Lebens“; „man muss alles im gesellschaftlichen Geschehen wie im Privatleben nehmen: ruhig, grosszügig und mit einem milden Lächeln,“. eben nur „als Gegebenes, Gegenstand der Forschung und Erkenntnis“.*

*Wo ist da, die man nannte die „blutige Rosa“? Dieser wunschlose Geist reiner Betrachtung erinnert an Spinoza. An ihn, der über die Welt weder lachen noch weinen wollte, der fand, ein Wasserkopf sei so wenig zu beklagen, wie man einen Kreis beklagen könne, dass er kein Viereck sei.*

*Wie wurde sie die Revolutionärin?*

*Sie setzt selbst das Gegensätzliche in einem ihrer Briefe schroff nebeneinander: „Innerlich fühle ich mich in einem Stückchen Garten oder im Feld unter Hummeln und Gras viel mehr in meiner Heimat, als — auf einem Parteitag.“ . . . „Trotzdem werde ich hoffentlich auf dem Posten sterben, in einer Strassenschlacht oder im Zuchthaus.“ Wie soll man sich das zusammen-*

*reimen, wie wächst aus dem Idyll der Aufruhr, aus dem beschaulichen Philosophen der stürmende Revolutionär? Sie merkt selbst nicht, dass sie es erklärt eben durch die idyllische Reminiszenz, die sie gleich darauf an dieser Stelle erzählt: von dem Mistkäfer, den sie vor den Ameisen rettet, welche ihm schon zwei Beine abgefressen haben: „Ich finde auch in der Natur auf Schritt und Tritt so viel Grausames, dass ich sehr leide." — Sie ist gar kein Spinoza: sie weint über die Welt!*

*Spinoza soll sich damit vergnügt haben, der Spinne Fliegen ins Netz zu bringen. Sie aber rettet den „armen Mistkäfer" vor den „brutalen Bestien", den Ameisen, die „ihn bei lebendigem Leibe verzehren"*

*Und darum ist sie die „blutige Rosa"..*

*Aus mütterlichem Mitleid, aus ihren bebenden Tränen, aus ihrer zarten Menschlichkeit ist sie der gespenstisch geraffte Willensmensch, der aufruft zur Empörung.*

*Man muss das Idyll der Briefe nur aufmerksam lesen und wird verstehen, dass die Tragödie der „blutigen Rosa", die Tragödie des Revolutionärs, schon hier vorgezeichnet ist: Der ungeheure Zwiespalt, dass in die grosse Betrachtung sich das zuckende Mitgefühl mischt. Aber: auch umgekehrt — in das zuckende Mitleid die grosse Betrachtung! Ich denke hier z. B. an die fast symbolische Szene von dem blutig geschlagenen Büffel. Sie weint über die Vergewaltigung, die blinde Rohheit, das unbegreifliche Leiden, und hasst nicht den Soldaten, der den Büffel schlägt. Sie beschreibt ihn charakteristischer Weise gar nicht näher. Er sagt nur: „Mit uns Menschen hat auch niemand Mitleid", und „der ganze herrliche Krieg" zieht an ihr vorüber. So wird dem Affekt der Gegenstand entzogen, die grosse Betrachtung siegt; nicht der Soldat ist Ursache, die ungeheure Kette, die gesetzmässige Verwicklung unendlicher Ursachen. Auch er ist nur der gepeinigte Peiniger.*

*Aber was ist dieser tragische Zwiespalt zwischen Mitgefühl und grosser Betrachtung anders als — eben das Wesen des wahrhaften Revolutionärs: das einzelne Affektereignis in die grosse Gesetzmässigkeit zu lösen und dies grosse Gesetzmässige in Affektereignis zu ballen, zur Tat; aus dem Sein zu springen ins Werden! Rosa Luxemburg in der Dialektik ihres Fühlens und Denkens ist der monumentale Typus des Revolutionärs. Ihr klarer grosser Verstand in seiner affektlosen Betrachtung und die reine Gelöstheit ihres Weltgefühls allein hätten sie nie zum Revolutionär gemacht. Hinzutreten musste noch als psychische Voraussetzung jenes ihr gleichzeitig eignende, intensiv reagierende soziale Mitgefühl, wie sie es im Vorwort zu Korolenko als den Wesenszug der russischen Dichtung charakterisiert und feiert.*

*Weil sie die Welt so heiss und zart und tief geliebt und verstanden und mitschwingen musste mit ihrem innersten Rhythmus und peinigend tief litt mit ihren Leiden — musste sie wirklich im Zuchthaus oder in einer Strassenschlacht sterben. Und ist so gestorben, nach der Schlacht, ermordet von einem stumpfen Sklaven, der es nicht besser wusste, gemartert, verhöhnt und geschändet noch im Tode. — nun wahrhaft die blutige Rosa . . .*

*Aber da sind keine Choräle anzustimmen. Es war kein „Opfertod", sie wollte nicht „sterben" für ihre Sache. „Der Weise denkt nie an den Tod, nur an das Leben," sagt Spinoza. Auch sie dachte nur an das Leben, das sie so heiss liebte, und kämpfte und lebte für die grosse Sache und „dachte nicht an den Tod". Sie fürchtete ihn nicht und achtete seiner nicht. Sie dachte ans Leben — und so traf er sie. Sie nahm ihn sicher still, ohne Erschrecken, ohne Erstaunen, ohne Hass, „ruhig, grosszügig und mit einem milden Lächeln".*

# CLARTÉ TROTZ ALLEDEM!
## VON HENRI BARBUSSE

*Henri Barbusse hat während seines Aufenthaltes in Wien vor einem geschlossenen Kreis von Intellektuellen einen Vortrag über die Ziele der »Clarté« gehalten, dessen wesentlichen Inhalt ich im folgenden — nach der mir von Barbusse gesandten Wiener Zeitschrift »WAGE« — den Lesern des »Forum« mitteilen will. Für die richtige Wiedergabe der von Barbusse in Wien ausgesprochenen Ideen kann ich mich nicht verbürgen. Mehrere Wendungen in dem von der »Wage« gebrachten Wortlaut machten mich skeptisch. Im Großen und Ganzen jedoch mag der Text den Absichten Barbusses entsprechen. Durch Austriacismen lasse sich der Leser nicht allzu sehr stören.*

I.

Ein Ziel, das mir besonders am Herzen lag, als ich in diese große Stadt zum österreichischen Volke kam, war, einer moralischen und intellektuellen Elite von einem Werke sprechen zu dürfen, das mir teuer ist. Denn ich glaube, daß es in diesen Zeiten sozialer Wirrnis, in der Übergangsepoche, die wir erleben, eine der größten Bestrebungen ist, die nützlichste, die man vollenden kann. Es handelt sich um unsere internationale Vereinigung »Clarté«. Ich will Ihnen heute mit größter Genauigkeit über sie berichten, um dann das Recht zu haben, Ihren Anschluß zu erbitten. Die Clarté-Gruppe, die schon durch erfolgreiche Sektionen in der ganzen Welt vertreten ist, muß ganz besonders hier festen Fuß fassen, in diesem Lande, wo von jeher der Gedanke zur höchsten Entfaltung gelangt ist.

Man hat seit zwei Jahren soviel von »Clarté« gesprochen, und zwar in so unvollkommener und sogar unrichtiger Weise, daß ich mich bemüßigt fühle — so kurz als möglich — die leitenden Grundsätze dieser Vereinigung mitzuteilen.

Ich hoffe, Sie verdenken es mir nicht, wenn ich mich großer Worte und aller rednerischen Deklamationen enthalte, nur ganz einfach an Ihre Vernunft appelliere und Ihnen unser Werk ebenso methodisch und durchaus vernünftig darlege, wie es selbst ist.

Es wird Ihnen darum nicht weniger groß erscheinen. Handelt es sich doch nicht um eine Idee und eine Propaganda, die ich etwa selbst erfunden habe. Kein jetzt Lebender darf sich rühmen, sie erdacht zu haben. Es ist nur die überlegte Intatsetzung der Selbstverständlichkeiten, der Vernunft und Moral gegen die furchtbaren Notwendigkeiten der Stunden.

Eine Bestrebung, die gerecht, weise und schön ist, soll in Wirklichkeit umgesetzt werden. Von Ihnen hängt es ab, sie ebenso groß und fruchtbar zu gestalten, wie sie im Ideal edel erdacht ist. Wir müssen, wenn ich so sagen darf, ideal-realistisch sein.

»Clarté« ist heute allgemein bekannt. Überall hat sich guter Wille, dauerndes Streben um sie bemüht. Dieses Wort bedeutet heute eine Geistesrichtung, die fest im Weltboden wurzelt.

Nun ist es von Wichtigkeit, dieser Geistesverfassung ihre volle Bedeutung zu geben, ihr alle Mittel zur Verfügung zu stellen, dass sie ein Werk von moralischem und sozialem Einfluß werde.

Um die Meinungsverschiedenheiten, welche Clarté hervorgerufen hat, die Schwierigkeiten, die ihr in den Weg gelegt wurden und noch gelegt werden, besser zu verstehen, wollen wir uns über die Theorie ihrer Lebensberechtigung, den Rahmen ihrer praktischen Wirksamkeit klar werden.

Die Rolle, die ein Organismus, wie der unsrige, zu spielen hat, ist bedeutsam. Seine Einwirkung ist unbedingt notwendig in dieser Zeit der Erwartung und der allgemeinen Erschütterung.

Aus welchen Kreisen soll »Clarté« ihre Mitglieder werben? Aus allen, ohne jede Ausnahme. Aber, was nach der Einstellung ihrer Idee und ihres Ziels verständlich wird, insbesondere aus denen der Intellektuellen.

Vor allem gilt es, jeden mißverständlichen Gebrauch dieses Wortes abzuwehren. Wir verstehen unter Intellektuellen diejenigen, deren Gedanke nutzbringende Arbeit leistet, deren Vernunft genügend Kühnheit und Unabhängigkeit besitzt, um logisch, das heißt also wirklich und wahrhaftig Vernunft zu sein. Wir lernen aus der Geschichte, daß die Schriftsteller, die Dichter, die Künstler, vor allem die Aufgabe hatten, als getreue Sklaven und Schmeichler der durch die allgemeine Meinung festgelegten Einrichtungen, Gesetze und Menschen zu fungieren.

Wenn ich »Intellektuelle« sage, möchte ich nicht »en bloc« alle diejenigen darunter verstehen, die künstlerische, wissenschaftliche oder literarische Bestrebungen haben und welche die übliche Einteilung dem Handwerk entgegenstellt.

Was gesagt werden muß, was ich vor allem feststellen will, um meinen Gedanken voll zum Ausdruck zu bringen, ist, daß »Clarté« sich aus allen rechtdenkenden und fühlenden Menschen zusammenzusetzen hat. Aus allen denjenigen, die in der Aufrichtigkeit ihrer Einsicht, ihrer Gewissenhaftigkeit, ihres Willens weiter streben als die anderen. Diese Aufrichtigkeit der Vernunft ist die oberste Tugend, welche die neuen Menschen zu beseelen hat. Nur ganz wenigen ist sie bis jetzt zu teil geworden. Die Kurzsichtigkeit, die Geringfügigkeit des Urteils, die abergläubische Furcht, die abhält, gerade zu denken, lange genug und stark genug, um die überkommenen Ideen und Vorurteile anzufechten — das war sicher das intellektuelle Grundübel, unter dem die ganze Menschheit in ihren Massen leidet. Intelligent zu sein, ist viel schwieriger, als man denkt. Das Eigentümliche der Intelligenz ist, Gesamtheiten hervorzubringen. Nichts macht so sehr den Eindruck der Unwissenheit, wie derjenige, der wohl viele Dinge weiß, sie aber nicht zu verbinden versteht, den Eindruck der Dummheit, wie derjenige, der viele Dinge versteht, ohne sie miteinander in Einklang zu bringen. Berühmte Geister sind von bejammernswerten Gegensätzen erfüllt, da sie nicht verstehen, tiefe Einheitlichkeiten einander gleichzustellen, verfallen sie groben anscheinenden Analogien, geben sich mit Worten zufrieden, wollen das Endziel, ohne die Mittel zu wollen — weil sie die Erkenntnis, der sich ihr Urteil bedient, nicht bis zur Quelle verfolgen . . . .

Man wirft meinen Freunden und mir oft vor, überschwänglich zu sein man nennt uns Umstürzler, Demagogen. Wir lächeln über diese Kritik, denn sie ist so absurd, daß sie geradezu der Wahrheit widerspricht. Gewiß, man soll die Übertreibung nicht kindisch vertreten, aber was nottut, ist, furchtlos alle praktischen Folgerungen gerechter Ideen in Betracht zu ziehen. Was nottut, ist, den erleuchteten Mut zu zeigen, ohne Konzessionen für sie zu kämpfen mit der edlen und unentwegten Eigenart aufrichtiger Neuerer. Klarheit und Logik sind extremistisch in unserer Zeit, Weisheit und Gerechtigkeit sind revolutionär.

In einer so vielfach verästelten Gruppe muß jeder tun, was er kann. Die Sektionen der »Clarté« können sich aus sehr verschiedenen Elementen zusammensetzen, sei es, was den Standpunkt anlangt, der sich aus ihrer sozialen Stellung ergibt, oder selbst vom Standpunkt ihrer Mitarbeit aus. Die einen können konkrete Arbeit leisten, wie ich später auseinandersetzen will, die anderen können, wenn ihnen dazu die Zeit fehlt, durch die Autorität ihres Namens oder durch finanzielle Hilfe mitwirken.

Aber vor allem müssen alle Mitglieder der »Clarté« ohne jede Zweideutigkeit und ohne Vorbehalt in folgendem übereinstimmen:

Die augenblickliche soziale Ordnung, welches Namens sie sich auch bedient, die Grundsätze, auf denen sie sich aufbaut, beruhen auf der Willkür, dem Vorrecht, auf dem Gesetze des Stärkeren und dem bewaffneten Wettbewerb. Sie steht also im Widerspruch zu den Interessen der Menschengesamtheit. Die Klarsichtigkeit der freien Geister hat nun die Aufgabe, die grundlegende Ähnlichkeit aller gegenwärtigen und aller früheren Formeln herauszuheben, über die Unterschiede hinweg, die nur oberflächlich, anscheinend sind und in verschiedenem Wortlaute liegen.

Die vernünftige Grundlage der Gesellschaft, diejenige, welche das allgemeine Elend, die künstlich geschaffenen Ursachen des Leidens zum größten Teil aufhebt, muß einzig und allein auf der Achtung vor der persönlichen Initiative, dem persönlichen Werte beruhen, die im Leben durch die nutzbringende Bemühung, die Arbeit jedes einzelnen zum Ausdruck kommt.

Jeder Bürger muß eine persönliche Satzung haben, der zu Folge es ihm nicht gestattet ist, auf Kosten der anderen zu leben. Die ihn zwingt, seine Arbeit der Gesamtheit der menschlichen Produktion einzufügen, welche ihm ihrerseits bürgerliche und politische Rechte gibt, die für alle Bürger gleich sind, besonders was den Unterricht, die Teilnahme an der Führung und Verwaltung der gemeinsamen Angelegenheiten betrifft.

Seit Weltbestehen, seit sechzig Jahrhunderten Weltgeschichte hat das System der Autokratie und der Oligarchie geherrscht. Die ungeheure Veränderung, welche das neue Ideal mit sich bringt, besteht darin, daß an Stelle des Vorrechts die Gleichheit gesetzt wird, die zugleich wissenschaftlich begründet und gerecht ist. So wird zum erstenmal ein wahrhaftiges Prinzip an die Stelle roher Gewalt, des tatsächlich sich Ereignenden treten. Es versteht sich von selbst, daß diese Gleichheit nur in bezug auf die sozialen Rechte in Anwendung kommt. Das heißt, nur den Gesetzen gegenüber Lebensberechtigung hat. Es. handelt sich nicht darum, wie uns von wenig scharfsinnigen Gegnern vorgeworfen wird, alle menschlichen Persönlichkeiten nach demselben Muster zuzustutzen, sondern nur die Menschen unter dieselben öffentlichen Gesetze zu zwingen. Die Gesellschaft braucht nicht den ganzen Menschen auf. Ein Tiefstes bleibt jedem, über das er Herr ist, wenn es nur nicht in der zeitlichen Wirklichkeit die Interessen und die Selbststimmung der anderen irgendwie schädigt. Die Verwechslung von Mensch und Bürger führt zu endlosen und lähmenden Fehlschlüssen . . .

Was gesagt werden muß, was ich vor allem feststellen will, um meinen Gedanken voll zum Ausdruck zu bringen, ist, daß »Clarté« sich aus allen rechtdenkenden und fühlenden Menschen zusammenzusetzen hat. Aus allen denjenigen, die in der Aufrichtigkeit ihrer Einsicht, ihrer Gewissenhaftigkeit, ihres Willens weiter streben als die anderen. Diese Aufrichtigkeit der Vernunft ist die oberste Tugend, welche die neuen Menschen zu beseelen hat. Nur ganz wenigen ist sie bis jetzt zu teil geworden. Die Kurzsichtigkeit, die Geringfügigkeit des Urteils, die abergläubische Furcht, die abhält, gerade zu denken, lange genug und stark genug, um die überkommenen Ideen und Vorurteile anzufechten — das war sicher das intellektuelle Grundübel, unter dem die ganze Menschheit in ihren Massen leidet. Intelligent zu sein, ist viel schwieriger, als man denkt. Das Eigentümliche der Intelligenz ist, Gesamtheiten hervorzubringen. Nichts macht so sehr den Eindruck der Unwissenheit, wie derjenige, der wohl viele Dinge weiß, sie aber nicht zu verbinden versteht, den Eindruck der Dummheit, wie derjenige, der viele Dinge versteht, ohne sie miteinander in Einklang zu bringen. Berühmte Geister sind von bejammernswerten Gegensätzen erfüllt, da sie nicht verstehen, tiefe Einheitlichkeiten einander gleichzustellen, verfallen sie groben anscheinenden Analogien, geben sich mit Worten zufrieden, wollen das Endziel, ohne die Mittel zu wollen — weil sie die Erkenntnis, der sich ihr Urteil bedient, nicht bis zur Quelle verfolgen . . .

Man wirft meinen Freunden und mir oft vor, überschwänglich zu sein man nennt uns Umstürzler, Demagogen. Wir lächeln über diese Kritik, denn sie ist so absurd, daß sie geradezu der Wahrheit widerspricht. Gewiß, man soll die Übertreibung nicht kindisch vertreten, aber was nottut, ist, furchtlos alle praktischen Folgerungen gerechter Ideen in Betracht zu ziehen. Was nottut, ist, den erleuchteten Mut zu zeigen, ohne Konzessionen für sie zu kämpfen mit der edlen und unentwegten Eigenart aufrichtiger Neuerer. Klarheit und Logik sind extremistisch in unserer Zeit, Weisheit und Gerechtigkeit sind revolutionär.

In einer so vielfach verästelten Gruppe muß jeder tun, was er kann. Die Sektionen der »Clarté« können sich aus sehr verschiedenen Elementen zusammensetzen, sei es, was den Standpunkt anlangt, der sich aus ihrer sozialen Stellung ergibt, oder selbst vom Standpunkt ihrer Mitarbeit aus. Die einen können konkrete Arbeit leisten, wie ich später auseinandersetzen will, die anderen können, wenn ihnen dazu die Zeit fehlt, durch die Autorität ihres Namens oder durch finanzielle Hilfe mitwirken.

Aber vor allem müssen alle Mitglieder der »Clarté« ohne jede Zweideutigkeit und ohne Vorbehalt in folgendem übereinstimmen:

Die augenblickliche soziale Ordnung, welches Namens sie sich auch bedient, die Grundsätze, auf denen sie sich aufbaut, beruhen auf der Willkür, dem Vorrecht, auf dem Gesetze des Stärkeren und dem bewaffneten Wettbewerb. Sie steht also im Widerspruch zu den Interessen der Menschengesamtheit. Die Klarsichtigkeit der freien Geister hat nun die Aufgabe, die grundlegende Ähnlichkeit aller gegenwärtigen und aller früheren Formeln herauszuheben, über die Unterschiede hinweg, die nur oberflächlich, anscheinend sind und in verschiedenem Wortlaute liegen.

Die vernünftige Grundlage der Gesellschaft, diejenige, welche das allgemeine Elend, die künstlich geschaffenen Ursachen des Leidens zum größten Teil aufhebt, muß einzig und allein auf der Achtung vor der persönlichen Initiative, dem persönlichen Werte beruhen, die im Leben durch die nutzbringende Bemühung, die Arbeit jedes einzelnen zum Ausdruck kommt.

Jeder Bürger muß eine persönliche Satzung haben, der zu Folge es ihm nicht gestattet ist, auf Kosten der anderen zu leben. Die ihn zwingt, seine Arbeit der Gesamtheit der menschlichen Produktion einzufügen, welche ihm ihrerseits bürgerliche und politische Rechte gibt, die für alle Bürger gleich sind, besonders was den Unterricht, die Teilnahme an der Führung und Verwaltung der gemeinsamen Angelegenheiten betrifft.

Seit Weltbestehen, seit sechzig Jahrhunderten Weltgeschichte hat das System der Autokratie und der Oligarchie geherrscht. Die ungeheure Veränderung, welche das neue Ideal mit sich bringt, besteht darin, daß an Stelle des Vorrechts die Gleichheit gesetzt wird, die zugleich wissenschaftlich begründet und gerecht ist. So wird zum erstenmal ein wahrhaftiges Prinzip an die Stelle roher Gewalt, des tatsächlich sich Ereignenden treten. Es versteht sich von selbst, daß diese Gleichheit nur in bezug auf die sozialen Rechte in Anwendung kommt. Das heißt, nur den Gesetzen gegenüber Lebensberechtigung hat. Es handelt sich nicht darum, wie uns von wenig scharfsinnigen Gegnern vorgeworfen wird, alle menschlichen Persönlichkeiten nach demselben Muster zuzustutzen, sondern nur die Menschen unter dieselben öffentlichen Gesetze zu zwingen. Die Gesellschaft braucht nicht den ganzen Menschen auf. Ein Tiefstes bleibt jedem, über das er Herr ist, wenn es nur nicht in der zeitlichen Wirklichkeit die Interessen und die Selbststimmung der anderen irgendwie schädigt. Die Verwechslung von Mensch und Bürger führt zu endlosen und lähmenden Fehlschlüssen . . .

Alle Bürger der Welt müssen gleich als Gleiche der Gesamtheit gegenüber angesehen werden. Die weise Logik vernichtet den Nationalismus durch ihre Größe. Wir werden über die nationale Persönlichkeit dasselbe sagen wie über die individuelle. Der Begriff des Vaterlandes kann, soweit er das Gefühl, das künstlerische Ideal, den Eigencharakter angeht, fruchtbringend werden. Unter diesen Bedingungen ist er achtenswert. Denn innerhalb dieser Bedingungen enthält er keine Bedrohung für das Leben, das Glück des Anderen, der »Fremden«.

Er hört auf berechtigt zu sein, sobald er aufhört, ungefährlich zu sein, wenn er auf das soziale Gebiet übergreift, um durch Gewalt, d. h. durch Willkür Interessen aufzuzwingen und zur Geltung zu bringen, die nicht diejenigen der Menschengesamtheit sind, sondern die einer bestimmten Gegend oder einzelner Gruppen. Mit anderen Worten: der Patriotismus ist lobenswert, solange er sich in die Gesamtharmonie der Menschheit einfügt. Er ist hassenswert und unmoralisch, wenn er einzelne Teile der Menschenrassen gegeneinander hetzt.

Diese Grundsätze, die Rahmen und Grenzen für das Ideal der »Clarté« darstellen, sind nicht willkürliche intellektuelle Schöpfungen, die sich irgend welchem historischen Opportunismus angleichen. Es sind ewige Grundsätze, aus der Vernunft und der Moral herausgewachsen, welche eins ist mit der Vernunft und daher niemals in Widerspruch zu ihr treten kann.

Unter Vernunft verstehen wir nicht, wie man uns zu Unrecht vorgeworfen hat, eine Art abstrakten Rechenexempels: Wir erkennen darin die Fähigkeit zu verstehen, welche alle möglichen Erklärungen umfaßt und die Formbarkeit des praktischen Lebens mit den Grundlagen der Meinungen und Theorien in Übereinstimmung bringt.

Es ist notwendig, sich einzig an die Vernunft zu halten, weil sie unveränderlich und für jeden klar ist. Wir weisen das Eindringen des Mystizismus und des Sentiments in diese sozialen Begriffe zurück. Die religiösen Überzeugungen, ebenso wie der tiefwirkende Antrieb des Mitleidens und des Altruismus können in der Tat Apostel erwecken und persönliche Bemühungen hervorrufen, die ebenso edel wie nutzbringend sind. Dies geschieht alle Tage. Diese moralischen Kräfte muß man anerkennen. Aber wir sind nicht der Ansicht, daß sie als Elemente des Aufbaus der neuen Ordnung zu verwenden sind, weil die neue Ordnung aus ihrer Weissagung nicht hervorgehen wird, sich nicht auf sie stützen kann. Der Aufschwung, den sie hervorruft, ist weder geregelt, noch feststehend, und kann sich ebenso gut gegen das allgemeine Interesse wenden wie für dieses eintreten.

Die Sentimentalität und der Mystizismus wissen nicht immer, wohin sie steuern. Sie sind persönlich und wechseln zerstreut und oft unerwartet. Sie haben — besonders die religiöse Leidenschaft — im Laufe der Geschichte mehr Böses als Gutes gestiftet. Der Chauvinismus ist eine Sache der Leidenschaft. Dies alles verwandelt sich nur zu leicht in Fanatismus und der Fanatismus ist blind. Man muß klar sehen. Die Vernunft vor allen Dingen. Das Gefühl muß die Vollendung der Vernunft sein, nicht ihre Grundbedingung. Deshalb fordern wir diejenigen, denen Religion das Grundlegende für ihre Handlungen ist, auf, sich uns individuell anzuschließen, und unser Vernunftprogramm anzunehmen, das sich völlig mit dem ihrigen deckt, ohne daß das Umgekehrte wahr wäre. Und wir müssen die anarchische Idee bekämpfen, welche verhängnisvolle Verheerung in die moralische und soziale Vervollkommnung trägt und den Wert des Gesamtaufbaues verkennt . . .

Der große Unterschied zwischen den Menschen, welche einen Ausweg aus dem Gesamtelend suchen, liegt nicht hier. Er besteht darin, daß viele Menschen aufrichtig glauben, der Übergang von der alten zur neuen Ordnung könne schrittweise stattfinden, mit Zuhilfenahme der bestehenden Einrichtungen. Diese Idee von einer stufenweisen Verbesserung ist verfehlt. Sie ist die gefährlichste von allen denen, die um uns zur Entwicklung gelangen, weil sie die Evidenz der großen führenden Grundsätze sozusagen unfruchtbar macht, nachdem sie sie verkündet hat.

Die Geldkräfte, welche augenblicklich über internationale Macht verfügen, haben alle Mittel in Händen, um sie zu bewahren. Materielle und moralische Mittel. Die bestehende Ordnung bewegt sich in einer Art von „circulus vitiosus", innerhalb welches keine dauernde tiefgreifende Veränderung möglich ist. Und dies auf Grund ihrer materiellen Macht (Armee, Kasernen, Polizei, Gerichtswesen). Auf Grund ihrer moralischen Macht (Schulen, Presse). Durch den Reichtum, die Verderbtheit, durch die Legende, die fast zu einer Art von Religion geworden ist, durch die Achtung, die man dem Hergebrachten schuldet. Durch jene entscheidende Unantastbarkeit, die sie selbst ihrem Begriffe von Ordnung geben.

Die Erfahrung lehrt uns, daß, wenn die Opposition an Kraft und Gewissenhaftigkeit wächst, die anscheinende Denkfreiheit, welche die Regierungen in gewöhnlichen Zeiten nicht direkt anzugreifen wagen, durch Ausnahmsmaßregeln einfach unterdrückt wird.

Es wird in dieser Welt keine soziale Verbesserung geben, wenn sie nicht von denjenigen Menschen erzwungen wird, deren große Mehrheit augenblick-

lich ausgebeutet und besiegt ist. Diese Gewissenhaftigkeit des Geistes und des Herzens, von der wir sprachen, nötigt uns, auf politischem Gebiete revolutionär zu sein und in dieser Hinsicht die öffentliche Meinung nicht in kläglichster Weise zu täuschen, die versklavt bleiben wird, solange sie es selbst so will.

Das sind die Grundsätze, über welche alle Mitglieder der „Clarté" einig sein müssen.

Es gibt schon nationale und internationale Vereinigungen mit dem Ziele der sozialen Verbesserung. Wiederholt »Clarté« nicht unnützerweise ihre Bestrebungen?

Der große Unterschied zwischen unserer und irgendeiner pazifistischen Vereinigung ist der, daß jene Vereinigungen nur einen Teil der sozialen Frage in Betracht ziehen. Davon abgesehen, daß die Mehrzahl unter ihnen sich begnügt, den herrschenden Mißbräuchen das harmlose und utopische Heilmittel des Reformismus entgegenzusetzen, das mehr oder weniger auf der Zusammenarbeit der Opfer und ihrer Henker beruht, haben ihre Forderungen keinerlei Aussicht, vereinzelt ihr Ziel zu erreichen. Wenn man z. B. wünscht, daß die Kriege verschwinden, muß man ihre Grundursachen aus der Welt schaffen und es ist unmöglich dies ehrlich zu tun, ohne zugleich den großen Mechanismus anzugreifen, das Gemisch von Finanzinteressen, geschäftlichen Übereinkommen und despotischer allmächtiger Geheimdiplomatie, welche die Grundlagen der heutigen sozialen Ordnung sind: Wir müssen uns von nun an auf das energischste von denjenigen trennen, welche sich begnügen, Linderung für ein Übel zu suchen, dessen tiefste Ursachen trotzdem völlig bestehen blieben, wollte man sich ihrer kindlichen Methode bedienen. Die logische Verallgemeinerung der Grundprinzipien der »Clarté« gestattet jene Bestrebungen zu unterstützen, die, sich allein überlassen, zu keinem Erfolg führen können. Das gilt für die Forderungen der Frauen, deren offensichtliche Richtigkeit sozusagen nur ein Teil ist aller richtigen menschlichen Forderungen. Ihre Befreiung wird nicht eher endgültig und vollständig, wirklich sein, als nach Aufrichtung von allgemeinen Freiheitsgesetzen. »Clarté« hat flämische, armenische Sektionen usw. Die Wünsche der Menschen, welche sie bilden, betätigen sich nicht darin, innerhalb »Clarté« einen Nationalismus dem andern entgegenzusetzen, sondern darin, verstehen zu wollen und es laut zu verkünden, daß die ideale Forderung gewisser unterdrückter Gesamtheiten ihren rechtlichen Platz hat in vernünftigen internationalen Satzungen.

Auch andere wichtige und tiefgreifende Kräfte sind heute in der alten Welt am Werke und führen sie mächtig neuer Gestaltung zu: Die Gewerk-

schaften und politischen Parteien. Diese großen internationalen Vereinigungen des Proletariats spielen, in bezug auf die Tat, eine entscheidende Rolle im sozialen Kampfe. Immer mehr und mehr kommt es zur Einigung unter den fortschrittlichen Elementen der Gewerkschaften und der sozialistischen Partei. Trotz allen Schwankungen und Schwierigkeiten wird diese Bestrebung immer stärker Einheit fordern. Unter Einheit verstehen wir diejenige, welche sich auf den Grundsätzen der Doktrin und der Tat aufbaut und nicht etwa die, welche mit leeren Versprechungen möglichst viele Anhänger zu gewinnen sucht. Die Spaltungen, die sich, innerhalb dieser falschen Einheit ergaben, sind logische Etappen, auf die zurückzukommen jetzt unmöglich ist.

Aber alle Menschen gehören nicht zu Gewerkschaften oder politischen Parteien. Man kann nicht umhin, festzustellen, wie wenige Menschen augenblicklich in der Vorhut des Sozialismus stehen und doch unzweifelhaft die wahre logische und gerechte Einsicht in die soziale Frage besitzen. Gerade weil man die Kampfbedingungen erkennt, von denen heute die vorgeschrittenen Parteien behindert werden, kommt man dazu, die Notwendigkeit eines von ihnen verschiedenen Organismus in Betracht zu ziehen, der nicht mit ihnen verschmilzt, trotz der Übereinstimmungen der Doktrin, die eben daher kommt, daß es nicht zwei moralische und zwei soziale Wahrheiten gibt.

Die gesamte öffentliche Meinung, d. h. die Masse der Menschen, denen eben jetzt das neue Gesetz gegeben werden muß, kennt den großen tragischen Kampf nicht, der augenblicklich in der Welt entfesselt ist und der nicht anders enden wird als mit ihrer nicht wieder gutzumachenden Sklaverei oder ihrer endgültigen Befreiung.

Ist der größte Teil von ihnen gleichgültig oder unwissend, so gibt es andere, und diese sind unzählig, die falsche Ideen oder irrige Anschauungen haben, nicht nur was die wirtschaftlichen Tatsachen anlangt, sondern auch die geschichtlichen. Es gibt also einen Platz in der Welt für einen Organismus, der Ideen emporhebt, Erfahrenes richtigstellt, gegen Irrtum und Lüge ankämpft, der außerhalb jeder direkten politischen Tätigkeit handelt und Wirksamkeit ausstrahlt. Sonst bedeutete er eben nur eine Wiederholung der politischen Parteien. Und das würde keinesfalls zum intellektuellen und moralischen Ziele führen, das ihm vorschwebt. Die Clartégruppe, die diesen Organismus darstellt, ist somit unabhängig und muß es ausdrücklich bleiben. »Clarté« läßt sich von keiner schon bestehenden Organisation ins Schlepptau nehmen und anerkennt keine Parole. Sie wird nur von ihrer Verpflichtung geleitet, für die Wahrheit zu kämpfen,

für die Freiheit, die der menschliche Geist für sich beansprucht, Ideen und Geschehnisse zu beurteilen, zu untersuchen und darzulegen. Sie stützt sich nur auf die mächtige Streitbarkeit der Erkenntnis, mit einem Wort, auf die Macht der Wahrheit.

Ihre Tätigkeit besteht in der Erleuchtung, in der intellektuellen und moralischen Vorbereitung. Ihre Aufgabe ist die Wahrheit, die man verschleiert und verbirgt, ans Licht zu bringen. Sie aus allen Zufälligkeiten und in allen ihren Formen erstehen zu lassen.

II.

Wir haben gesagt, daß »Clarté« sich von der sozialistischen Partei nicht ins Schlepptau nehmen läßt. Das soll nicht heißen, daß sie keinen Wert auf diese Partei legt, oder, daß sie deren Propaganda mit Stillschweigen übergehen will. Im Gegenteil. Da wir in allen Dingen der Vernunft zu ihrem Recht verhelfen wollen, müssen wir erklären, was an hoher Gerechtigkeit und radikaler Wahrheit nicht nur in der L e h r e des Sozialismus und Kommunismus vorhanden ist, sondern auch in den M e t h o d e n ihrer Wirksamkeit zu Tage tritt. Aber es muß verstanden werden, daß unsere Arbeit nur eine feststellende sein will und nicht etwa sich von vornherein mit irgend einer Partei solidarisch erklärt. Ebenso bleiben wir unserer Aufgabe treu, wenn wir die ungerechtfertigte und völlig widersinnige Annahme bekämpfen, welche die politische Tätigkeit auf ein materialistisches und minderwertiges Gebiet verweist. Welche die einzelnen Verteidiger des Geistes ebenso wie die Gruppen vor den Gefahren und Untaten der Politik warnt. Diese Anschauung zeugt von einer durchaus oberflächlichen Einsicht in die Geschehnisse. Die Politik ist nur die Umsetzung der sozialen Ideen in die Praxis. Es ist also ein Ergebnis, das einem nicht gleichgültig sein kann, wenn man etwas anderes vorhat als schöne, haltlose Träume. Für alle Arbeiter ist die Politik, von der sie ihre Feinde und schlechten Freunde abzubringen suchen, im Gegenteil das Ziel, nach dem sie streben müssen, wenn sie etwas anderes ins Auge fassen, als ihre unmittelbaren, das heißt unsicheren und trügerischen Interessen.

Der Arbeiter, der sagt: ich will mich wohl auf wirtschaftlichem Gebiete bemühen, aber nicht um die Politik kümmern, sagt etwas, was er nicht versteht, weil es nicht verständlich ist.

Die praktische Tätigkeit der »Clarté« ergibt sich logisch aus dem Vorhergehenden: Vernünftige Grundsätze ans Licht zu bringen, dann in den Massen eine Art höherer Erkenntnis in sozialer und geschichtlicher Hinsicht zu verbreiten.

Die Mißbräuche der augenblicklichen sozialen Formel aufzusuchen und die Verkettung dieser Mißbräuche in der wirtschaftlichen, sozialen, politischen Ordnung. Die Wurzeln bloßzulegen, die Rückwirkungen des Systems der Vorrechte ebenso wie die Regelwidrigkeiten, durch welche es sich äußert und aufrechterhält: den Imperialismus, den Militarismus, die Ausbeutung des Menschen.

Zweitens den vorläufig noch idealen Gegenbau der bestehenden Ordnung aufzurichten. Zu zeigen, durch welche vernünftigen und moralischen Einfachheiten man die ungesunde Verwicklung der sozialen Einrichtungen zu ersetzen hat. . . .

Seit Beginn der modernen Epoche ist die Geschichte eine Art Komödie geworden, in der die Begriffe Republik, Demokratie, Freiheit, Völkerrecht nur als verzerrte Scheinbilder dieser großen Ideen zu Tage treten.

»Clarté« muß sich dahin organisieren, methodisch dieses ungeheure Programm zu bewältigen, in dem sie Mittelpunkte für Erforschung und Verbreitung der Wahrheit schafft. Sie muß zwischen diesen Mittelpunkten Verbindung und Mitarbeit herstellen.

Diese Mittelpunkte sind die Sektionen: Lokale Sektionen und Vereinigungen der einzelnen Länder.

Es ist unbedingt notwendig, daß der Aufbau und die Umgrenzung der Sektionen der »Clarté« gleichartig seien.

Diese Wesenseinheit ist die Grundbedingung für die Gleichstellung alles Bemühens und seiner erfolgreichen Tätigkeit.

Wir bitten alle diejenigen, die sich der »Clarté« anschließen wollen, die Regeln, die wir ausgearbeitet haben, um ein Statut der Sektionen festzusetzen, nicht als unnötige Erschwerung der Dinge aufzufassen. Nur im Hinblick auf die Einheit und Gemeinsamkeit aller Arbeit und aller Tätigkeit haben wir die Grundlagen dieser Sektionen festgesetzt.

Hier die wesentlichen Bedingungen dieses Statuts. Jedes Land umfaßt Ortsgruppen und eine zentrale Sektion der »Clarté«. Jede Ortsgruppe wird von einem Generalsekretär geleitet, der die Aufgabe hat, schriftlich mit der Zentralsektion zu verkehren. Er wird keinen Beschluß fassen, der »Clarté« vor der öffentlichen Meinung verpflichtet, ohne sich mit der Zentralsektion ins Einvernehmen gesetzt zu haben. Jede Gruppe hat einen Sekretär für die Propaganda und einen für die urkundliche Erforschung, der zugleich das Amt des Archivars versieht, endlich einen Schatzmeister.

Die Zentralsektion eines jeden Landes wird durch ein nationales Direktionskomitee geleitet, das ebenfalls aus einem Generalsekretär, einem Archivar und

Kassier besteht. Der Sekretär der Zentralsektion muß jeden Monat einen Rechenschaftsbericht über die augenblickliche Lage der Gruppe an das internationale Direktionskomitee senden und muß in fortwährender Verbindung mit dem Delegierten dieses Komitees stehen. (Dieser Delegierte bin ich augenblicklich selbst.)

Theoretisch müßte jede Orts- oder nationale Gruppe der »Clarté« an dem Werke der Ausarbeitung und Verbreitung der gesammelten Materialien gleich beteiligt sein. »Clarté« ist, ich wiederhole es, vollständig international und es kann nicht die Rede von irgendeiner Begünstigung des einen nationalen Zentrums auf Kosten eines andern sein.

Aber tatsächlich ist »Clarté« in seiner Organisation noch nicht so weit, daß ihre Tätigkeit automatisch diese Form annehmen könnte. Ohne irgendwie ihren ausschließlichen Weltcharakter verkennen zu wollen und in der Erwartung eines harmonischen Ausbaues mögen einzelne Anregungen des Direktionskomitees, das in Wahrheit nur der Kern eines künftigen internationalen Direktionskomitees ist, als Ausgangspunkt dienen.

Diese Anregungen und Verwirklichungen sind folgende:

1. Ausgaben: Bücher und Broschüren.

2. Zeitung. Die Zeitung »Clarté« wird in diesem Herbst in eine Zeitschrift umgewandelt, die alle 14 Tage erscheint.*)

3. Vorträge.

Die Aufgabe der Clartésektionen ist für den Augenblick die, alle diese geschriebenen und gesprochenen Urkunden methodisch zu unterstützen und zu verbreiten. Die Bücher zu veröffentlichen, die von dem Pariser Zentrum kommen. Ihnen die größtmögliche Verbreitung in ihrem Wirkungskreise zu geben und auf jede Weise die Literatur zu benützen, die ihnen zugesendet wird. Es wäre wünschenswert, wenn die Sektionen die Herstellung von Übersetzungen der Bücher und der Revue »Clarté« in fremde Sprachen organisieren könnten. Wichtige Resultate sind bereits zu verzeichnen. Guglielmo Lucidi hat in Rom eine Filiale des Verlags »Clarté« errichtet und hat mehrere seiner Werke, die in unserem Verlage in französischer Sprache erschienen sind, in das Italienische übersetzt. In Deutschland, Italien, in der argentinischen Republik, in der Türkei und anderen Ländern gibt es schon

*) Ist bereits verwirklicht. Die ersten vier Hefte sind erschienen. Mit Arbeiten von Barbusse, René Marchand, Anatole France, Noël Garnier, Charles Vildrac, Séverine, Pierre Pascal, Magdeleine Marx u. a. — Verlag: Paris 6e, 16 Rue Jacques-Callot. Abonnement: jährlich 30 frcs., vierteljährlich 9 frcs.

Clartésektionen, die, ohne immer nur Ausgaben unserer Zeitung oder Übersetzungen unserer Arbeiten zu sein, ihre Anregungen von daher beziehen und mit uns in direkter Verbindung stehen.

Was die Veranstaltung von Vorträgen anlangt, so scheint der Mechanismus zur Verbreitung unserer Ideen besonders einfach und praktisch. Die Pariser »Clarté« hat im letzten Jahre eine Reihe von Vorträgen organisiert, die in Frankreich und hauptsächlich in Paris einen großen materiellen und moralischen Erfolg hatten. Eine Reihe neuer Vorträge ist in Vorbereitung. Das zentrale Direktionskomitee als zentralisierender Organismus wird jeder Sektion der »Clarté« den Wortlaut dieser Vorträge senden, noch bevor sie gehalten wurden oder im Augenblicke, da sie vor die Öffentlichkeit treten. Da die ausländischen Sektionen verpflichtet sind, diesen Text zu benützen, um Vorträge in ihren Versammlungen abzuhalten, kann unsere Arbeit auf diese Weise zu größtem Einflusse gelangen.

Dieser erste Teil der Aufgabe der Sektionen umfaßt nur indirekte Anregungen. Es gibt noch andere, weit wichtigere, welche die Sektionen unternehmen müssen, damit unsere Arbeit zu der großen Verbreitung, der Allgemeinheit gelange, welche sie anstrebt.

A. Die Sektionen haben die Aufgabe, Gruppen und Sektionen ins Leben zu rufen und sie zu erhalten, ihr Netz immer zu erweitern.

B. Die Sektionen müssen ihrerseits an den Ausgaben, an der Revue, an den Vorträgen der »Clarté« mitarbeiten.

An den Ausgaben, indem sie dem leitenden Komitee gute inländische Werke unterbreiten. Indem sie ihm die Bücher bezeichnet, deren Übersetzung und Veröffentlichung im Rahmen der »Clarté« von Interesse sein könnte.

Was die Revue anlangt, so ist die Mitarbeiterschaft eine zweifache:

1. Jede Sektion muß an der Chronik über »Das internationale Leben« mitarbeiten, die von der Clarterevue alle 14 Tage veröffentlicht wird. Diese Chronik will — was bisher noch nie geschehen ist — einen Überblick über alle Geschehnisse geben, die mit der sozialen internationalen Bewegung der ganzen Welt, auf wirtschaftlichem, politischem, geschichtlichem, literarischem und künstlerischem Gebiete in Verbindung stehen. Es ist natürlich und logisch, daß das Material zu diesem Gesamtbild »Clarté« von ihren Mitgliedern geliefert wird. Es ist notwendig, daß in den Ländern, in denen mehrere Ortssektionen vorhanden sind, diese Arbeit übereinstimmend durchgeführt wird, damit die lokalen und nationalen Elemente einen gemeinsamen Mittelpunkt haben.

2. Die Revue »Clarté« wird über die Tagesfragen Studien veröffentlichen, die, in dem positiven Geist unserer Lehrmethode gehalten, hauptsächlich die Erforschung und Richtigstellung der Geschehnisse und Statistiken geben werden. Sie werden auf diese Weise praktisch und wirklich eine erschöpfende Sammlung für die betreffenden Fragen darstellen. Denn wir sind der Meinung, daß die Zeit der Aufrufe, der Manifeste, der ganzen Rednerphraseologie vorüber ist. . . .

Die Universitätssektionen, und besonders diejenige von Paris, sind Organismen, deren Hauptaufgabe Archivarbeit ist, Sammeln der Zeitungen und sonstigen Urkunden — kurz eine »Dokumentenquelle«, aus der »Clarté« vorzüglich seine Lebenskraft bezieht. Überall müssen Universitätssektionen gegründet werden und sich den Sektionen angliedern.

Zum Schluß füge ich noch hinzu, daß das Internationale Direktionskomitee der »Clarté« sich wohl bewußt ist, im Augenblick so etwas wie eine Diktatur auszuüben. Es ist dazu durch die Notwendigkeit getrieben worden, und weil die Gruppe noch nicht genügend konstituiert ist. Sobald dies geschehen sein wird, sobald »Clarté« lange genug bestanden haben wird, um daraus wirksame Schlüsse ziehen zu können, werden die nationalen und internationalen Kongresse endgültig die Leitung der Gruppe übernehmen . . .

Ich wollte keine Redensarten machen. Nicht lyrische Deklamationen zu Hilfe rufen hier, wo es sich um eine hohe Wahrheit handelt, die genügend für sich selbst spricht. Ich fordere einfach alle rechtdenkenden Menschen auf, sich uns anzuschließen.

• • •

In Nr. 2 der »Clarté« vom 3. Dezember 1921 schreibt Barbusse gegen eine große Strömung innerhalb der Bewegung, deren Unentschiedenheit ihm gefährlich erscheint, und die er den »Rollandismus« nennt. Die wesentlichen Sätze dieser Polemik seien hier übersetzt:

» . . . . Innerhalb der intellektuellen, nicht reaktionären Minderheit erscheinen schwere Mißverständnisse, die sich verdichten und zu wachsen drohen. Ich meine jene Menschen, die, durch natürliche Redlichkeit und Wahrhaftigkeit bewogen, das alte verderbliche Regime zwar anklagen, die aber heute uns feindlich gegenüberstehen angesichts unseres »Radikalismus«. Die Schriftsteller und Denker, die Künstler, um die sich die Jünger allerorten scharen, bedienen sich der Autorität und des Beispiels von Romain Rolland — sie bedienen sich seiner zu Unrecht, wie ich glaube . . . .«

Nach einer schrankenlosen Würdigung von Rollands mutigem Kampf gegen den Krieg, dem Kampf des Geistes gegen die Bestialität, warnt Barbusse vor dieses Geistes Überschätzung. »Seine Worte haben keinen unmittelbaren Einfluß auf das Leben«, die Unmöglichkeit seiner Verwirklichung berge die Gefahr in sich, daß die Geistigen dem »Schatten des Pessimismus« verfallen und »mangels eines genügend klaren und bewußten Willens für die Zukunft der Versuchung einer traurigen Vergangenheit erliegen.«

»Die Gefahr solch edler und zugleich furchtbarer Tatenlosigkeit muß vermieden werden. Zu diesem Ziele muß man erkennen, daß der Kampf gegen die falschen Gesetze unserer Gesellschaft in zwei Etappen geschieht: in einer niederreißenden und einer aufbauenden, und daß diese beiden Etappen untrennbar aneinander gebunden sind.«

Barbusse schließt: »Die junge Generation muß heute klar sich entscheiden zwischen den zwei Strömungen, sie muß erkennen, daß der Tag gekommen ist, da Anklagen, die nicht auf eine scharf umgrenzte Aktion hinzielen, schließlich nur von dekorativem Wert sind, ja mitschuldig machen können.«

* * *

In einem der nächsten Hefte will ich auf den Versuch, eine internationale Gemeinschaft der Geistigen zu schaffen — trotz allen bisher gescheiterten Plänen —, ausführlicher eingehen. Die Schwierigkeiten sind riesengroß. Nicht minder die Gefahr der Kompromisse. Sind sie notwendig? Barbusses Mut sei vorbildlich für uns alle.

# SIE HABEN ALLE RECHT!

VON WILHELM HERZOG

## HÄNDE WEG VON LUDENDORFF!

Die Regierung tut so, als ob sie Material für die Anklage gegen Ludendorff benötigte. Herr Radbruch lese das Zentralorgan seiner Partei aus den kritischen Tagen.

Um die aufgeregten Berliner Arbeiter zu beruhigen, brachte der »Vorwärts« in seiner Morgenausgabe vom 24. März 1920 auf der ersten Spalte der ersten Seite die falsche Nachricht:

> HAFTBEFEHL GEGEN LUDENDORFF
>
> **Gegen den General Erich Ludendorff ist, wie den »P. P. N.« mitgeteilt wird, wegen seiner Beteiligung an dem Kapp-Lüttwitz-Putsch Haftbefehl erlassen worden.**

Lindström-Ludendorff wußte, daß es nicht ernst gemeint war, daß der »Vorwärts« schwindelte. Er setzte also keine blaue Brille auf und floh nicht zum zweiten Mal nach Schweden.

Am Abend desselben Tages steigerte sich der »Vorwärts«. In Plakatschrift setzte er über die ganze erste Seite den anklagenden Titel:

VERSCHWÖRER LUDENDORFF

und in dem dazu gehörigen Leitartikel, »Gerechtigkeit!« betitelt, war zu lesen:

> »Eine militaristisch-reaktionäre Verschwörung hat Deutschland in namenloses Unglück gestürzt. Hunderte, vielleicht Tausende liegen dahingestreckt, aber von den Hauptschuldigen ist keiner dabei, kein einziger!«

Offenbar Variation in Prosa der gegen Karl, Rosa und Kumpanei vor ihrer Ermordung gerichteten Verse im selben Organ. Nur diesmal behielt es recht. Ludendorff bekam keinen Kolbenhieb über den Kopf und seine Leiche warf man nicht in den Landwehrkanal.

Der »Vorwärts« begnügte sich zu konstatieren:

»Als Hauptschuldiger erscheint nach den bisherigen Feststellungen neben Lüttwitz und Kapp der General Ludendorff. Sein nächster Vertrauensmann, Oberst Bauer, war »Chef der Reichskanzlei« unter der Fünftageregierung, er selbst ging von der ersten Stunde nach dem Gelingen des Putsches an in der Reichskanzlei ein und aus.

Sein Hauptquartier hatte Ludendorff im Reichsmarineamt aufgeschlagen, wo ein Parteigenosse zufälligerweise eine eigenartige Unterredung mit ihm hatte. Dieser Parteigenosse, ein Stadtrat Odenweller aus Homburg v. d. Höhe, war vor dem Putsch in Berlin angekommen und hatte am 13. März ein dringendes Gespräch mit dem Polizeipräsidenten Erler in Frankfurt a. M. zu führen. Odenweller wurde, da die Putschisten das Telephon gesperrt hatten, nach dem Reichsmarineamt gewiesen, wo er unter Überwachung das Gespräch absolvieren durfte. Als die dort weilenden Putsch-Offiziere — unter ihnen ein Hauptmann Fellmann von der Einwohnerwehr — erfuhren, daß Odenweller Sozialdemokrat sei, brachten sie ihn sofort mit Ludendorff in Verbindung, der den Genossen ersuchte, ihm Unterredungen mit dem Parteivorstand und dem Vorstand des Allgemeinen Gewerkschaftsbundes zu vermitteln. Beide lehnten es ab, mit Ludendorff zu verhandeln.

Im Verlaufe dieses Gespräches sagte Ludendorff zu Odenweller:

**Wir haben die Sache mit Kapp nur gemacht, weil wir keine Männer hatten, weil wir einen Mann mit eisernen Nerven brauchten. Leute wie Kardorff und Stresemann sind doch nur Hampelmänner. Wenn Sie uns Männer mit eisernen Nerven stellen, so sind wir bereit, auch mit ihnen die Regierung zu bilden . . .**

Über die politische Trottelei dieses Mannes zu reden, der sich einbildete, Sozialdemokraten würden mit ihm gemeinsame Sache machen — es hat sich im ganzen Reich nur ein Winnig gefunden! — ist der Augenblick zu ernst. In der Äußerung Ludendorffs liegt aber das volle Geständnis, daß »wir die Sache gemacht« haben. Wir, das heißt doch nur »Ich, Ludendorff, mit andern.«

Tatsächlich hatte Ludendorff mit Kapp und Oberst Bauer zusammen schon seit Wochen ein Büro eingerichtet, das mit Offizieren Fühlung suchte. Es ist anzunehmen, daß — bei dem blöden Respekt, den die Militaristen und

Alldeutschen vor Ludendorff haben — es nur der Name dieses Mannes war, der ihnen den Mut zu ihrem verbrecherischen Unternehmen gab. Es sprechen die stärksten Gründe dafür, daß Ludendorff der eigentliche Urheber und Leiter gewesen ist.

Darum war es notwendig, einen Haftbefehl gegen Ludendorff zu erlassen, was ja auch geschehen ist. Das Maß seiner wirklichen Schuld muß durch die Untersuchung und die gerichtliche Verhandlung festgestellt werden, und dann muß über ihn die Strafe verhängt werden, die er verdient hat.«

So die Stampfer und Kuttner im Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands, im »Vorwärts« Ende März 1920. »Es war notwendig, einen Haftbefehl gegen Ludendorff zu erlassen, was ja auch geschehen ist.«

Die Strafe muß über ihn verhängt werden, die er verdient hat. Zuchthaus, nicht wahr? — Amnestie, antwortet der sozialdemokratische Reichsjustizminister. Denn (neckisch): »Ludendorff war ja nie ein Führer!«

## REICHSKANZLER A. D. FEHRENBACH: »DIE S. P. D. HAT DIE REVOLUTION NICHT GEWOLLT«

Patrioten feierten am 18. Januar 1922 den 51. Geburtstag des Reiches. Auf einem Kommers der katholischen Verbindungen an der Berliner Universität hielt der frühere Reichskanzler, Herr Fehrenbach, eine vom »Vorwärts« bisher nicht erwähnte Rede, die folgende Sätze enthielt:

> »Über die Jahre 1917 und 1918 mag ich nicht viel sagen, man mag über die einzelnen Ereignisse dieser Jahre denken, wie man will. Aber das war damals dem denkenden Mann doch klar, daß es nicht ging, der ganzen Welt siegreich Widerstand zu leisten. Die schwere Anklage muß erhoben werden, daß damals die Frage des Friedensschlusses nicht ernstlich ins Auge gefaßt wurde. Der Kaiser ging ins Ausland. Der Kaiserthron war verwaist, und mit dem Hohenzollernthron brachen in der Revolution auch alle anderen deutschen Fürstenthrone zusammen. Die Sozialdemokraten selbst haben die Revolution nicht gewollt. Noch am Dienstag und Mittwoch jener Woche, deren letzter Tag der 9. November war, hat ein sozialdemokratischer Abgeordneter im interfraktionellen Ausschuß gesagt: Wir sind zwar Republikaner, aber wir können auch unter der Monarchie unsere Ziele erreichen, denn wir sind auch Demokraten. Wir wissen, daß die Mehrheit des deutschen Volkes monarchisch gesinnt ist, und wir sind deshalb bereit, den ältesten Sohn des Kronprinzen als deutschen Kaiser hinzunehmen«. Der jetzige Reichspräsident Ebert hat damals un-

> ablässig in sozialdemokratischen Versammlungen im Berliner Norden in dem Sinne gewirkt, daß eine Revolution von seiten der Sozialdemokraten nicht betrieben werden solle. Aber die Revolution kam, ohne daß das deutsche Bürgertum sich mannhaft ihr entgegengestellt hätte. Man mag sich zu der Verfassung stellen, wie man will, aber daran müssen wir festhalten, und zwar gerade heute, die Verfassung ist gesetzmäßig zustande gekommen und ist jetzt staatsrechtliche Norm für das deutsche Volk. Das ist noch bei dem Prozeß gegen Jagow vom Reichsgericht ausgesprochen worden. Hier hat Gewalt, hier haben Tatsachen Recht geschaffen.«

Das Bürgertum hatte sich der Revolution nicht mannhaft genug entgegengestellt. Und obwohl die kaiserlichen Sozialisten abrieten, da sie längst treue Freunde des jetzt von ihnen geschmähten Kaisers geworden waren, obwohl sie — umgekehrte Stresemänner — ihre Ziele auch unter einer Monarchie erreichen wollten (einige hatten sie schon erreicht), obwohl der oberste Parteiführer »unablässig in dem Sinne wirkte, daß eine Revolution nicht betrieben werden sollte,« kam sie doch ...

Und dank der Revolution wurde der Revolutionsfeind Präsident der durch die Revolution gewordenen Republik. Steht die Welt nicht Kopf?

Ebert hätte sich — als Demokrat — unter dem ältesten Sohn des Kronprinzen — auch als Regent sehr gut gemacht. Weshalb wollte er wohl, daß »von seiten der Sozialdemokratie eine Revolution nicht betrieben werden sollte?« Er konnte, er wollte kein Blut sehen. Absolut nicht. Das konnte er schon viereinhalb Jahre nicht.

## DER REPUBLIKANISCHE MONARCHIST STRESEMANN

Die »Berliner Montagspost« (Ullstein & Co.) meldet:

> In München hielt der Vorsitzende der Deutschen Volkspartei Abg. Stresemann am Sonntag eine große politische Rede. Wie Stresemann selbst mitteilte, hatte auch die französische Delegation vierzehn Karten zu dem Vortrag gelöst. Deutschvölkische und antisemitische Zwischenrufe, darunter sogar Anpöbelungen rein persönlicher Art, unterbrachen Stresemann oft und heftig. Einmal mußte Stresemann mehrere Minuten lang eine Pause eintreten lassen, bis die lärmenden Störungen beseitigt waren.

In München muß es jetzt schön sein. Selbst Stinnes' trefflichstes Mundstück läßt man dort nicht reden. Womöglich ein Stämmling Judas? Jedenfalls kommt er aus Berlin. Das genügt. O Bayern, hoch in Ehren!

> Stresemann besprach auch die Stellung der Deutschen Volkspartei zur Sozialdemokratie. Man dürfe keinen zurückstoßen, der die Gewähr biete, daß in bestimmten Situationen das nationale Interesse bei ihm gewahrt sei, möge er sonst auch in Weltanschauungsdingen dieser oder jener Ansicht sein. Weltanschauungskämpfe müßten heute zurückgestellt werden. Solange die Besetzung dauere, könne Deutschland sich auch nicht den Luxus eines Streites um die Staatsform gestatten. Er sei Monarchist, aber es handle sich darum, heute als Monarchist den Staat zu stützen, wie er im November 1918 geworden sei, wie man vom Republikaner im Jahre 1914 gefordert habe, die Monarchie zu stützen, unbeschadet seiner Gesinnung.

Strese- paßt zu Scheidemann. Morgen kann die Koalition, die sich im Kriege schon so gut bewährte, steigen. Nur keine Weltanschauungsfragen! Solange die Besetzung dauert. Ist sie vorüber, dann, ja dann fragen die Stresemänner nicht lange und rufen ihren Wilhelm zurück.

## DIE NEUE ANTIBOLSCHEWISTISCHE LIGA

Von der antibolschewistischen Liga, die seit der Revolution einen gar emsigen Betrieb entfaltete, hatte man in letzter Zeit nicht mehr viel gehört.

Mag sein, daß die Kapitalisten ihr Geld besser anlegen wollten, daß sie glaubten, mit dem Antibolschewismus sind in Deutschland keine Geschäfte mehr zu machen. Die Regierung nimmt die Handelsbeziehungen wieder auf. Stinnes selbst unterhandelt. Profit lockt. Also werden wir probolschewistisch.

So konnte es kommen, daß viele die »Liga zur Bekämpfung des Bolschewismus« eingegangen wähnten, zumal da die Greuelplakate schon seit mehreren Monaten nicht mehr das Straßenbild der Großstädte verschönten. Die Illusionisten, die solches glaubten, haben sich wieder einmal geirrt.

Die Liga besteht nach wie vor. Nur hat die »rrrevolutionäre« USP. ihre Vertretung übernommen. Freiwillig und ohne alle finanzielle Unterstützung des bürgerlichen Kapitalismus. Im Gegenteil: der antibolschewistische Liga-Ersatz, die USPD.-Zentrale, unterstützt die Bourgeoisie, reicht ihr die vergifteten Waffen gegen Sowjetrußland, — Waffen, die von dem ernsteren, anständigeren und weiterblickenden Teil des Bürgertums schon verschmäht werden. (Selbst das »Berliner Tageblatt« sucht seinen Antibolschewismus von gestern durch Berichte aus Moskau vergessen zu machen, die objektiver und vorurteilslos zu sein sich wenigstens bemühen.)

Keine Infamie, keine offenkundige Lüge, keine Verdächtigung, die im Januar 1919 und in den folgenden Monaten von der antibolschewistischen Liga in unorientierte und ahnungslose Gehirne geträufelt wurde, ist dieser USP.-Zentrale zu schlecht, um nicht von ihr aufgewärmt und als neues frisches Gift unter die Arbeiter verspritzt zu werden. Wut und Haß lassen jene Kleinbürger erblinden. Behaupten sie doch — mit der Ehrlichkeit des Biedermannes — »voll und ganz« und »unentwegt« auf dem Boden des Klassenkampfes zu stehen. In Wirklichkeit kämpfen diese »Klassenkämpfer« nur noch gegen die Klasse der Arbeiter, gegen die russischen Pioniere, deren heroischer Aufopferung das Weltproletariat den ersten entscheidenden Sieg zu verdanken hat.

Der ganze Leipziger Parteitag der USPD. war eine antibolschewistische Symphonie. Ihre osteuropäische Politik lassen sie sich durch die aus Rußland geflüchteteten Feinde der Bolschewiki, durch Martow und Abramowitsch, bestimmen. Der Diktatur ihrer Berichte und Urteile unterwerfen sie sich blindlings. Und so konnte es geschehen, daß die wüste Hetze, nicht ungeschickt von den russischen Regisseuren inszeniert, auf dem sonst dickste Langeweile ausströmenden Theater des Parteitages kleine Orgien feierte.

Der von Moskau her noch immer verschnupfte Präsident dieses Parteitages, Dittmann, hatte offenbar den Ehrgeiz, hinter den russischen Regiekünstlern nicht zurückzubleiben. So legte er denn am vorletzten Tage kurz vor der Mittagspause eine Szene ein, für deren Effekt er im voraus die gespannteste Aufmerksamkeit der Parteitagsdelegierten erbat. Alles wurde mäuschenstill. Und was kam?

Der Herr Präsident teilte zuerst mit: die Moskauer Regierung habe durch die Rosta dem Parteitag ein Telegramm gesandt. Er verlas das Telegramm, das die giftigsten Verleumdungen sachlich widerlegte. Dann trat der entlarvte Märchenerzähler Abramowitsch von neuem auf, schon etwas hilfloser und kleinlauter geworden. Aber noch gefährlich schwatzhaft genug, um neue Moritaten von den gottverfluchten Bolschewiki den gläubigen USP.-Kindern zu erzählen. Und dann kam der Clou.

Der Hauptheld dieser Tagung, der schöne Arthur Crispien, — halb Jesus-, halb Judaskopf — bestieg nicht ohne Würde die Tribüne. Die antibolschewistische Stimmung steigerte sich. Schnell noch ein bißchen mehr eingeheizt. Voll sittlicher Entrüstung, mit hörbarem Herzklopfen, gewissermaßen im Innersten aufgewühlt, aber doch kaltblütig, und mit schöner Stimme berichtete er dem atemlos lauschenden Auditorium die neueste, allerletzte Schreckenstat der Lenin und Trotzki. Die Berliner Sowjetvertretung habe die mit höflichsten Floskeln erbetene Beförderung ihres Telegramms ab-

gelehnt, und zwar mit einem lakonischen Vermerk und ohne alle höflichen Floskeln auf dem Umschlag. Sie sei kein Post- und Telegraphenamt. Hier legte der Held ein paar Tränen ein, zitterte mit der Stimme und beklagte — alle USP.-Herzen ergreifend — den Mangel jeglicher proletarischer Solidarität und allen internationalen Anstands.

Kurz vor dem Abtritt steigerte er seine künstliche Aufregung mit wachsendem Pathos zu dem Ruf: »Die Antwort der Berliner Vertretung ist ein Faustschlag in das Gesicht der deutschen Arbeiterschaft«. Die rührende Stimme zusammen mit dem berühmten Faustschlag verfehlten ihre Wirkung nicht. Der ganze Parteitag entsetzte sich über die Sittenlosigkeit der bösen Bolschewiki. »Unfeine Gesellen!« diese Moskauer.

Die systematische Hetze hat ihren Siedepunkt erreicht. Da will der alte Ledebour nicht fehlen. Sofort meldet er sich zum Wort. Und schon beginnt er der erschütternden Tragödie vom nichtbeförderten Brief ein persönliches Erlebnis in Form einer Anekdote anzufügen. Er habe einmal einen Brief aus Amerika mit einem Dollar drin zur Weiterbeförderung an Wladimir Lenin erhalten. »An wen sollte ich mich wenden?« fragt der greise Revolutionär in rührender Hilflosigkeit. — Da konnte ich mich nicht länger halten, und ich bekenne, spontan reagiert und geantwortet zu haben: An Oskar Cohn!*)

Diese Äußerung konnte auf der Tribüne von höchstens vier bis fünf Personen gehört werden, die unmittelbar neben mir saßen. Als Franz Pfemfert, der zu diesen vier oder fünfen gehörte, da Ledebour noch immer nicht stoppte, die einzig treffende Antwort in die Versammlung hinabrief, entstand eine furchtbare Erregung.

Es war, als ob eine Bombe plötzlich in die von Banalität und Entrüstung angefüllte Gesellschaft gefallen wäre. Die oberen Ordnungshüter erkannten die Gefahr, daß etliche ihrer Schäfchen vielleicht die Richtigkeit des Zwischenrufs erkennen könnten, sie waren noch mehr geärgert, daß ihre mit gewaltigem Aufwand dargestellte Rührszene à la Sudermann auf diese Weise verpuffen sollte. Kurz vorm letzten Akt.

So putschten sie schnell ein paar Delegierte und einige kräftige USP.-Arbeiter auf, die nach der Pressetribüne beordert wurden, »um es uns zu geben«. Und richtig, bei Schluß der Mittagsitzung standen dreißig bis vierzig Helden vor dem Ausgang auf der Tribüne, um Pfemfert und mich zu

*) Übrigens besteht kaum ein Zweifel, daß Oskar Cohn es sich zur Ehre angerechnet hätte, eine solche Hilfe seinen Freunden nach beiden Seiten zu leisten.

begrüßen. Es war sehr komisch. Sie ballten die Fäuste, gestikulierten und brachten mancherlei unartikulierte Töne heraus.

Vermutlich war das der ins Vulgäre übersetzte Appell an die Menschlichkeit, der so oft während des Kongresses unter den Sozialpazifisten ertönte. Oder aber es war eine sinnig erdachte Illustration, gewidmet dem Antiterroristen Ledebour, um den Unterschied von Gewalt und Terror in liebenswürdigen Formen zu veranschaulichen. Soweit reichte immerhin der Terror der pazifistischen USP.-Mannen. Den Ritter Georg aus der Zentrale herauszuwählen, wird diesen Terroristen erst das nächste Mal gelingen.

## DIE U.S.P. BEHÄLT IMMER RECHT!

»Wir werden den Widerstand gegen Moskau mit allen Mitteln und Kräften organisieren.«
Herr Rudolf Hilferding
auf dem Hallenser Parteitag 1920.

Man muß zugeben: es ist ihm gelungen. Was den Joudenitsch, Denikin, Koltschak, Wrangel mißglückte, woran Clémenceau, Kerenski, Lloyd George scheiterten, das erreichte der Häuptling der deutschen Menschewiki im Bunde mit seinen Helfershelfern, den Noske-Sozialisten, den Gewerkschaftsbureaukraten, seinem gesamten Hilfergedinge: die weitere Schwächung Sowjetrußlands. Während die Mutter der Revolution aus tausend Wunden blutete, hatte der Chefredakteru der »Freiheit« nichts dringlicheres zu tun, als auf ihre Schwächen und Gebrechen hinzuweisen, in ihren Wunden herumzustochern, sie ihrer Leiden wegen zu höhnen, ja er war schamlos genug, von ihrem baldigen Tod zu sprechen, ihn zu erhoffen.

Dieser makelnde und bemakelte Marxist mußte sich von einem Mehrheitssozialisten, dem damaligen Leiter der von Herrn Parvus herausgegebenen »Glocke«, einem gründlichen Kenner der Geschichte des Sozialismus, das folgende sagen lassen: »Nach meiner Kenntnis des Marxismus würde Marx mit seinem ganzen Wissen und Können für die Bolschewiki eingetreten sein. Schon die bloße Tatsache, daß der ganze internationale Kapitalismus sich gegen die Sowjetrepublik verschwört und koaliert, würde ihn veranlaßt haben, die Bolschewiki in Schutz zu nehmen. Er würde es nie begriffen haben, wie Parteien und Personen, die sich sozialistisch nennen, geistige Munition herbeischaffen könnten für den Krieg des Kapitals und der Reaktion gegen die Sowjetrepublik.«

Diese Worte eines der wenigen ernsthaften Köpfe unter den Scheidemann-Sozialisten, des Historikers M. Beer, waren ursprünglich gerichtet gegen seine eigenen Parteigenossen, deren antibolschewistische Politik mitzumachen ihm unmöglich wurde. In erhöhtem Maße richten sie sich jetzt gegen die U. S. P.-Politik seit Halle im Oktober 1920, — gegen jene kleinliche und verfettete Offensive, die der Lenin und Trotzki große Betrüger nennende Herr Hilferding lange vor Halle zu organisieren begonnen hatte. Dieses Mittelstück der Antibolschewisten wird im Entwicklungsprozeß der notwendigen Einheitsfront vermutlich wieder die kläglichste Rolle spielen: wie beim Kapp-Putsch, wie bei der Märzaktion 1921. Er ist ja auch der Erfinder der Theorie von der noch einmal notwendigen Prosperitätsperiode des Kapitals, mit der sich die Arbeiter und Angestellten werden abfinden müssen. Weil die Konjunktur es so verlangt. Weil dagegen anzurennen »kommunistischer Wahnsinn« wäre. Weil dieser Feind Moskaus durch Verleumdung und Verhetzung, durch Organisierung des Widerstands der Unaufgeklärten, Belogenen und Betrogenen das — trotz allem — gewaltige Werk der revolutionären Arbeiter Sowjetrußlands herabsetzen, ja im Bewußtsein der deutschen Arbeiter zerstören zu können glaubte und noch glaubt.

Dieser in der Ebertrepublik mit Recht zum Mitglied des Reichswirtschaftsrat und zum preußischen Staatsrat Avancierte steht bereits rechts von manchem Mehrheitssozialisten. Im selben oben bereits angeführten Aufsatz über »Marxistisches und Ethisches im Bolschewismus« stellt M. Beer in anerkennenswertem Wahrheitsmut fest: »Mit demselben blinden Eifer, mit den die deutschen Sozialisten 1914—1918 den französischen Syndikalismus und Antimilitarismus bekämpften — die einzige proletarische Richtung, die dem französischen Chauvinismus, eine der Hauptursachen des Weltkrieges, hätte lahmlegen können —, bemühen sie sich jetzt, die internationale kommunistische Bewegung zu diskreditieren, als ob Deutschland noch etwas mehr zu verlieren hätte als seine Ketten. Sie sehen nur die »bolschewistische Gefahr«, wie der Kaiser einst die »gelbe Gefahr« endeckte und ein Bild zeichnen ließ zum Schutze der heiligsten Güter. Sie sehen aber nicht, daß die Furcht der Entente vor dem Bolschewismus die Lage Deutschlands noch einigermaßen erleichtert. Und sie wollen nicht wissen, daß die französischen und englischen Kommunisten die einzigen ehrlichen Freunde des deutschen Volkes sind. Und all das aus purem Konservativismus. Der Konservatismus der Deutschen ist eine der Hauptquellen des deutschen Unheils.«

• • •

Sozialisten können sich in der deutschen Republik mit Papstanbetern und »demokratischen« Millionären verbinden. Mit den Herren Wirth und Rathenau kann sich selbst die von dem Hilferding geführte U.S.P.D. verständigen. Mit Lenin und Trotzki nicht. Weshalb? Die Lenin und Trotzki sind ††† Terroristen, die Marx karrikiert und die Massen zu früh zum Sozialismus geführt haben. Ferner: sie haben das Verbrechen begangen, der Revolution den Sieg zu sichern, obwohl die ökonomischen Bedingungen des Landes dafür noch nicht reif waren!

A bas Lenin, es lebe Rathenau: Das ist Hilferdings Mann. Feind der Lehre von Karl Marx, die er für absurd hält, aber Bundesgenosse und Liebling der U.S.P.-Führer.

Lenin ist schroff, Rathenau ist verbindlich. Lenin fordert kompromißlosen Kampf gegen das Bürgertum. Rathenau will Arbeitsgemeinschaft zwischen Kapital und Proletariat. Lenin fühlt sich als Beauftragter der revolutionären russischen Arbeiter. Rathenau ist Repräsentant des deutschen Finanzkapitals. Lenin kämpft gegen die Konterrevolution. Rathenau ist ein Teil von ihr. (Vielleicht ihr klügster und gefährlichster.) Lenin ist das Oberhaupt eines Arbeiterstaates. Rathenau verkörpert mit Recht das plutokratische System der Ebert-Republik. Assimilationsfähig und gierig paßt er sich dem Wirthsvolk an und wird von ihm vergöttert. Er hält als gesitteter Bürger — anders als Lenin — Maß in allen Dingen, er »betrügt die Massen nicht«, er will sie langsam, aber desto sicherer zur Verwirklichung des von der U.S.P. geforderten revolutionär-sozialistischen Programms führen: durch Aufhebung des 8-Stunden-Tages, durch Verdoppelung der Steuern und des Brotpreises.

Nicht dem Vorsitzenden der russischen Räterepublik, sondern dem Präsidenten der A.E.G. — rät Hilferding und sein Gefolge — müssen die deutschen Arbeiter folgen. Sie müssen ihn in seinem schweren Amt unterstützen. Sie müssen ihm helfen bei der Lösung der ungeheuer schwierigen Aufgabe: die deutschen Arbeiter und Angestellten dem Ententekapital als billige Sklaven zu verdingen. Noch der mißtrauischste und störrischste U.S.P.-Mann wird begreifen lernen, daß die Arbeiter aller Richtungen die Politik des A.E.G.-Konzerns fördern müssen, damit die deutsche Bourgeoisie weiter am Ruder bleiben und mithelfen könne, auf dem arg geschundenen Rücken der Arbeiter, Angestellten, Beamten, den internationalen Kapitalismus »wiederaufzubauen«.

• • •

Auf dem Familien-Parteitag der U.S.P.D. in Leipzig (Januar 1922) verkündete ihr Theoretiker und Wirtschaftspolitiker Hilferding: Die Konferenz

von Cannes sei auf die Arbeit der U.S.P. zurückzuführen. Alle sähen heute ein, daß die Lösung des Reparationsproblems nur auf dem Wege erfolgen könne, den die U.S.P.D. täglich und unaufhörlich gewiesen habe. Jetzt endlich gingen Lloyd George und Walther Rathenau die Bahn, die sie geführt — der Hilferding. Cannes sei der deutlichste Beweis.

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten.
Und das Unglück schreitet schnell.

Allzubald sollte Schillers tiefe Weisheit der Meister des Werks erfahren. Der Glockenguß zerbrach. Während Rathenaus Wegweiser noch wähnte, daß sein Freund an der Riviera treffliche U.S.P.D.-Arbeit verrichte, und man deshalb auf das Referat über die Kardinalfrage — das Steuerproblem, die Erfassung der Sachwerte — verzichten könnte. Immer noch im Wahne des ewig irrenden Schillers:

Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.

Sei es, daß die Leipziger Reden nicht gut waren, sei es, daß die Arbeit in Cannes aus anderen Gründen stockte, — sicher ist nur dies, daß sich bald dunkle Wolken niedersenkten, die eben noch von der Sonne durchflutete Straße von London bis Cannes verdunkelte sich. Schon hatte ein einfacher Arbeiter (aus dem Wuppertal, aus Friedrich Engels Heimat) als Delegierter vor allzuleichtem Optimismus gewarnt, hatte mit Recht dem Verfasser des »Finanzkapitals« entgegengehalten: es könne immer wieder zu Katastrophen innerhalb der kapitalistischen Welt kommen. Zu Spaltungen innerhalb des internationalen Kapitalismus. Falsch und irreführend sei deshalb die Sicherheit, mit der Hilferding die Versöhnung unter den Kapitalisten feststelle. Und auch der »linke« Kurt Rosenfeld raffte sich auf und äußerte einige Bedenken, goß in den auf das Wohl Rathenaus getrunkenen U. S. P.-Wein ein halbes Glas Wasser, indem er mit Bedauern feststellte: »Nicht ein einziger Arbeiter befinde sich in der Delegation, die die sozialdemokratische Republik nach Cannes entsandt habe, nicht einmal ein Konzessionsschulze!« Der gegen die Breitscheid und Hilferding immerhin wohltuend auffallende Rosenfeld wagte sogar, auf diesem sich zur Hochzeit mit den Noskesozialisten bereits rüstenden Familientag ein paar Sekunden das enfant terrible zu spielen und zu prophezeien: »Es gilt sich klar zu sein, daß die Revolution in Deutschland noch nicht zu Ende ist. Die Kapitalisten jubeln zu früh. Kriegs- und Krisenmöglichkeiten sind genug vorhanden.« Aber bald lenkte auch er wieder ein, wurde brav und ein brauch-

bares Familienmitglied. Obwohl er's doch so leicht gehabt hätte, seine Freunde von rechts vor ihrer gefährlichen und leichtsinnigen Illusionspolitik zu warnen.

Denn: kaum war dem Hilferding das Wort entfahren, möcht' er's im Busen gern bewahren. 24 Stunden waren noch nicht vergangen. Da war Cannes gewesen. Zu Essig geworden. Briand gestürzt. Rathenau, der Geliebte, kurz vorm Ziel, mit dem U.S.P.-Programm in der Tasche, aus dem Sattel gehoben. Alles futsch.

Woran lag's? Der Poincaré war und ist von Hilferding noch nicht beeindruckt. Offenbar hatte er bisher versäumt, regelmäßig die »Freiheit« zu lesen. Was zweifellos Lloyd George und vor allem Rathenau fleißig taten.

Was ist's nun mit der Politik der U.S.P., die zum Sieg geführt habe? Was hat ihr Vertrauensmann Rathenau, den alle Gazetten (außer den von Herrn Stinnes, seinem Feinde, kontrollierten) beweihräuchern, was hat dieser große Staatsmann — der Freund der Sozialisten, Pfaffen, Juden — vom Süden in das rauhere Klima mit nach Hause gebracht?

Zunächst die Feststellung: das deutsche Budget, bisher 83 Milliarden Papiermark, wird eine neue Belastung von 150 % erfahren und sich damit auf 218,5 Milliarden belaufen.

Und Herr Walther Rathenau, der Wiederaufbauer und Finanzkünstler, bekennt ehrlich: »Um die Bilanz herzustellen, gibt es nur zwei Mittel: eine Verdopplung oder Verdreifachung der Steuern oder eine Riesenanleihe.«

Das ist der Wortführer der S.P.D. und U.S.P. auf den Weltkongressen mit dem ausländischen Kapital. Das ist der gehätschelte Liebling aller Chefredakteure. Von Georg Bernhard, dem aufrichtigsten Opportunisten, über Theodor Wolff, dem Ironiker von einst, Friedrich Stampfer, dem für die Millionenpartei der S.P.D. sich verantwortlich fühlenden Nachfolger Wilhelm Liebknechts, bis zu dem »Revolutionär aus Wien«, dem Rudolf Hilferding.

Der ehemalige Präsident der A.E.G. hat eine gute Presse. Wenn selbst die Organe der unabhängigen sozialdemokratischen Partei dem Demokraten von Geburt und Antimarxisten aus Überzeugung zujubeln, wo bliebe da noch ein Recht der Kritik für die liberale oder parvussozialdemokratische Presse?

---

Herausgeber und verantwortl. Redakteur: Wilhelm Herzog in Berlin.
Arbeiterorganisationen und Betriebe erhalten das Forum um ein Viertel billiger, Arbeitslose und politische Gefangene umsonst.
Forum-Verlag: Berlin W 35.
Druck: Buchdruckerei Wilhelm R. Saling & Co., Berlin SW 68.

# DAS FORUM

*6. Jahr* *Februar 1922* *Heft 5*

(Abgeschlossen am 24. Februar 1922)

## WIEDERAUFBAUER

Man sagt uns, wir stehen vor dem Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft. Die klarsten und untrügerischsten Formeln für den Bankrott, in dem mittendrin die Wirtschaft der ebertinischen Republik sich befindet, liefern die Preise für die dringlichsten Lebensmittel und für Gegenstände des täglichen Bedarfs. Wie weit sind wir gekommen? Wie weit werden wir noch kommen? Geht die Kurve noch tiefer oder wird sie steigen — dank den die Stinnes-Republik offiziell leitenden Wirth und Rathenau? Bekommen wir österreichische oder gar russische Zustände? Angstbeklommen fragt's auf dem Markt, in der Halle, im Gemüsekeller, beim Krämer und beim Bäcker Arbeiterfrau und kleine Bürgerin, die mit dem kargen Lohn nicht auskommen, den der Mann als Arbeiter, Angestellter oder Beamter nach Hause bringt, und womit sie fünf, sieben oder gar neun Mäuler stopfen soll.

Ziffern allein beweisen:

das Brot 14 M. (1914: 0,50 M.), also das 28fache,
ein Ei 6 M. (1914: 0,06 M.), also das 100fache,
1 Pfd. Margarine 28 M. (1914: 0,40 M.), also das 70fache,
1 Pfd. Butter 50 M. (1914: 0,80 M.), also über das 60fache,
1 Pfd. Kartoffeln 3,50 M. (1914: 10 Pfd. = 0,25 M.), also das 140fache,
1 Ltr. Milch 4,60 M. (1914: 0,10 M.), also das 46fache,
1 Pfd. Schweine-, Kalbfleisch 26 M. (1914: 0,60 M.), also über das 40fache,
Handtücher 40 M. (1914: 0,60 M.), also das 65fache,
Laken 200 M. (1914: 2—3 M.), also das 70fache,
Oberhemden 200 M. (1914: 6 M.), also das 30fache,

Herrenanzug 1800—2000 M. (1914: 50 M.), also das 40fache,
„ nach Maß 7—8000 M. (1914: 80—100 M.), also das 80fache,
Kinderschuhe 120—200 M. (1914: 3—5 M.), also das 40fache,
Damenstiefel 250 M. (1914: 7,50 M.), also das 30fache,
Herrenhut 150 M. (1914: 3 M.), also das 50fache,
ein Paar Schuhe besohlen 60 M. (1914: 1,50 M.), also das 40fache.

Die Hausfrau braucht also heute durchschnittlich mindestens das 50fache an Wirtschaftsgeld. Kann es ihr selbst der fleißigste, nie von Arbeitslosigkeit heimgesuchte Ernährer geben?

Ein Eisenbahner, Metallarbeiter oder Bergmann, ein Setzer, Handlungsgehilfe oder Kellner, ein Transportarbeiter, Friseurgehilfe oder Straßenbahner?

Sie verdienen heute kaum mehr als das 12—18fache ihres Lohns von 1914. Wenn es gut geht, stellen sie sich monatlich auf ein Einkommen von 1500—2500 Mark und, wenn sie ganz besonders qualifizierte Arbeiter sind, so bringen sie es gar im Monat auf 3000 Papiermark. Davon nimmt ihnen der Staat von vornherein 10 % an Steuern wieder weg. Für Versicherungen (Krankenkassen, Invaliden- und Reichsversicherung) gehen nochmals mindestens 10—15 % ab.

Die Regierer der »freiesten Demokratie der Welt« planen offenbar die Quadratur des Zirkels zu erfinden, wenn sie innerhalb der kapitalistischen Gesellschaftsordnung versuchen wollen, diese chaotischen Verhältnisse zu bessern. Einmal ihre Ehrlichkeit und ihren Ernst etwa als sozial denkende Bürger vorausgesetzt, so ist ihre Unkenntnis fahrlässig und ihr Sichtreibenlassen gefährlich. Die Hoffnungslosigkeit des deutschen Wirtschaftslebens unter dem Diktat von Versailles und in den Fesseln des kapitalistischen Systems bestreitet keiner, der auch nur ein wenig die ökonomischen Bedingungen überblickt, unter denen im nachrevolutionären Deutschland produziert und konsumiert wird. Sind die Herren Wirth und Rathenau, zwei vom bürgerlichen Standpunkt aus vielleicht achtbare Demokraten, in ihrer Unkenntnis

fahrlässig und in ihrer Ahnungslosigkeit gefährlich? Sind sie Utopisten oder Charlatane? Wollen sie als Zauberkünstler in die Weltgeschichte eingehen? Oder wollen sie nur im Bewußtsein der schweren Verantwortung, die ihnen der bürgerliche Staat aufgeladen hat, weiterwursteln, den im tiefsten Dreck steckenden, aber schwarz-rot-gold angestrichenen Karren weiterschieben, und ein Loch zustopfen, um morgen zwei neue Löcher öffnen zu können? Kein Zweifel: Herr Rathenau — möge man ihm vorwerfen, was man will — überblickt den Wahnwitz unserer Wirtschaft.

•

Was gedenkt er, der 1917 von »kommenden Dingen« philosophierte, zu tun, um der Mechanisierung der Zeit entgegen zu wirken? »In der Weltenära der Mechanisierung leben wir, als Naturkampf hat sie ihren Höhepunkt noch nicht erreicht, als Geistesepoche hat sie ihn überschritten, denn sie ist bewußt geworden. Physisch betrachtet ist sie ein Urzeitliches, denn sie ist animalischer Kampf um Nahrung, Leben und Glück, metaphysisch betrachtet ist sie kein Endgültiges, denn sie ist Herrschaft der niederen Geisteskraft des Intellekts . . . .

Doch so wahr wir wissen, daß die erwachende Seele das göttliche Heiligtum ist, für das wir leben und einstehen, daß Liebe die Erlöserkraft ist, die unser innerstes Gut befreit und uns zur höhern Einheit verschmilzt, so unbeirrt erkennen wir in dem unentrinnbaren Weltkampf der Mechanisierung das eine Wesentliche: Den Willen zur Einheit. Indem wir der Mechanisierung das Zeichen entgegenhalten, vor dem sie erblaßt, die transzendente Weltanschauung, die sie bei allem Aufgebot intellektualer Philosophie zu verdunkeln wußte, die Andacht zur Seele, den Glauben zum Absoluten, indem wir ihr Wesen durchleuchten und zum verheimlichten Kern des Einheitswillens hinandringen, ist sie entthront von der Herrschaft und zum Dienst gezwungen.

Wir werden sehend, um des Hungerlohns willen und des Höllenglücks von etlichen Genüssen und Eitelkeiten, vom Dank der Trägheit, der Eigensucht und Verantwortungslosigkeit verschreiben wir nicht die Würde unserer Menschheit und das Leben unserer Seelen. Wir streben zur Einheit und Solidarität menschlicher Gemeinschaft, zur Einheit seelischer Verantwortung und göttlicher Zuversicht. Wehe dem Geschlecht und seiner Zukunft, wenn es den Ruf seines Gewissens betäubt und beharrt in materieller Stumpfheit, in der Freude am Flitter, in den Banden der Eigensorge und des Hasses«.

*(„Von kommenden Dingen" von Walther Rathenau, 1917, 1.–5. Auflage, S. 341, 344 f.)*

## ER LEBET NOCH

»Herr Oberst, mein Leben ist vollbracht, für mich erhoffe und fürchte ich nichts mehr, mein Land bedarf meiner nicht, ich denke seinen Untergang nicht lange zu überleben.«

Walther Rathenau am 6. Dez. 1918 im Vorwärts in einem »Offenen Brief an Oberst House«.

Er hat zum Glück nicht Wort gehalten. Er hat sich nicht umgebracht. Auch hierin von anderer Art als sein Freund Albert Ballin. Und der müde Skeptiker, der vier Wochen nach dem Ausbruch der Revolution für sich nichts mehr erhoffte, thront heute auf Bismarcks Sessel im Auswärtigen Amt. »Mein Land bedarf meiner nicht.« — Auch hierin hat sich der weitvoraussehende Politiker und Prophet zum Glück geirrt. Es bedarf seiner. Die regierenden Gewerkschafts- und Parteisekretäre, die er leutselig umwedelte, haben es ihm öffentlich bestätigt. Da konnte er sich dem immer stärker werdenden Rufe nicht länger entziehen. Und er nahm die schwere Bürde auf sich, Minister für auswärtige Angelegenheiten in dieser ebertinischen Republik zu werden. Endlich hat er's geschafft. Schade, daß es nicht unter

Wilhelm sein konnte. Ein Wermutstropfen fällt in den goldenen Becher, da er's zu spät und nach dem Zusammenbruch erst in einem Lande erreichte, dessen Untergang er — wie gesagt — nicht lange zu überleben gedachte.

●

*B. Z. am Mittag* (13. Februar 1922) auf der ersten Seite:

*DIPLOMATISCHES DINER BEI RATHENAU*

*Der Reichsminister des Aeußern Dr. Walther Rathenau gab Sonnabend ein diplomatisches Essen im elterlichen Hause in der Viktoriastraße. Seine Mutter, die Witwe Emil Rathenaus, des Begründers der A.E.G., machte die Honneurs; Reichspräsident Ebert führte Frau Rathenau zu Tisch.*

Man sieht wieder, wie gut es ist, seinem Leben nicht voreilig ein Ende zu machen. Noch im Untergang läßt sich's leben. Und selbst ein so kluger und abgeklärter Kopf irrt sich zuweilen infolge unvorhergesehener oder — wie er gar behauptet — lange von ihm vorhergesehener Umwälzungen. »Herr Oberst, vier Jahre habe ich in der Not meines Herzens mir den Augenblick vorgestellt, wenn alle Hoffnungen meines Volkes, alles nationalistische Selbstbewußtsein, ja selbst der Glaube an die Gerechtigkeit seiner Sache zusammenbrechen würde .... Schuldige Menschen gibt es. Außer den Wenigen, die aus Machtwahn den Krieg gewollt haben, sind wir es. Wir, die Zehn oder Hundert, die den Krieg kommen sahen, die vom ersten Tage seinen Wahnsinn und seine Hoffnungslosigkeit wußten, die Gewalttaten verurteilten, den Unterseekrieg und die Feindschaft Amerikas als Beginn der Katastrophe erkannten. Unsere Schuld ist, daß wir heute noch leben.«

Achtung vor diesem Bekenntnis zur Schuld! Nehmen wir es einen Augenblick ernst (und nicht als pathetische Deklama-

tion ohne Unkosten), was würde für jeden Aufrechten daraus folgen?

Die Schuldigen seien außer den wahnwitzigen Kriegshetzern — ließ der jetzige Minister des Äußeren vor drei Jahren drucken — er und die Zehn oder Hundert, die den Krieg kommen sahen, die vom ersten Tage seinen Wahnsinn u. s. w. wußten. Gut. Wer sind die Zehn oder Hundert? Sicherlich darunter doch Vertreter der internationalen völkerbefreienden sozialdemokratischen Partei, die kraft ihres Berufes, ihrer Kenntnisse, ihrer politischen Erfahrungen — wie Rathenau treffend sagt — den Krieg kommen sahen, vom ersten Tag seinen Wahnsinn, u. s. w. wußten. Wer waren die Zehn oder Hundert Weitblickenden, die die Wahrheit kannten und sie nicht sagten? Die zuließen viereinhalb Jahre raffiniertester Organisierung des Mordes an Millionen und Abermillionen junger Menschen, Familienväter, Mütter, Mädchen und Kinder?

Gehörten zu den Zehn oder Hundert nicht die Führer der großen politischen Parteien? Rechnet Herr Rathenau die Herren Ebert, Scheidemann, Hermann Müller zu den Schuldigen, oder zu den von ihm Gekennzeichneten, deren Schuld es ist, daß sie heute noch leben? Warum stand der Feind des Krieges und der Hasser seiner Zeit nicht — bei solcher Einsicht — neben Rosa Luxemburg und Franz Mehring? Seit vier Jahren, schreibt er im Dezember 1918, habe er sich den Augenblick des Zusammenbruchs vorgestellt. Wo war er im Dezember 1914? — Im Kriegsministerium. Um die Rohstoffwirtschaft zu organisieren, d. h. also um die gewaltigen Materialien, die der Moloch Krieg verschlang, mit allen das Volk auspressenden Mitteln aufzubringen, aufzuspeichern, dem Gotte Ludendorff zu opfern, damit der Krieg lebe, weiterwüte, Milliarden Güter vernichte.

Damals war Zerstörung sein Ziel. Jetzt: Wiederaufbau.

Aber Treue um Treue. Den Schuldigen von gestern, denen der Unerbittliche allzufrühen Tod wünschte, gibt der, der sich ebenfalls schon dem Untergang geweiht hatte, ein Fest. So ist

es in Ordnung. »Ein diplomatisches Diner«. Sehr lebendig saßen die Morituri in dem elterlichen Hause derer von Rathenau beisammen. Diplomaticus aus der B. Z. weiß das besser, er drückt das so aus:

> *Es waren nahezu 40 Personen eingeladen, darunter die Vertreter der Parteien und einige Botschafter und Gesandten. Vom Reichsministerium waren neben dem Reichskanzler Dr. Wirth Reichswehrminister Geßler, Finanzminister Dr. Hermes und Reichsminister des Innern Dr. Köster, der ehemalige Außenminister, anwesend. Vom Auswärtigen Amt nahmen an dem Abend teil die Staatssekretäre von Haniel und Simson, vom Reichswirtschaftsministerium Prof. Hirsch und Geheimrat Kreuter. Die Führer verschiedener Parteien, und zwar nicht bloß der Regierungsparteien, waren erschienen, darunter Dr. Stresemann, der frühere Schatzminister Dr. v. Raumer, der Vorsitzende der Demokratischen Partei Senator Dr. Petersen und der Führer der sozialdemokratischen Partei, früherer Außenminister Hermann Müller. Man konnte also, da auch der frühere Staatssekretär von Kühlmann anwesend war, vier deutsche Außenminister nebeneinander sehen: Rathenau, Müller, Köster, Kühlmann, wozu man noch als fünften Reichskanzler Wirth rechnen kann, der ja das Ministerium des Auswärtigen eine ganze Zeit lang selbst geführt hat.*

Lieb Vaterland, magst ruhig sein, fünf deutsche Außenminister nebeneinander. Keine Verschwörung in Genua kann uns mehr schrecken. Schuld oder Nichtschuld, das ist hier nicht die Frage. Wir wollen leben! Wiederaufbauen! Nach Paris, London, Genua reisen, reden, verhandeln, das Weltkapital stützen. Denn: »wir sind ja nicht um des Besitzes willen da, nicht um der Macht willen, auch nicht um des Glückes willen, sondern wir sind da zur Verklärung des Göttlichen aus menschlichem Geiste.« (Wörtlich zitierte Schlußsätze aus Walther Rathenaus Schrift: »Von kommenden Dingen«.)

Er ist also, da er sich berufen fühlt, dazu da, mit den Schuldigen von gestern und heute die Verklärung des Göttlichen aus menschlichem Geiste vorzunehmen. Wir spüren schon etwas. Die Hungerlöhne bleiben. Der Brotpreis steigt.

# DER KRONPRINZ ALS HAREMSBESITZER, DEMOKRAT UND TELEGRAPHIST

## *DER HAREMSBESITZER*

Ende Januar stand's in allen Zeitungen. Unter verschiedenen Titeln. »Das kronprinzliche Dirnenhauptquartier.« In dieser Art.

Ein Redakteur der Noske-Partei war angeklagt, das Offizierkorps beleidigt zu haben. Jetzt im Jahre 1922.

Die Verteidigung des Genossen Lehmann — so heißt der Noske-Redakteur — behauptete, der ehemalige deutsche Kronprinz habe ein in seinem Etappenort wohnendes unbescholtenes Mädchen zu seiner Dirne gemacht und die empörten Eltern des Mädchens aus dem Ort abschieben lassen.

Dazu zitierte die Entrüstung triefende Journaille, die der kaiserlichen Hoheit vorher alle Kerzen zur Befriedigung seiner Lust gehalten hätte, aus einem Buche: »Die Tragödie Deutschlands« die folgende Stelle:

»Die Offiziere gaben der Mehrzahl nach nur ein Beispiel besonderer Zügellosigkeit. Der deutsche Kronprinz beherbergte einen Harem von Dirnen in seinem Hauptquartier, die Bordelle für Offiziere überschwemmten die Etappe.«

Huh, huh, machte der brave Bürger am frühen Morgen, als er's in seinem Morgenblatt serviert bekam. Und in darauffolgender Nacht träumte er noch unruhiger als sonst, voll Neid sich sehnend nach dem, was jener genossen.

Aber, wozu lebten wir in einer Republik, wenn man nicht wenigstens Männerstolz vor umgestürzten Königsthronen markieren sollte? Warum soll man jetzt — da der Majestäts-

beleidigungsparagraph nur für die Herren Minister noch gilt — den ehemaligen Kronprinzen nicht ohne Mut, sozusagen frank und frei einen Haremsbesitzer nennen dürfen?

Kaum drei Tage waren vergangen, da war der Haremsbesitzer und kronprinzliche Dirnenhalter — ein Demokrat. Wer's nicht glaubt, zahlt einen Taler!

Was war geschehen? Regiekunst des hochverehrten Max Reinhard konnte nicht besser klappen. Ein Effekt wurde durch den andern aufgehoben. Die Veröffentlichung eines Briefes, den der frühere Haremsbesitzer an den Bonner Professor Zorn gerichtet hatte, enthüllte ihn zweifellos als reif für den Eintritt in die Demokratische Partei. Und schon jubelte das von dem ehemaligen Skeptiker Th. Wolff geleitete »Berliner Tageblatt«:

»*DER FRÜHERE KRONPRINZ ALS DEMOKRAT*«

Und nun folgt eine nach Sudermann gefilmte Rührszene: das B. T. fällt dem Einsamen, den »die drei Jahre der selbstgewählten Verbannung« gelehrt hätten, Ereignisse, Menschen und Dinge objektiver zu betrachten, in die weitgeöffneten Hohenzollernarme, drückt ihn, den Verkannten wie einen gern heimkehrenden verlorenen Sohn an die jüdische Brust, in sichtbarer Freude, nach alter guter liberaler Sitte konsequent Kronprinzenpolitik treiben zu können.

Man traut seinen Augen nicht, und liest es deshalb zweimal, weil man zweifeln möchte, ob Prophezeiungen — 1919 öffentlich mit Absicht und Ironie übertreibend ausgesprochen — schon Wirklichkeit geworden sind. Da steht wörtlich: »Die Anschauungen, die der frühere Kronprinz jetzt ausspricht, . . . entsprechen ungefähr jener politischen Überzeugung, aus der heraus die Deutsche demokratische Partei von verantwortungsbewußten Männern seinerzeit geschaffen ist.« (B. T., 51. Jahrg., Nr. 54, 1. Februar 1922.) Das heißt also, da sich die demokratische Partei zum Leidwesen des B. T. oft allzu rechts orientiert gebärdete, daß der Kronprinz gewiß auf dem linken

Flügel bei den Demokraten stände, jedenfalls links von Gothein und Pachnicke, etwa neben Preuß. Es eröffnen sich Perspektiven von ungeahntem Ausmaß . . .

Wodurch hat es nun der liebe schneidige Offizier vermocht, das Herz der unentwegten liberalen Schönen wiederzugewinnen? Wenige Phrasen eines einzigen Briefes genügten. Schon war die alternde Dame drauf und dran, sich dem geliebten frechen, süßen Bengel an den Hals zu werfen. Was hatte der Schlaukopf so Verführerisches geschrieben? Man höre: »Wie Sie wissen, habe ich stets auf dem Standpunkt gestanden, daß der Monarch des Volkes wegen da ist, und nicht das Volk des Monarchen wegen.« Marquis Posa auf Wieringen.

Aber der Draufgänger ist in seiner plötzlichen Liebe zu der alten verhutzelten Dame Demokratie etwas unvorsichtig. Er hat früher in eroticis besseren Geschmack bewiesen. Seine amouröse Vorurteilslosigkeit berührte nur Mucker unsympathisch. Er war aufrichtig, hemmungslos, frisch, etwas dummjungenhaft. (Aber das kleidete ihn gut.) Jetzt, wo er's politisch mit alten Tanten versucht, um zurückkehren zu können, wird er ein Hippokrit, ein kleiner Heuchler, auf den natürlich auch der »Vorwärts« hineinfällt. Immerhin skeptischer, als die verliebte Tante zur rechten Hand schreibt er dennoch: »In seinem Brief an Professor Zorn bestätigt der ehemalige Kronprinz nochmals, daß er bereits nach der Marneschlacht 1914 an den restlosen Sieg nicht mehr geglaubt und deshalb alle Friedensmöglichkeiten unterstützt habe.«

Gemach, braver Vorwärts! Gemach! Du bist eine alte ehrliche Haut und liebst die Enthüllungen. Du sollst deshalb einiges von den Leistungen, von den höchstpersönlichen Leistungen des Geliebten deiner demokratischen Koalitionstante erfahren. Keine Haremsgeschichten (die überlassen wir den Kleinbürgern aller Parteien) und doch Intimes aus dem »Geistes- und Seelenleben« des beklagenswerten jungen Mannes.

Im Kriege — auch nach der Marneschlacht 1914 — hat er sich nämlich nach berühmtem Muster als Telegraphist betätigt. Einige bis heute unveröffentlichte Telegramme des Demokraten Wilhelm mögen sein Heldendasein im Kriege ein wenig belichten. Sie werden hier — ohne Hinzufügung oder Änderung eines Wortes — gedruckt. In ihrer strotzenden Banalität, in ihren herkömmlichen patriotischen Clichées, in ihrem Willen zum »Durchhalten« werden sie allerdings von keinem »Demokraten« der großen Zeit übertroffen. Man wird übrigens sehen, wie richtig die Witterung des B. T. in Wahrheit ist, denn schon im Kriege blieb der mitteleuropäische Demokratenführer Friedrich Naumann nicht ohne Einflüß auf den hohen Herrn.

*DER TELEGRAPHIST*

*4. 4. 1917.*

*An den*

*General der Kavallerie v. Kleist*

*Herrenhaus Berlin.*

*Euer Exzellenz letzte Rede im Herrenhaus habe ich mit grosser Freude und Genugtuung gelesen.*

*Beste Grüsse*

*Wilhelm.*

* * *

Ich habe mir das Stenogramm der Rede verschafft, die dem früheren Kronprinzen und jetzigen Demokraten so gut gefiel, daß er den Redner, einen der alldeutschesten unter den alldeutschen Granden des preußischen Oberhauses, antelegraphieren mußte. Sie sei hierher gesetzt. Das Schlagwort der Demokraten von 1917 hieß: Wahlreform. Mit den Millionen der auf dem »Felde der Ehre« gebliebenen Opfer glaubte man wenigstens von der preußischen Regierung das Reichstagswahlrecht für die Wahl zum preußischen Abgeordnetenhaus fordern oder gar abzwingen zu können. Man berief sich immer wieder auf Wilhelms Thronrede vom Oktober 1908 und bezeichnete sie als eines Königs Wort, als den berühmten rocher dè bronce, der wanken müßte, wenn . . . . .

Im Reichstag hatte ein findiger Kopf das neueste Schlagwort: »Neuorientierung« geprägt. Und das Herrenhaus hatte man dort sogar zu kritisieren gewagt. Trotz dem von allen Seiten bisher durchgehaltenen Burgfrieden. Darob große Entrüstung bei den Herrenhäuslern. Ihr gab der

General der Kavallerie v. Kleist gebührenden Ausdruck, um dann mit folgenden Worten fortzufahren:

Ich stehe nun auf dem Standpunkt, daß die großen umstürzenden Fragen der Neuorientierung — das betone ich vorweg — eine besondere Dringlichkeit nach meiner Ansicht nicht haben. Wir werden nach dem Kriege so viele große, wichtige, bedeutungsvolle Aufgaben zu erledigen haben, daß wir dazu unsere volle Kraft und Zeit brauchen werden. An diesen nach dem Kriege zu erledigenden Aufgaben wird in erster Linie fast ausschließlich der Reichstag mitzuarbeiten haben, und der ist ja im glücklichen Besitze seines allgemeinen Wahlrechts. Daneben kann das Abgeordnetenhaus mit seinem bescheidenen Wahlrecht noch einige Zeit weiterleben. Außerdem behaupte ich, daß wir noch gar nicht wissen, in welcher seelischen und geistigen Verfassung unser Volk aus den Schützengräben, aus den Etappen, aus den Munitionsfabriken und all der kriegerischen Tätigkeit in seine heimatlichen Betriebe zurückkehren wird. Da kann sich auch gegen die jetzige Stimmung noch mancherlei ändern. Ich glaube zum Beispiel nicht, daß die Männer im Schützengraben sich bei Tage über das Wahlrecht unterhalten und des Nachts davon träumen, — das glaube ich nicht. (Heiterkeit. — Zurufe: Nein! Gewiß nicht!) Nun wird in der Presse der mehr linksstehenden Parteien angenommen, daß jedermann nach dem Kriege mit einer demokratischer gerichteten politischen Anschauung dastehen wird, und es wird daraus die Folgerung gezogen, daß eine Neuorientierung ganz zweifellos und selbstverständlich bestehen muß in einer weiteren Demokratisierung unserer staatlichen Einrichtungen. Meine Herren, wenn wir uns auf diesen Standpunkt stellen, so ist es der einer vorgefaßten Meinung, denn, wie gesagt, wissen wir noch gar nicht, wie unser Volk nach dem Kriege denken wird. Mit einer vorgefaßten Meinung aber sollte man an so ernste Fragen, wie sie Verfassungsänderungen sind, nicht herangehen. Es ist auch ganz klar, daß eine weitere Demokratisierung unserer staatlichen Einrichtungen eine Einschränkung der Rechte der Krone zur Folge haben würde. Dafür würde das Herrenhaus voraussichtlich nicht zu haben sein. Es ist zugegeben, daß eine übermächtige linke Presse wohl den Erfolg gehabt hat, einem Teil unserer Mitbürger einzureden, daß sie sich — nach viel mehr Freiheit sehnen. Ich habe den Eindruck, daß man sogar jetzt, wo man nicht einmal das Recht hat, sich einen Rockknopf zu kaufen, also mit dem geringsten Maß von persönlicher Freiheit schließlich noch ganz gut leben kann, und ich bin der Ansicht, daß wir in Preußen — ich betone immer wieder: in großen Fragen — jede wünschenswerte Freiheit genießen mit Ausnahme vielleicht der Frei-

heit des Stehlens und Mordens. Ich finde, daß jeder vernünftige und jeder ordentlich lebende Mensch in der Lage ist, sich im preußischen Staate nach seinem Belieben und seinem Geschmack einzurichten und sich wohl zu fühlen.

Es hat nun ja bereits jeder deutsche Bürger das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht und hat dadurch den Höhepunkt politischer Glückseligkeit schon erreicht. Es wäre meiner Ansicht nach ein Übermaß von Glückseligkeit, wenn man ihm nun auch noch in die linke Hand, wie viele es wollen, das Reichstagswahlrecht für den Landtag geben wollte. Dies würde vielleicht ein Übermaß des Glückes bedeuten, das den Neid der Götter herbeiziehen könnte, sie würden ihm gleichzeitig mit diesem Wahlrechte den Apfel der Zwietracht in die Hand gegeben haben.

(Sehr richtig! rechts.)

Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß wir auf diesem Wege schließlich zur Republik gelangen würden.

(Sehr richtig! rechts. — Oho! links.)

Wie es in einer Republik mit der alleinseligmachenden Volksherrschaft aussieht, hat uns Herr Graf York schon in kurzen und schlagenden Worten bewiesen. Er hat uns gezeigt, daß in einer Republik von Herrschaft des Volkes keine Rede ist, sondern daß dort einige Drahtzieher das Heft und die Macht in Händen haben, hinter denen, wie er meint, meist große im stillen arbeitende Geldmächte stehen.

(Sehr richtig! rechts.)

Diesen Weg, dächte ich, sollten wir zu gehen vermeiden, und ich habe geglaubt, etwas Wasser auf die rotglühende Begeisterung der Neuorientierung gießen zu sollen.

Ich sage: wer an dem alten, festgefügten Staatenbau Preußens, das bis jetzt in Sturm und Wetter fest gestanden hat, das durch die jahrhundertelangen Mühen, Entbehrungen und Kämpfe unserer Vorfahren errichtet worden ist, rütteln und dieses Gebäude abreißen und einen Ersatzbau mit ungeprüften und unbewährten Surrogaten an dessen Stelle setzen will, dem rufe ich zu: Hände weg von dem alten Preußen!

Wer mit ehrlichem Willen, in der Absicht etwas Gutes für das Vaterland zu leisten, unter Aufrechterhaltung der Grundfesten dieses Baues daran Verschönerungen und, wenn er es für nötig hält, auch kleine bauliche Veränderungen vornehmen will, dem rufe ich zu: Laß dir Zeit! — oder wie der Berliner sagt: Immer sachte mit die jungen Pferde!

(Heiterkeit und lebhaftes Bravo rechts. — Unruhe links.)

»Mit großer Freude und Genugtuung« hat »im Felde« diese markigen Sätze Seine königliche Hoheit gelesen. Sicherlich mit nicht geringerer Freude

**und Genugtuung die darauffolgende Rede eines derselben hocharistokratischen Kaste entstammenden preußischen Lords, des Grafen v. Roon, der seinen Freund, den Herrn v. Kleist, zustimmend zitierte:**

> **Jedenfalls das eine muß ich doch sagen: von einer Innehaltung des Burgfriedens kann nicht mehr die Rede sein, seit die liberale Presse diese Forderung mit unerhörtem Lärm als eine berechtigte Forderung in dieser Zeit verlangt und immer wiederholt und dabei das Echo im Abgeordnetenhause gefunden hat, dies in einer Zeit, wo wir wahrlich Größeres zu tun haben, wo die Existenz unseres Vaterlandes auf dem Spiele steht.** Mit Recht ist schon gesagt worden: In den Schützengräben denkt niemand an das Wahlrecht! Und wenn einmal der Krieg zu Ende gehen sollte, was vorläufig noch lange nicht in Aussicht ist, und dann die Leute aus den Schützengräben wiederkehren und dann ein neuer Reichstag zusammentritt, so wird sich zeigen, daß unsere tapferen Kämpfer mit diesen Forderungen keineswegs einverstanden sind, und der neue Reichstag wird wahrscheinlich auch gar nicht daran denken, solche Forderungen zu wiederholen, die der jetzige Reichstag ganz unberechtigterweise seinerzeit erhoben hat, daß der Kern des ganzen Deutschen Reiches, das ist das preußische Vaterland, ruiniert wird durch ein liberales und demokratisches Wahlrecht.

* * *

Jetzt ist das preußische Vaterland ruiniert, nicht nur durch ein liberales und demokratisches Wahlrecht. Durch die Abschaffung der Monarchie, durch den Dolchstoß von hinten, durch die Einführung der Republik. Und der Kronprinz von 1917 hat sich bis zum waschechten Demokraten durchgemausert.

* * *

*27. 6. 1917.*

*An*

*Prinz Reuss*

*Kiel.*

*Alles von oben. Meine wärmsten Wünsche begleiten dich. Hole recht viele von den dreckigen Engländern runter.*

*Herzlichsten Gruss in alter Freundschaft*

*Wilhelm.*

* * *

*9. 7. 1917.* *Vom Felde.*

*Kriegsminister General v. Stein*

*Berlin.*

*Euer Exzellenz wäre ich dankbar für eine recht baldige kurze drahtliche Aufklärung über die Vorgänge in Berlin, die ich nur in der Zeitung verfolgen kann und deren amtliche Auffassung und Wertung ich auf das schmerzlichste vermisse.*

*Besten Gruss*

*Wilhelm.*
*Kronprinz.*

* *

*9. 7. 1917.*

*Chef des Geheimen Zivilkabinetts Sr. Majestät*
*Exzellenz v. Valentini*
*zur Zeit Berlin.*

Wörtlich dasselbe wie an den Kriegsminister v. Stein.

* * *

*9. 7. 1917.* *Vom Felde.*

*Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg*

*Berlin.*

Wörtlich dasselbe wie an den Kriegsminister.

* * *

*18. 7. 1917.* *Vom Felde.*

*Se. Exzellenz den Reichskanzler Dr. Michaelis*

*Berlin.*

*Kronprinz Rupprecht hat mir Dr. Naumann hierher geschickt. Er hat mir gestern einen langen Vortrag über unsere Lage gehalten. Seine Auffassung über die Art der Beendigung dieses Krieges teilt sowohl Rupprecht wie ich. Ich bitte Euer Exzellenz dringend, den Herrn sofort zu empfangen.*

*Besten Gruss*

*Wilhelm.*
*Kronprinz.*

* * *

und Genugtuung die darauffolgende Rede eines derselben hocharistokratischen Kaste entstammenden preußischen Lords, des Grafen v. Roon, der seinen Freund, den Herrn v. Kleist, zustimmend zitierte:

> Jedenfalls das eine muß ich doch sagen: von einer Innehaltung des Burgfriedens kann nicht mehr die Rede sein, seit die liberale Presse diese Forderung mit unerhörtem Lärm als eine berechtigte Forderung in dieser Zeit verlangt und immer wiederholt und dabei das Echo im Abgeordnetenhause gefunden hat, dies in einer Zeit, wo wir wahrlich Größeres zu tun haben, wo die Existenz unseres Vaterlandes auf dem Spiele steht. Mit Recht ist schon gesagt worden: In den Schützengräben denkt niemand an das Wahlrecht! Und wenn einmal der Krieg zu Ende gehen sollte, was vorläufig noch lange nicht in Aussicht ist, und dann die Leute aus den Schützengräben wiederkehren und dann ein neuer Reichstag zusammentritt, so wird sich zeigen, daß unsere tapferen Kämpfer mit diesen Forderungen keineswegs einverstanden sind, und der neue Reichstag wird wahrscheinlich auch gar nicht daran denken, solche Forderungen zu wiederholen, die der jetzige Reichstag ganz unberechtigterweise seinerzeit erhoben hat, daß der Kern des ganzen Deutschen Reiches, das ist das preußische Vaterland, ruiniert wird durch ein liberales und demokratisches Wahlrecht.

* * *

Jetzt ist das preußische Vaterland ruiniert, nicht nur durch ein liberales und demokratisches Wahlrecht. Durch die Abschaffung der Monarchie, durch den Dolchstoß von hinten, durch die Einführung der Republik. Und der Kronprinz von 1917 hat sich bis zum waschechten Demokraten durchgemausert.

* * *

*27. 6. 1917.*

*An*

*Prinz Reuss*

*Kiel.*

*Alles von oben. Meine wärmsten Wünsche begleiten dich. Hole recht viele von den dreckigen Engländern runter.*

*Herzlichsten Gruss in alter Freundschaft*

*Wilhelm.*

* * *

*9. 7. 1917.* *Vom Felde.*

*Kriegsminister General v. Stein*

*Berlin.*

*Euer Exzellenz wäre ich dankbar für eine recht baldige kurze drahtliche Aufklärung über die Vorgänge in Berlin, die ich nur in der Zeitung verfolgen kann und deren amtliche Auffassung und Wertung ich auf das schmerzlichste vermisse.*

*Besten Gruss*

*Wilhelm.*

*Kronprinz.*

* *

*9. 7. 1917.*

*Chef des Geheimen Zivilkabinetts Sr. Majestät*

*Exzellenz v. Valentini*

*zur Zeit Berlin.*

Wörtlich dasselbe wie an den Kriegsminister v. Stein.

* * *

*9. 7. 1917.* *Vom Felde.*

*Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg*

*Berlin.*

Wörtlich dasselbe wie an den Kriegsminister.

* * *

*18. 7. 1917.* *Vom Felde.*

*Se. Exzellenz den Reichskanzler Dr. Michaelis*

*Berlin.*

*Kronprinz Rupprecht hat mir Dr. Naumann hierher geschickt. Er hat mir gestern einen langen Vortrag über unsere Lage gehalten. Seine Auffassung über die Art der Beendigung dieses Krieges teilt sowohl Rupprecht wie ich. Ich bitte Euer Exzellenz dringend, den Herrn sofort zu empfangen.*

*Besten Gruss*

*Wilhelm.*

*Kronprinz.*

* * *

*18. 7. 1917.* *Vom Felde.*

*Exzellenz Ludendorff*

*Grosses Hauptquartier.*

Wörtlich dasselbe wie an Michaelis.

* * *

*20. 7. 1917.* *Von Charleville.*

*Seiner Majestät dem Kaiser*

*OSTEN*

*über Berlin.*

*Ich bitte Dich sehr herzlich um einen baldmöglichst telegraphischen Befehl, dass Charleville, Belair und die nächsten Ortschaften der Umgebung von jeglichen Beitreibungen freizulassen sind. Die sofortige Durchführung dieser Massregel ist erwünscht, da sonst den Einwohnern ihr letztes Hab und Gut genommen wird, Missstimmung und Erbitterung von Tag zu Tag wachsen. Auch würden letzten Endes unsere eigenen Truppen, welche hier in Ruhe gelegt werden, die Leidtragenden sein, denn sie kämen dann in eine völlig ausgesogene Gegend, die sich bisher Deiner und der O. H. L. besonderen Fürsorge erfreut hat. Würde weiter und abgesehen von wohl berechtigtem Ausnahmefall der hiesigen Bevölkerung die letzte Vergünstigung entzogen, so müsste sie der Meinung sein, dass auch ihr ehemaliger, mächtiger Beschützer, auf den sie so lang dankbar und vertrauensvoll blickte, sie fallen lässt. Persönlich möchte ich auch nicht in dem Teile Frankreichs, in dem ich diese Kriegsjahre lebe und arbeite, für alle Zeiten als rücksichtsloser Bedrücker gelten und die Verantwortung von Massregeln tragen, mit denen ich in meinem innersten Herzen nicht einverstanden bin.*

*Viele herzliche Grüsse und weiter alles Gute im Osten.*

*Dein getreuer Sohn*

*Wilhelm.*

* * *

*28. 7. 1917. Vom Felde.*

*Generaloberst von Plessen*
*Grosses Hauptquartier Sr. Majestät*
*OSTEN über Berlin.*

*Sandte vorgestern an Se. Majestät telegraphisch Bitte um Schonung von Charleville und Belair von Beitreibungen, die im weitesten Masse einsetzen sollen und den hiesigen Einwohnern ihre letzte Habe nehmen.*

*Bitte Euer Exzellenz um Unterstützung in dieser Angelegenheit.*

*Beste Grüsse*
*Wilhelm.*
*Kronprinz.*

* * *

*6. 9. 1917. Um 10 Uhr 55 vorm. Vom Felde.*

*Präsident Hamburger Handelskammer Heyr*
*Hamburg.*

*Mit Genugtuung und Freude habe ich den Wortlaut der Entschliessung gegen die Note des Präsidenten Wilson gelesen und bitte Sie, den Herren der Handelskammer und der Hamburger Kaufmannschaft meine aufrichtige Befriedigung zum Ausdruck zu bringen für die mannhaften Worte und die herzerfrischende Deutlichkeit, mit der die Anmassung des amerikanischen Präsidenten die gebührende Abweisung gefunden hat.*

*Wilhelm.*
*Kronprinz.*

* * *

*10. 9. 1917 (5 Uhr nachm.) Vom Felde.*

*Offizierkorps S. M. S. Deutschland*

*Den Offizieren und der Besatzung S. M. S. Deutschland herzlichen Dank für treue Wünsche und kameradschaftliche Grüsse. — Seit den an Bord des stolzen Kaiserschiffs verbrachten unvergesslichen Tagen weiss ich, was Offiziere*

*und Leute unserer herrlichen Flotte auf See leisten. Diese Erkenntnis hat der Tag vom Skagerrag und die Leistungen unserer U-Boote zu unerschütterlichem Glauben an die Unbesiegbarkeit unserer Streitkräfte zur See erhärtet. Vorwärts und durch zum guten Ende!*

*Wilhelm.*
*Kronprinz.*

* * *

*30. 9. 1917 (8 Uhr 35 vorm.) Aus dem Felde.*

*Herrn Hermann Sudermann*
*Berlin-Grunewald*
*Bettinastr. 3*

*Gratuliere sehr zum 60. Geburtstag. Habe mit viel Freude Ihr kleines Buch Litauische Geschichten gelesen. In Ibenhorst war ich zur Elchjagd. Ihre Bücher Frau Sorge, Katzensteg und Teja habe ich stets besonders gern gelesen.*

*Gruss aus dem Felde*
*Wilhelm.*
*Kronprinz.*

* * *

*7. 11. 17.*

*Exzellenz Dr. Michaelis*
*Berlin*
*Wilhelmstrasse*

*Meine Gefühle Euer Exzellenz gegenüber bleiben dieselben. Ich bedauere Ihren Abgang lebhaft. Die Entwicklung der Dinge erregt mein äusserstes Missfallen.*

*Wilhelm.*
*Kronprinz.*

* * *

*8. 12. 1917.*

*Obermeister Fritz Schmidt, Bäcker-Zwangsinnung*
*Berlin*
*Krautstrasse 38*

*Schreiben vom fünften erhalten. Nehme das freundliche Anerbieten Bäcker-Zwangsinnung in Berlin gern*

*und mit bestem Dank an und bitte, sich wegen alles weiteren mit meinem Hofmarschallamt in Verbindung zu setzen. Den Berliner Bäckern besten Gruss.*

*Wilhelm.*
*Kronprinz.*

* * *

*18. 12. 1917.*

*Hofuhrmacher Felsing*
*Berlin*
*Unter den Linden*

*Bitte umgehend eine Auswahl Damenuhrarmbänder, darunter auch mehrere mit Emailzifferblatt hersenden.*

*Kronprinzliches Hofmarschallamt.*
*Heeresgruppe Deutscher Kronprinz.*

* * *

*22. 12. 1917.* *Von Charleville*

*Kronprinzessin*
*Potsdam*
*Cäcilienhof*

*Gestriger Allerhöchster Besuch besonders hübsch verlaufen, vormittags Besichtigungsfahrt bei 5. Armee, anschliessend Frühstück Montmédy bei A. O. K. 5, nachmittags Charleville Weihnachtsgottesdienst, Essen in Belair, dazu die 4 Oberbefehlshaber, 4 Divisionskommandeure und Gefolge. Für Seine Majestät Bescherung, für alle Herren kleine Weihnachtsgeschenke. Anschliessend Zapfenstreich auf dem Marktplatz.*

*Untertänigst*
*Major von Müller.*

* * *

*26. 12. 1917.*

*An Prinz Eitel Friedrich*
*Vielen Dank für hübsche Knöpfe.*

* * *

Ende Dezember 1917 berichtet v. Müller der Kronprinzessin über Weihnachtsfestverlauf. Bescherung . . . »Weihnachtsessen

wie in friedlichen Zeiten.« Gute Stimmung. Untertänigster Weihnachtsgruß.

Beinahe alle Telegramme strotzen vor Banalität, enthalten nichtssagende Floskeln oder die abgebrauchtesten Clichés. So inhaltslos wie dieses Leben, so seine Telegramme. Nur Phrasen.

Vielleicht kein übler Mensch. Weder unanständiger noch hassenswerter als hunderte seiner Kameraden. Gardeoffizier, Sportsmann, Jäger, Kunst- und Operettenfreund. Wahllos, leicht beeinflußbar, pueril, ausschweifend oberflächlich.

Kurz: ein haltlos hin und her Schwankender. Oft von sympathischen Gefühlen beseelt, dann wieder blöd, konventionell roh oder typisch vertrottelt. Wie sollte ein in diesem Milieu lebender, als künftiger Monarch angestaunter, umschmeichelter Mensch, der keine überragende Begabung, die übliche Bildung und den herkömmlichen Geschmack eines preußischen Prinzen hatte (nur mit einem stärkeren Schuß Leichtsinn), wie sollte dieser im Grunde vielleicht harmlose, nicht bösartige Mensch während des Massenmordens anders urteilen, denken, sich äußern, als er's hier tut? — Aber Demokrat? Wozu holländische Langeweile nicht alles treiben kann. Paris war immer eine Messe wert. Wie verlockend muß das republikanische Deutschland sein, wenn ein Hohenzollern sich zur »Demokratie« bekennt?

## POINCARÉ

### VON P. VAILLANT-COUTURIER (PARIS)

Wir haben also eine Regierung Poincaré!

Ist es möglich, daß ein Land so etwas ertragen kann, ohne auszuspeien?

Ich bin diesem kleinen gefährlichen Manne zweimal in meinem Leben begegnet. Das erste Mal in Paris, einige Tage nach seiner Wahl ins Elisee. Er empfing die Mitglieder der Anwaltskammer. Die Neugier hatte auch mich hingeführt. In den Salons des

Präsidentenpalais, lächerlich angezogen, von den automatischen Komplimenten ermüdet, steif, schwächlich, stinkend vor Eitelkeit, teilte er ein Lächeln aus, das olympisch sein sollte, und feuchte Händedrücke.

Der Ekel überwog die Neugier, die mich da hingezogen hatte.

Dieser Mensch machte auf mich den Eindruck einer unglaublichen Mittelmäßigkeit. Ein aufgeputzter Frosch!

In ihm fand ich die ganze geistige Armseligkeit des französischen Kleinbürgers wieder, Heuchelei, Borniertheit, das ganze Gebaren des echten Bourgeois, die Scheußlichkeit einer Klasse, die sich gegen ihren unvermeidlichen Untergang sträubt. Ein etwas verweichlichter Thiers.

Die mit Gold überladene Tafel, die Teppiche und diese erbärmlichen Männer von Rechtsanwälten mit ihren Frauen, die überall den Geruch frischgewaschener Handschuhe hinbrachten, machten dieses kleine Fest einer armseligen Familie vollends unerträglich. —

Das zweite Mal war es auf der Durchreise durch Toulouse zur Zeit der großen Manöver, wo ich durch Freunde veranlaßt wurde, dem Einzug Poincarés und »seiner Gattin« in der Stadt beizuwohnen.

Die sozialistische Gemeindebehörde hatte sich geweigert, ihn zu empfangen, er wurde von der Präfektur begrüßt.

Bei Saint-Cyprien hatte man ihm einen rot-gelben Triumphbogen errichtet, oben mit einem Balkon, auf dem ein Dutzend Trompeter, in mittelalterlichen Choristenkostümen, die Trompetenarie aus »Aïda« spielten.

Diesmal war das Männchen erregt und ungestüm. Er hatte eben einen kleinen Krieg gesehen und konnte seine Freude kaum bändigen.

Der Pulvergeruch hatte ihn berauscht. Er war trunken vor »Gloire«.

Mit seinem Stock wie mit einem Säbel militärisch grüßend öffnete Pedro Gailhard das Auto des Präsidenten und verbeugte sich. . . .

Diese eines Kriegers würdige Ehrung tröstete ihn etwas über diese schmutzigen Sozialisten. . . .

wie in friedlichen Zeiten.« Gute Stimmung. Untertänigster Weihnachtsgruß.

Beinahe alle Telegramme strotzen vor Banalität, enthalten nichtssagende Floskeln oder die abgebrauchtesten Clichés. So inhaltslos wie dieses Leben, so seine Telegramme. Nur Phrasen.

Vielleicht kein übler Mensch. Weder unanständiger noch hassenswerter als hunderte seiner Kameraden. Gardeoffizier, Sportsmann, Jäger, Kunst- und Operettenfreund. Wahllos, leicht beeinflußbar, pueril, ausschweifend oberflächlich.

Kurz: ein haltlos hin und her Schwankender. Oft von sympathischen Gefühlen beseelt, dann wieder blöd, konventionell roh oder typisch vertrottelt. Wie sollte ein in diesem Milieu lebender, als künftiger Monarch angestaunter, umschmeichelter Mensch, der keine überragende Begabung, die übliche Bildung und den herkömmlichen Geschmack eines preußischen Prinzen hatte (nur mit einem stärkeren Schuß Leichtsinn), wie sollte dieser im Grunde vielleicht harmlose, nicht bösartige Mensch während des Massenmordens anders urteilen, denken, sich äußern, als er's hier tut? — Aber Demokrat? Wozu holländische Langeweile nicht alles treiben kann. Paris war immer eine Messe wert. Wie verlockend muß das republikanische Deutschland sein, wenn ein Hohenzollern sich zur »Demokratie« bekennt?

## POINCARÉ

### VON P. VAILLANT-COUTURIER (PARIS)

Wir haben also eine Regierung Poincaré!

Ist es möglich, daß ein Land so etwas ertragen kann, ohne auszuspeien?

Ich bin diesem kleinen gefährlichen Manne zweimal in meinem Leben begegnet. Das erste Mal in Paris, einige Tage nach seiner Wahl ins Elisee. Er empfing die Mitglieder der Anwaltskammer. Die Neugier hatte auch mich hingeführt. In den Salons des

Präsidentenpalais, lächerlich angezogen, von den automatischen Komplimenten ermüdet, steif, schwächlich, stinkend vor Eitelkeit, teilte er ein Lächeln aus, das olympisch sein sollte, und feuchte Händedrücke.

Der Ekel überwog die Neugier, die mich da hingezogen hatte.

Dieser Mensch machte auf mich den Eindruck einer unglaublichen Mittelmäßigkeit. Ein aufgeputzter Frosch!

In ihm fand ich die ganze geistige Armseligkeit des französischen Kleinbürgers wieder, Heuchelei, Borniertheit, das ganze Gebaren des echten Bourgeois, die Scheußlichkeit einer Klasse, die sich gegen ihren unvermeidlichen Untergang sträubt. Ein etwas verweichlichter Thiers.

Die mit Gold überladene Tafel, die Teppiche und diese erbärmlichen Männer von Rechtsanwälten mit ihren Frauen, die überall den Geruch frischgewaschener Handschuhe hinbrachten, machten dieses kleine Fest einer armseligen Familie vollends unerträglich. —

Das zweite Mal war es auf der Durchreise durch Toulouse zur Zeit der großen Manöver, wo ich durch Freunde veranlaßt wurde, dem Einzug Poincarés und »seiner Gattin« in der Stadt beizuwohnen.

Die sozialistische Gemeindebehörde hatte sich geweigert, ihn zu empfangen, er wurde von der Präfektur begrüßt.

Bei Saint-Cyprien hatte man ihm einen rot-gelben Triumphbogen errichtet, oben mit einem Balkon, auf dem ein Dutzend Trompeter, in mittelalterlichen Choristenkostümen, die Trompetenarie aus »Aïda« spielten.

Diesmal war das Männchen erregt und ungestüm. Er hatte eben einen kleinen Krieg gesehen und konnte seine Freude kaum bändigen.

Der Pulvergeruch hatte ihn berauscht. Er war trunken vor »Gloire«.

Mit seinem Stock wie mit einem Säbel militärisch grüßend öffnete Pedro Gailhard das Auto des Präsidenten und verbeugte sich. . . .

Diese eines Kriegers würdige Ehrung tröstete ihn etwas über diese schmutzigen Sozialisten. . . .

wie in friedlichen Zeiten.« Gute Stimmung. Untertänigster Weihnachtsgruß.

Beinahe alle Telegramme strotzen vor Banalität, enthalten nichtssagende Floskeln oder die abgebrauchtesten Clichés. So inhaltslos wie dieses Leben, so seine Telegramme. Nur Phrasen.

Vielleicht kein übler Mensch. Weder unanständiger noch hassenswerter als hunderte seiner Kameraden. Gardeoffizier, Sportsmann, Jäger, Kunst- und Operettenfreund. Wahllos, leicht beeinflußbar, pueril, ausschweifend oberflächlich.

Kurz: ein haltlos hin und her Schwankender. Oft von sympathischen Gefühlen beseelt, dann wieder blöd, konventionell roh oder typisch vertrottelt. Wie sollte ein in diesem Milieu lebender, als künftiger Monarch angestaunter, umschmeichelter Mensch, der keine überragende Begabung, die übliche Bildung und den herkömmlichen Geschmack eines preußischen Prinzen hatte (nur mit einem stärkeren Schuß Leichtsinn), wie sollte dieser im Grunde vielleicht harmlose, nicht bösartige Mensch während des Massenmordens anders urteilen, denken, sich äußern, als er's hier tut? — Aber Demokrat? Wozu holländische Langeweile nicht alles treiben kann. Paris war immer eine Messe wert. Wie verlockend muß das republikanische Deutschland sein, wenn ein Hohenzollern sich zur »Demokratie« bekennt?

## POINCARÉ

### VON P. VAILLANT-COUTURIER (PARIS)

Wir haben also eine Regierung Poincaré!

Ist es möglich, daß ein Land so etwas ertragen kann, ohne auszuspeien?

Ich bin diesem kleinen gefährlichen Manne zweimal in meinem Leben begegnet. Das erste Mal in Paris, einige Tage nach seiner Wahl ins Elisee. Er empfing die Mitglieder der Anwaltskammer. Die Neugier hatte auch mich hingeführt. In den Salons des

Präsidentenpalais, lächerlich angezogen, von den automatischen Komplimenten ermüdet, steif, schwächlich, stinkend vor Eitelkeit, teilte er ein Lächeln aus, das olympisch sein sollte, und feuchte Händedrücke.

Der Ekel überwog die Neugier, die mich da hingezogen hatte.

Dieser Mensch machte auf mich den Eindruck einer unglaublichen Mittelmäßigkeit. Ein aufgeputzter Frosch!

In ihm fand ich die ganze geistige Armseligkeit des französischen Kleinbürgers wieder, Heuchelei, Borniertheit, das ganze Gebaren des echten Bourgeois, die Scheußlichkeit einer Klasse, die sich gegen ihren unvermeidlichen Untergang sträubt. Ein etwas verweichlichter Thiers.

Die mit Gold überladene Tafel, die Teppiche und diese erbärmlichen Männer von Rechtsanwälten mit ihren Frauen, die überall den Geruch frischgewaschener Handschuhe hinbrachten, machten dieses kleine Fest einer armseligen Familie vollends unerträglich. —

Das zweite Mal war es auf der Durchreise durch Toulouse zur Zeit der großen Manöver, wo ich durch Freunde veranlaßt wurde, dem Einzug Poincarés und »seiner Gattin« in der Stadt beizuwohnen.

Die sozialistische Gemeindebehörde hatte sich geweigert, ihn zu empfangen, er wurde von der Präfektur begrüßt.

Bei Saint-Cyprien hatte man ihm einen rot-gelben Triumphbogen errichtet, oben mit einem Balkon, auf dem ein Dutzend Trompeter, in mittelalterlichen Choristenkostümen, die Trompetenarie aus »Aïda« spielten.

Diesmal war das Männchen erregt und ungestüm. Er hatte eben einen kleinen Krieg gesehen und konnte seine Freude kaum bändigen.

Der Pulvergeruch hatte ihn berauscht. Er war trunken vor »Gloire«.

Mit seinem Stock wie mit einem Säbel militärisch grüßend öffnete Pedro Gailhard das Auto des Präsidenten und verbeugte sich. . . .

Diese eines Kriegers würdige Ehrung tröstete ihn etwas über diese schmutzigen Sozialisten. . . .

Man spielte den Lothringer Marsch und Poincarés Züge verhärteten sich: das war seine Hymne. Er fühlte sich gleichzeitig wie Jeanne d'Arc und Napoleon.

In diesem Augenblick hatte ich eine klare Vorstellung von dem entsetzlichen Willen, der diesen kleinen Körper beseelte. Eine Idee, die einen mittelmäßigen Menschen einmal gepackt hat, pflegt in ihm jeden anderen Gedanken zu verdrängen. Sie wird zur unbeschränkten Tyrannin, die alles sich unterordnet.

»Poincaré ist der Krieg!« Alles in ihm sagte dies.

Und damit war nicht nur der Krieg gemeint wie er am hassenswertesten, sondern der Krieg auch, wie er am dümmsten ist, der Krieg mit der Offensive um jeden Preis mit Bajonetten und roten Hosen, mit Militärkapellen, der Krieg, wie man ihn im Börsenkaffee versteht.

Die unfähigen Generäle mit Tiergesichtern und roten Köpfen stürzten sich auf die Tribünen.

Arme Teufel, denen die Mittagssonne aufs Haupt brannte, defilierten im Sande vorbei.

Wie viele von ihnen mögen heute noch leben?

Zu Dutzenden hat sie, im Bunde mit dem Zaren, Poincaré hinmetzeln lassen.

Er hat den Krieg gewollt, und er hat ihn gehabt.

Der Haß, der ihn von Anfang an aus den Schützengräben umgab, war nur gerecht.-

Ich denke oft an eine Szene in Perthes-les-Hurlus, wo ich sah, wie ein ganzer Grabenabschnitt sich mit der Grausamkeit eines sicheren Instinktes über die — verfrühte — Meldung freute, daß Poincaré tot sei.

Man glaubte an diese Befreiung.

Welcher alte Soldat erinnerte sich nicht daran, was in unserem Jargon bedeutet: »dem Papst«, »dem Kaiser« oder »Poincaré telephonieren«.

Dieser kleine Mensch war bald zum Symbol einer schrecklichen Schuld geworden, der Schuld der ganzen Kapitalistenklasse an dem Krieg.

Er war alles gleichzeitig, »die Pfaffen«, »der Generalstab«, »die Kriegsgewinnler«, »das Vaterland«, das Sinnbild derer, die

»den anderen das Maul versperren«. Er war das französische Ebenbild des deutschen Kaisers.

»Das kleine Kreuz und das große Grab
Ist für uns . . . . .«

sagte ein verbotenes Lied — und für ihn gab es die Lobgesänge der Presse, die Glückwunschtelegramme und das schöne Leben der großen Herren . . . . .

Manchmal, wenn er aus dem Auto stieg, um über die geopferten Truppen Parade abzuhalten, empfing den früheren Jägerkapitän ein lautes Zischen.

Er wußte, daß eine Offensive die Beleidigung rächen würde und ging steif vorbei, wie der Tod.

Die Hospitäler besuchte er als Amtsperson, ohne irgendein menschliches Gefühl. Außerstande, ein menschliches Wort, etwas anderes als patriotische Phrasen vorzubringen, heftete er mechanisch die Tröstungsorden an die dem Tode geweihte Brust und ging wie eine Maschine weiter zu anderen Amtsgeschäften . . .

Kaum war über den Bergen von Leichen der Friede geschlossen, da begann dieser Irrsinnige von neuem den Krieg.

Die Matrosen vom Schwarzen Meer hißten die Rote Flagge.

Man sperrte sie in die Kerker und Poincaré, unbestraft, schamloser als je, setzte seine verbrecherische Politik fort.

»Zwölf Kugeln in sein Fell,
Zwölf Kugeln in sein Fell — — —«

schrie Raymond Lefèvre ihm ins Ohr.

Ein Kriegsgericht aus früheren Soldaten, um ihn abzuurteilen: zwölf Kugeln in sein Fell. Ein gutes Urteil und ein gerechtes Urteil für diesen Mörder . . . .

Poincaré ließ Raymond Lefèvre verhaften und verfolgen. Dann strebte er, sich in Wochenschriften und Zeitungen zu verteidigen.

Im »Matin« setzte er seine weichliche, grämlich-feierliche Prosa ab.

Wie bei Wilhelm II. war es das »Ich habe es nicht gewollt«, was aus jeder Zeile hervorbrach.

Gewissensbisse? Nein! Nicht einmal das!

Furcht? Vielleicht!

Jetzt ist er Ministerpräsident. Ob Briand oder Poincaré — von einzelnen tollen Streichen abgesehen, wird sich ihre Politik kaum unterscheiden. Die Forderungen des internationalen Kapitalismus an das verschuldete Frankreich werden sich nicht ändern. Frankreich wird nur in der Welt noch ein wenig verächtlicher, noch ein wenig verhaßter werden.

Aber die bloße Tatsache, daß Poincaré das Amt eines Ministerpräsidenten bekleidet, ist eine Beleidigung für die siebzehnhunderttausend Toten und für die drei Millionen, die als Krüppel den Krieg überlebten.

Überall, wo Poincaré hinkommt, muß er frühere Soldaten und Arbeiter treffen, die ihm ihre Verachtung bezeugen.

Ein unbarmherziger Feldzug des Hasses, der wie ständige Schläge auf ihn niederprasselt, muß sich gegen diesen Menschen entfesseln.

»Poincaré ist der Krieg!« »Poincaré ist das Verbrechen!« »Poincaré ist die Festhaltung der Jugend in den Kasernen und die Mobilisierung!« »Poincaré ist der Abscheu der arbeitenden Klassen!« »Poincaré ist der Mitschuldige an dem Tod von 1700000!«

Das durch Briands Honigworte eingeschläferte Proletariat muß jetzt erwachen!

Der Zorn des Volkes muß Poincaré in die Ohren dringen wie eine Ankündigung der zwölf Kugeln, die ihm Raymond Lefèvre versprach.

## DENIS DIDEROT

### *AUS DEN »PHILOSOPHISCHEN GEDANKEN«.*

Ich schreibe von Gott, ich zähle auf wenig Leser, ich rechne auf nur wenige Stimmen zu meinen Gunsten. Wenn diese Gedanken niemandem gefallen, so können sie nicht anders als schlecht sein, aber ich würde sie für abscheulich halten, wenn sie aller Welt gefielen.

Es gibt Leute, von denen man nicht sagen darf, daß sie Gott fürchten, sondern daß sie Angst vor ihm haben.

•

Ja, ich behaupte es, der Aberglaube ist eine größere Beleidigung Gottes als der Atheismus. Plutarch sagte: »Es wäre mir lieber, man nähme an, daß es nie einen Plutarch gegeben hätte, als daß man glaubte, Plutarch sei ungerecht, jähzornig, unbeständig, eifersüchtig, rachgierig — kurz, ein Mann, der Widerwillen erweckt.«

•

Eines Tages wurde jemand gefragt, ob es echte Atheisten gäbe. Er antwortete: »Glauben Sie, daß es echte Christen gibt?«

•

Unwissenheit und Mangel an Wißbegierde sind zwei sehr sanfte Ruhekissen, aber um sie als solche zu erkennen, muß man ein so »wohl eingerichtetes Haupt« wie Montaigne haben.*)

•

Man kann von mir verlangen, daß ich die Wahrheit suche aber nicht, daß ich sie finde. Kann mich ein Trugschluß nicht lebhafter bewegen, als ein sicherer Beweis? Ich bin dazu gezwungen, dem Irrtum beizustimmen, wenn ich ihn für Wahrheit halte, und die Wahrheit zu verwerfen, wenn ich sie für einen Irrtum halte. Aber was habe ich zu befürchten, wenn ich mich ohne meine Schuld irre? Wir werden im Jenseits nicht dafür belohnt, daß wir im Diesseits Geist besessen haben: könnten wir also im Jenseits dafür bestraft werden, daß wir im Diesseits keinen besaßen? Einen Menschen unzulänglicher Schlüsse wegen verdammen, heißt vergessen, daß er ein Dummkopf ist, um ihn statt dessen als einen Bösewicht zu behandeln.

•

*) Anspielung auf ein Wort Montaigne's (Essays III, 13): »Oh, welch sanftes, weiches und gesundes Kissen sind Unwissenheit und Mangel an Wißbegierde, ein wohl eingerichtetes Haupt darauf auszuruhen!«

Wer für einen Glauben stirbt, dessen Verkehrtheit er erkennt, ist ein Tollkopf.

Wer für einen falschen Glauben stirbt, den er für echt hält, oder für einen echten Glauben, von dessen Wahrheit er keine Beweise hat, ist ein Fanatiker.

Der echte Märtyrer ist derjenige, der für einen wahren Glauben stirbt, dessen Wahrhaftigkeit ihm bewiesen worden ist.

•

Der echte Märtyrer erwartet den Tod, der Fanatiker eilt ihm entgegen.

•

In Fragen der Religion darf der Zweifel nicht als Unfrömmigkeit gelten, sondern muß als gute Handlung betrachtet werden, wenn er von einem Manne ausgeht, der in Demut seine Unwissenheit erkennt, und wenn der Zweifel durch die Furcht hervorgerufen wird, Gott durch einen übermäßigen Gebrauch der Vernunft zu mißfallen.

•

Irgendeine Wesensähnlichkeit zwischen der menschlichen und der ewigen Vernunft, die Gott genannt wird, zuzulassen, und zu behaupten, daß Gott das Opfer der menschlichen Vernunft verlangt, das heißt den Satz aufstellen, daß Gott zu gleicher Zeit will und nicht will.

•

Wenn Gott, von dem wir unsere Vernunft erhalten haben, das Opfer derselben verlangt, so ist er ein Taschenspieler, der das, was er gegeben hat, wieder fortzaubert.

•

Ich habe mich des Nachts in einem unermeßlich großen Walde verirrt, und habe nur eine kleine Kerze, um mich zurechtzufinden. Da kommt ein Fremder und sagt zu mir: »Lieber Freund, blase Deine Kerze aus, damit Du besser sehen kannst!« Dieser Fremde ist ein Theologe.

•

Wenn hunderttausend Verdammte auf einen Gerechten kommen, so ist der Teufel noch immer im Vorteil, und zwar ohne seinen Sohn dem Tode ausgesetzt zu haben.

•

Nehmt einem Christen die Furcht vor der Hölle und ihr nehmt ihm den Glauben.

•

Was wird Gott mit denen machen, die von seinem Sohne nicht haben sprechen hören? Wird er Taube dafür bestrafen, daß sie nicht gehört haben?

•

Was wird er mit denen machen, die von seiner Religion zwar haben sprechen hören, sie aber nicht begreifen konnten? Wird er Pygmäen bestrafen, weil sie nicht mit Riesenschritten gehen konnten?

•

»Dieser Gott, der Gott sterben läßt, um Gott zu besänftigen« — dies ist ein ausgezeichnetes Wort des Barons de la Hontan. Aus hundert Foliobänden, die für oder gegen das Christentum geschrieben worden sind, spricht weniger Klarheit, als aus der Lächerlichkeit dieser zwei Zeilen.

•

Wenn man sagt, daß der Mensch aus Stärke und Schwäche, aus Erleuchtung und Blindheit, aus Niedrigkeit und Größe zusammengesetzt ist, so macht man ihm nicht den Prozeß, sondern definiert man sein Wesen.

•

Was wir als Erbsünde bezeichnen, bezeichnete Ninon de l'Enclos als Mustersünde.

•

Gottvater hält die Menschen seiner ewigen Rache für wert, Gott der Sohn hält sie seines ewigen Mitleides für wert, der heilige Geist bleibt neutral. Wie soll man dieses katholische Gerede mit der Einheit des göttlichen Willens in Einklang bringen?



•

Schon längst hat man von den Theologen verlangt, das Dogma von den ewigen Strafen mit dem grenzenlosen Mitleid Gottes in Einklang zu bringen: aber sie stehen noch heute auf demselben Standpunkt.

•

Und wozu sollte man einen Schuldigen bestrafen, wenn seine Züchtigung doch zu nichts Gutem mehr dient?

•

Daß Christus, der Gott ist, vom Teufel versucht worden sei, gehört unter die Märchen aus tausendundeiner Nacht.

•

Gott gibt dem Menschen ein erstes Gesetz — und dann hebt er dieses Gesetz auf. Ist das nicht das Verfahren eines Gesetzgebers, der sich getäuscht hat und dies allmählich einsieht? Aber darf ein vollkommenes Wesen sich eines Besseren besinnen?

•

Wenn der Mensch ohne Schuld geboren ist und doch unglücklich wird, sollte das nicht daher kommen, daß er dazu bestimmt ist, ein ewiges Glück zu genießen, ohne sich infolge der Mängel seiner Natur dessen jemals würdig machen zu können?

•

Hier folgt, was ich über das christliche Dogma denke: ich werde nur ein Wort über seine Moral sagen. Für einen katholischen Familienvater, der überzeugt ist, daß man unter Vermeidung von Höllenstrafen die Vorschriften der Evangelien streng befolgen muß, und der die außerordentliche Schwierigkeit in Betracht zieht, zu diesem hohen Grade von Vollendung zu gelangen, den die menschliche Natur keineswegs mit sich bringt — für diesen Familienvater sehe ich keine andere Möglichkeit, als sein Kind zu packen und zu zerschmettern oder es nach der Geburt zu ersticken. Durch diese Tat wird er es vor der Gefahr der Verdammnis bewahren und ihm die ewige Glückseligkeit sichern. Und ich behaupte, daß diese Tat weit entfernt davon ist, ein Verbrechen zu sein, sondern als unendlich lobenswert zu

gelten hat, da sie aus jener väterlichen Liebe heraus geschehen ist, die verlangt, daß ein guter Vater für seine Kinder alles nur denkbare Gute tun soll.

•

Sind die Vorschriften der Religion und die Gesetze der menschlichen Gesellschaft, die den Mord von Unschuldigen verbieten, nicht eigentlich recht sinnlos und grausam, da man den Unschuldigen durch ihre Ermordung doch ein unendliches Glück sichert, sie jedoch, wenn man sie leben läßt, fast mit Sicherheit einem ewigen Unglück weiht?

•

In alten Zeiten war es auf der Insel Ternate niemandem, nicht einmal den Priestern, erlaubt, von Religion zu sprechen. Es gab nur einen Tempel, und ein besonderes Gesetz verbot, daß man einen zweiten errichtete. In dem Tempel sah man weder Altar, noch Statuen, noch Bilder. Hundert Priester, die ein bedeutendes Einkommen hatten, versahen den Dienst an diesem Heiligtum. Sie sangen nicht und sprachen nicht, sondern zeigten nur unter tiefstem Schweigen auf eine Pyramide, die folgende Worte trug: »Sterbliche, betet Gott an, liebt Eure Brüder und macht Euch der Heimat nützlich!«

•

*Ausgewählt und übersetzt von Kurt Pieper.*

# EINE SYNTHETISCHE PSYCHOLOGIE
## VERA STRASSERS WERK
### VON FRITZ BRUPBACHER (ZÜRICH)

**Ewige Lebendigkeit ist der Sinn des Lebens. Verlaufen in Sackgassen, Verabsolutierungen die Gefahr des Menschen. Und wenn auch am Anfang der Verabsolutierung ein intensiveres Sehen und Produzieren zu stehen scheint, versiegt doch in ihr recht bald die Produktivität und das Leben wird in Sardinenbüchsen eingefangen. Extreme, besser gesagt, vereinseitigte Richtungen**

in Belletristik, bildender Kunst, Philosophie und Politik sind solche Sackgassen des Lebens, aufgebaut auf Verabsolutierung von einseitig erfaßten Erlebnissen. Und wenn auch der Lebensarme und wenig Begabte durch in Schemata gebrachte Verabsolutierungen eine kurze Zeit fast eine Art Glanzexistenz führen und eine Scheinbedeutung erlangen kann, so ist doch auf allen Gebieten des Lebens nur das, was aus der allervielfältigsten Beziehungsfülle herauswächst, lebensfähig, fortsetzungsbedürftig. Nur der Mensch, - der als Mensch mit seinem Leben in Zusammenhang, in Beziehung zu der Gesamtwelt steht, ist der voll produktive. Und nur eine Gesellschaftsordnung, die diese absolute Verbindungsmöglichkeit jedes Einzelnen mit allen Einzelnen gestattet, vermag auch geniale, unverlogene Individuen zu erzeugen.

Eben erschien ein Buch, dem unter anderen dieser Gedanke zugrunde liegt, das einerseits diese Forderung erhebt, andrerseits sie in der wissenschaftlichen Betrachtung des psychisch Gesunden, des Nervösen und des Psychotikers anwendet. Das Buch von Dr. med. Vera Strasser, Psychologie der Zusammenhänge und Beziehungen, Berlin, Julius Springer 1921, ist kein Werk, das Wissenschaft als pure Wissenschaft im Sinne des art pour l'art betreibt. Nicht ein bloßer Intellekt, söndern eine ganze reiche Persönlichkeit, die in Bewegung sich befindet in der Richtung reichster Beziehungsfähigkeit, steht als Autor hinter dem Buch. Bücher, die im Allgemeinen die Forderung des Zusammenhanges der Ichtotalität mit der Welttotalität erheben, sind nicht gar selten. Selten aber, nicht vorhanden ist ein Buch, das im Einzelnen die Bruchstelle dieses Zusammenhanges und die im Individium gelegenen Denkfehler, die Ursache dieses Abreißens darstellt. Vera Strasser stellt die Entstehung und Wirkung der psychischen Mechanismen und Techniken dar, die den Zusammenhang mit der Welt einschränken, eventuell bis zu einem solchen Grade, daß das Individium beziehungslos dahinlebt oder weltabgewandt in der Psychose vegetiert.

Aber nicht nur die Bedeutung der Beziehung und die Entwicklung von beziehungshemmenden psychischen Techniken bringt das Buch. Es ist auch dadurch eine Revolution in der wissenschaftlichen Psychologie, daß es nicht eine analytische Psychologie ist, daß nicht von einem Punkt aus je ein Punkt der menschlichen Psyche betrachtet wird, sondern daß die Gesamtfunktion der in der Welt stehenden Psyche mit der Gesamtfunktion einer universellen Psyche betrachtet wird.

Die letzten Jahrzehnte waren die der experimentellen Psychologie, des Freudianismus und der Adler'schen Auffassungen. Von der Seele sah man nur noch das Peripherste, oder dann übertrieb man die Rolle von Sexualität und Herrschaftsgelüst, wie Freud und Adler. Eine Zeit, die nur zu Profit, Sexualität und Geltungswillen eine Beziehung hatte, produzierte auch in der

Psychologie Sackgaßhypothesen. Eine Zeit, welche nur den engsten Individualisten kannte und anerkannte, übersah den Gesamtreichtum nicht nur der menschlichen Natur, des reinen Ich, sondern auch die Vielseitigkeit und Buntheit der Beziehungen dieser Natur zur Welt. Durch Vera Strassers Buch wird direkt der Gegenstand der Psychologie ein anderer. Sie wird erweitert. Gegenstand der Psychologie ist nicht mehr nur die Peripherie des Arbeitsprozesses des Tramkondukteurs und der Stenotypistin, des Sexualikers und des Protestlers. Der vollkommene Mensch und die Vollkommenheitsbestrebungen, die Irrwege auf diesem Wege zur Vollkommenheit werden Gegenstand wissenschaftlicher Psychologie, rücken aus der Metaphysik in die Physik hinein. An Stelle der Psychologie der Trottel und der menschlichen kleinen Relativitäten tritt die Psychologie des homo universale.

Diese Änderung im Gegenstand der Psychologie hat eine Änderung in der Technik ihrer Darstellung im Gefolge. Wo die ganze Fülle der vielverzweigten Seele samt ihren Fühlern und motorischen Organen in die Umwelt hineingestellt wird, da muß die Sprache eine abstrakte werden. So gelingt es, die ganze Fülle der Einzelheiten zu evozieren, ohne ins Romanschreiben hineinzugeraten. Die abstrakte Sprache ist aber auch der Ausdruck der synthetischen Darstellung in der Psychologie, weil die richtige Abstraktion alles Einzelne in sich zusammenfaßt, selbst aus der synthetischen Geistesarbeit herauswächst.

Das bloße Wort Psychologie ist in Mißkredit gekommen, gleichbedeutend geworden mit Zerfaserungsarbeit, Auseinandernehmen, Abbauen ohne aufzubauen, mit Herabsetzung, Passivierung der menschlichen Natur. Die letzte Generation der Jungen begann einen heftigen Kampf gegen die Psychologie, als ob sie eine bloß zerstörende Kraft wäre. Und wenn auch dem kräftigen Menschen alle Zerfaserung nicht schadet, so ist es doch richtig, daß er durch sie nichts gewinnt, wenn die »analytische Chemie« der Seele nicht durch eine synthetische Chemie der Seele ergänzt wird. Jeder Synthese gehen aber nicht nur Kausalitäten voran oder übernehmen Finalitätsbestrebungen in ihr die Führung, sondern Leben setzt sich in ihr fort, wandelt sich und wirken Zufälle an ihr mit. Eine jede großangelegte, echte Psychologie, die das ganze Leben der Seele darstellt, muß auch ihr Finales darstellen, ohne deswegen in Moral oder Metaphysik zu geraten. Daß sie das tut, ist der letzte Prüfstein für Vera Strassers Psychologie der Zusammenhänge und Beziehungen. Damit macht die Psychologie den Sprung aus der unfruchtbaren Zerfaserung des Ichs zu der synthetischen Mitarbeit an der Seele des Individuums in der Gemeinschaft. Ohne es zu wollen, wird so, durch den bloßen Gegenstand seiner Betrachtung, der Psychologe zum aktiven Aufbauer und Propheten. Denn die vollkommene Darstellung des Lebens, das doch fließt, ist das Wissen nach

der Richtung der höchsten Vollkommenheit dieses Fließens. So ist Vera Strassers Buch in dem Sinne von gleicher Bedeutung für die Psychologie, wie das Kapital von Karl Marx für die Ökonomie, da auch Marx durch die bloße Erweiterung seiner Wissenschaft, dadurch, daß er nicht nur Punkte, sondern Tendenzen in der Sozialökonomie aufdeckte, diese Tendenzen und damit das Leben selber aktiviert. Wie Marx die synthetische Nationalökonomie schuf, schuf Vera Strasser die synthetische Psychologie.

# AUS DEM FORUM-ARCHIV

## *ZUCHT UND SITTE UNTER EBERT*

*Auf einem Berliner Fernsprechamt ist eine seit drei Jahren beschäftigte Kriegerwitwe von der Bewerbeliste der Beamtinnen gestrichen worden, weil sich herausgestellt hat, daß ihr Kind im Jahre 1915 geboren worden ist, während die Eheschließung mit dem im Felde befindlichen Vater erst im Jahre 1917 stattgefunden hat.*

So muß es auch sein. Wie wir hören, wird man bei dieser unverfrorenen Kriegerwitwe nicht stehen bleiben. Viele durch die Revolution emporgespülten Beamten bis zu den höchsten der Republik zittern schon. Einige von ihnen sollen es auch zu arg getrieben haben. Noch ärger als »der im Felde befindliche Vater«, der zwei Jahre verstreichen ließ, weiter kämpfte, sein Blut verspritzte, schließlich krepierte, in weiser Voraussicht, daß er wegen Zeugung eines nicht im Ehebett geborenen Kindes es doch nicht einmal zum hungerpotensaugenden Beamten in der deutschen Republik bringen könnte. Er ging dahin. Die Witwe blieb. Sie plant, die Erstgeborenen der Herren sozialdemokratischen Minister, Regierungspräsidenten und Landräte — auch derer, die nicht im Felde waren — auf ihre Legitimität prüfen zu lassen. Einige Posten dürften immerhin in nächster Zeit — wenn nach Giesberts Rezept verfahren wird — vakant werden.

Herausgeber und verantwortl. Redakteur: Wilhelm Herzog in Berlin.
Arbeiterorganisationen und Betriebe erhalten das Forum um ein Viertel billiger, Arbeitslose und politische Gefangene umsonst.
Forum-Verlag Berlin W 35.
Druck: Buchdruckerei Wilhelma R. Saling & Co., Berlin SW 68.

# DAS FORUM

6. Jahr März 1922 Heft 6

(Abgeschlossen am 24. März 1922),

## LUIGI NICOLA FORT UND LUCIA JOAQUITA CONCEPTION

### I.

»Die Abfahrt von Berlin war ganz unerwartet. Niemand hatte mich benachrichtigt. Auch nicht mein Rechtsanwalt, der sich dazu verpflichtet hatte. Und in dem Gefängnis des Berliner Polizeipräsidiums sind meine Kleider, meine Wäsche und mein Geld zurückgeblieben. Lucia habe ich im Zug getroffen.« Das antwortete Luigi Nicola Fort, der spanische Syndikalist, nach seiner Auslieferung spanischen Journalisten, die ihn ausfragten. Ein Redaktionsmitglied der Madrider Zeitung »La Libertad« berichtet ausführlich darüber.

Als Dato ermordet wurde, betrachtete jedermann in Spanien — was leicht nachweisbar ist — den Mord als ein Werk der Syndikalisten. Das heißt: als einen politischen Mord. Ein des Mordes Mitverdächtigter, Mateu, wurde einige Tage nach der Tat verhaftet. Ihm wurden die von der Ebertrepublik Ausgelieferten gegenübergestellt. Man versuchte einen Überraschungstrick. Er hat die Beiden nicht erkannt und behauptete, sie zum ersten Mal in seinem Leben zu sehen.

Dato wurde in Deutschland von den Herren im Auswärtigen Amt, die an der Auslieferung interessiert waren, als ein »Sozialreformer« hingestellt. Weil er vor fünfundzwanzig Jahren ein Gesetz zugunsten der Arbeiterunfallversicherung zustande gebracht hatte. Seine ganze politische Tätigkeit seither offenbarte ihn mehr und mehr als einen erzreaktionären, arbeiterfeindlichen Staatsmann. Unter seinem Regime als Ministerpräsident herrschte — besonders in Barcelona — der fürchterlichste Terror gegen

die Gewerkschaften. Es wurden auf sein Geheiß aus Barcelona die angesehensten Führer der Gewerkschaftsbewegung deportiert. Sogar Leute (wie Salvador Segui), die man selbst in liberalen bürgerlichen Kreisen als Führer hochschätzte. Gewerkschaftsmitglieder wurden auf offener Straße in Barcelona von Polizeispitzeln erschossen. Die Festung von Montjuitsch war überfüllt mit Gefangenen aus den Arbeiterkreisen Barcelonas. Der Zivilgouverneur von Barcelona war in Wirklichkeit ein Militärgouverneur, ein General Martinez Anido, der jetzt noch diese Stellung bekleidet, und dessen brutale Tätigkeit selbst von ganz gemäßigten gouvernementalen Sozialisten wie dem Abgeordneten Indalecio Prieto im Parlament aufs schärfste verurteilt wurde.

Der Polizeichef General Arlegui, eines der übelsten Subjekte der spanischen Militärkamarilla, gleicht einer Figur aus der mittelalterlichen Inquisition.

Die Gewerkschaften — zur Zeit der Ermordung Datos — waren aufgelöst. Schon der Besitz einer Mitgliedskarte wurde bestraft.

Das Regime in Spanien wirkt gegenwärtig so reaktionär, daß seit drei Jahren alle Verfassungsgarantien aufgehoben sind und aufgehoben bleiben können. Im Ateneo de Madrid, dem höchststehenden intellektuellen Verein Spaniens, fand vor vier Wochen, im Februar 1922, eine Protestversammlung statt gegen die Aufhebung der Verfassungsgarantien (Versammlungs- und Koalitionsrecht, Pressefreiheit usw.). In dieser Versammlung sprach der Rektor der Universität Salamanka, Miguel de Unamuno (Gelehrter, Dichter, Philosoph), der Anatole France von Spanien, seine größte geistige Gestalt, gegen die Gewaltherrschaft und äußerte wörtlich: »es ist schon die letzte Stunde gekommen, — wir müssen an das Ausland appellieren, um der ganzen Welt zu zeigen, daß es hier wenigstens einige Menschen gibt, die gegen diese politische Erniedrigung ihre Stimme erheben«.

Am selben Tage war eine große Versammlung im Volkshaus. Hier teilte der bürgerlich-reformistische Abgeordnete Luis

Zulueta grauenvolle Einzelheiten des Strafvollzugs mit. So unter anderen diese: junge Leute von 15 und 16 Jahren, die wegen politischer Vergehen verurteilt wurden, werden auf den Landstraßen 600—700 Kilometer von einer Ecke Spaniens zur anderen, von einem Gefängnis in ein anderes geführt. Nur um sie zu quälen.

Die aufgereizte Stimmung und Bewegung im Volk veranlaßte schließlich den Führer der liberalen Partei, den Grafen Romanones, der mehrmals das Amt des Ministerpräsidenten innegehabt hatte, zu einem Vorstoß gegen das reaktionäre Koalitionskabinett von Maura, an dem einige Liberale als Minister beteiligt waren. Die dadurch hervorgerufene Krise wurde jedoch nicht zugunsten der liberalen Partei gelöst. Vielmehr hat sie ein harmonisches ultrakonservatives Ministerium gezeugt: unter dem Vorsitz von Sanchez Guerra, der im Sommer 1917 als Minister des Innern den großen Generalstreik im Blut erstickte, wodurch er sich offenbar am besten für seine jetzigen Aufgaben qualifiziert zeigte.

Dieser spanischen Regierung hat die deutsche Reichsleitung, gestützt auf das Urteil ihres roten Reichsjustizministers, zwei Kämpfer der spanischen Arbeiter auf Tod und Verderben ausgeliefert. Ohne zwingenden Grund. Obwohl das Auslieferungsgesetz klar und deutlich das Gegenteil bestimmt.

Mag sein, daß sich Herr Radbruch bei der kleinen, aber heute noch mächtigen Clique des gegenwärtigen Ministerpräsidenten durch seine Handlung beliebt gemacht hat. Aber nicht nur bei den syndikalistischen Arbeitern, sondern bei allen Intellektuellen, die unter den Zuständen in Spanien leiden, ja bei allen sich nur »liberal« nennenden Bürgern hat dieser Sozialist — wie mir Spanier versicherten — die deutsche Republik aufs schwerste kompromittiert, verächtlich gemacht, und der Rest von Vertrauen, den man noch hegte, ist völlig erloschen. Der Auslieferungsakt — so äußern bürgerliche Spanier — zeuge von einem Mangel an Psychologie des spanischen Volkes. Das Wort Ritterlichkeit sei

in Spanien kein leeres Wort. Was die Deutschen taten, war Servilismus, sich anbiedernde subalterne Gesinnung. Und die am Boden Kriechenden lockte das spanische Gold. Die Tat beweise aufs neue, daß es dem offiziellen Deutschland an jeder republikanischen Ethik mangele.

II.

Der für diese Wirkung Verantwortliche: der gegenwärtig höchste Justizbeamte der deutschen Republik, Herr Gustav Radbruch, Dr. jur. und außerordentlicher Universitätsprofessor in Kiel, gibt im Deutschen Literatur-Kalender von Kürschner als Hauptgebiete seiner schriftstellerischen Tätigkeit Strafrecht und Rechtsphilosophie an.

Lassen wir den Strafrichter zunächst beiseite und betrachten wir den Rechtsphilosophen. Als er vor sechs Monaten Minister wurde, wagten unvorsichtigerweise selbst Skeptiker zu hoffen, hier werde einmal ein unabhängiger Kopf versuchen, ein Beispiel zu geben, wie man selbst in dieser ebertinischen Republik Philosoph und Verteidiger des Rechts sein könne. Viele waren gespannt. Damals schrieb ich, als sich das Kabinett Wirth zum ersten Mal verwandelte und von flinken Journalisten nicht ohne äffische Nachahmung Pariser Vorbilder das »Kabinett der Persönlichkeiten« getauft wurde, in einem Aufsatz: »System und Persönlichkeiten« (»Rote Fahne« vom 27. Okt. 1921) diese Sätze:

»Der neue Reichsjustizminister gilt als ein guter Jurist. Und man kann von ihm hoffentlich nicht nur wegen seiner kurzen Vergangenheit als Mitglied der SPD. sagen, daß er bisher einer der wenigstbelasteten Köpfe unter den Schwer- und Schwerstkompromittierten ist. Er fiel auf Kongressen durch einen in der Noske-Partei selten gewordenen idealistischen Zug auf, der seiner reformistischen Persönlichkeit eigen zu sein scheint. Nur zu bald werden wir sehen, ob das System, das den von vielleicht gutem Willen Beseelten einkerkert, ihm erlauben wird, auch nur seine Reform durchzuführen. Selbst in dieser bürgerlichen Republik müßte ein Mann von Charakter als oberster Beamter der Reichs-

justizverwaltung den Ehrgeiz haben, die schändlichsten Brutalitäten auszumerzen, die tagtäglich in den Gefängnissen und Zuchthäusern gegen Wehrlose begangen werden. Tausende aufrechte Kämpfer, unbeirrbare Pioniere für eine neue Welt hocken in dunklen und schmutzigen Löchern, zusammengepferdit, oft körperlich und seelisch zusammengebrochen, auf Jahre hinaus von Klassenrichtern zu diesem schmachvollen Leben verurteilt. Man rühmt Herrn Radbruch Gerechtigkeitssinn nach. Tausende harren der Betätigung dieses Sinnes. Und wenn das Wort Humanität kein leerer Schall auch bei ihm bleiben soll, so wird er schon in den nächsten Tagen seiner Amtsführung den Kampf gegen die Bürokratie seines Ressorts aufnehmen müssen, will er nicht zum Mitschuldigen werden.«

Sechs Monate hat er Zeit gehabt. Tausende harrten. Innerhalb und außerhalb der Strafanstalten dieser Republik. Auf ein Zeichen menschlicher Beurteilung. Der Philosoph würde vielleicht anders als die andern, als seine im Dienst grau gewordenen Vorgänger eines harten und menschenfeindlichen Systems, er würde nicht als oberste Büreaukratenmaschine, sondern als Sozialist, als Kämpfer für eine neue Welt seine Funktion auffassen. Weit gefehlt. So wie Stinnes sich des Herrn Ebert bedient, — einen Besseren, für ihn Geeigneteren find' er nit —, so bedient sich die Klassenjustiz des »Sozialisten« Radbruch, um ihre schmählichsten Verbrechen gegen das Recht zu decken.

Kann man diesem System anders als feindlich gegenüberstehen? Man braucht kein Sozialist, kein Revolutionär zu sein, um das Unredliche, Tiefverlogene, Korrupte dieser Republik nicht ertragen zu können. Da steht ein Mann, ein Intellektueller, ein Universitätsprofessor, ein Lehrer des Rechts, der die Schwere seines Amts wohl empfindet, der ob der von Ausnahmegerichten gefällten, ungeheuerlichen Zuchthausurteile keine Nacht Schlaf finden dürfte, bis die unter seinem Regime begangenen Brutalitäten beseitigt wären, dieser Mann stellt sich in öffentlicher Reichstagssitzung am 24. Februar 1922 hin, erklärt, daß er eine

Amnestie für unumgänglich halte, verspricht sie und fügt hinzu, er fühle »den furchtbaren Druck seiner Verantwortung für den Geist der Justiz in jedem Augenblick seines Berufslebens«.

Was aber tut er, der bisher nur Mitschuldiger gewesen war? Er wird zum Hauptschuldigen. Er weiß und spricht es heuchlerisch aus: »Das Asylrecht muß besonders heilig sein in einer demokratischen Republik«. Und weil es dem Sozialisten und Demokraten besonders heilig ist, schlägt der Jurist ihm ins Gesicht. Diese nie tilgbare Brutalität, die abscheulichste Schandtat unter den zahllosen Schandtaten der letzten drei Jahre, steigert der rote Rechtsphisosoph durch vorher mit Kühle vorgetragene Begründungen. Der (immerhin) kraft einer Revolution amtierende Minister der deutschen Republik stützt sich auf einen Paragraphen eines zur Zeit Wilhelms I. abgeschlossenen deutsch-spanischen Auslieferungsvertrages aus dem Jahre 1878! Dieser Paragraph lautet wörtlich: »Die Bestimmungen des gegenwärtigen Vertrages finden auf solche Personen, die sich irgendeines politischen Verbrechens und Vergehens schuldig gemacht haben, keine Anwendung.« Für einen, der die deutsche Sprache beherrscht, heißt das: Politische Verbrecher werden nicht ausgeliefert. Für einen deutschen Juristen heißt das: Da die beiden ausgeliefert werden sollen, müssen wir zunächst beweisen, daß sie sich niemals »irgendeines politischen Verbrechens und Vergehens schuldig gemacht haben.« Gelingt das, dann sind wir fein heraus, dann können wir ohne Skrupel die nur für gemeine Verbrechen geltenden Paragraphen des vor vier Jahrzehnten unter dem deutschen Kaiserreich geschlossenen Auslieferungsvertrag erfüllen, und unsere brave politische Polizei, die schon seit Monaten auf den Goldschatz hin spitzte und spitzelte, wird endlich würdig entlohnt. Die politische Polizei, verstehste? Weils doch kein politisches Verbrechen ist.

Was äußerte der sozialdemokratische Reichsjustizminister, Rechtsgelehrte und Philosoph vor dem hohen Hause des republikanischen Reichstages, um sein Tun zu begründen? Wörtlich:

Es handele sich »um eine Tat, die zwar aus politischen Motiven begangen ist, aus dem Motiv politischer Rache, aber nicht begangen ist zu einem politischen Zweck.« Er höhnt die schon dem spanischen Henker verfallenen Opfer durch juristische Paradoxien: »Hätten diese angeblichen Mörder Datos es schlimmer getrieben, so wäre es ihnen besser ergangen, stellte ihre Tat sich dar als eine Teilerscheinung eines Hochverratvorsatzes, eines Hochverratunternehmens, so wäre die Auslieferung unmöglich gewesen.« Und um seine Tartufferien bis zum Schluß durchzuführen, fügt er scheinheilig mit süß-saurer Miene hinzu, er gestehe, daß das Ergebnis, zu dem die Reichsregierung gelangen mußte, nicht nur aus menschlichen Gründen, sondern auch aus juristischen Gründen höchst unerfreulich sei. Basta und damit, ihr angeblichen Täter, Gott und dem spanischen Henker empfohlen.

## III.

Naivität, Anpassungsfähigkeit, Sicheinfügen dem System der »gottgewollten Abhängigkeiten«, Unterwerfung unter die »Staatsraison«, — sind das die Elemente, aus denen sich die Ministerseele des Rechtsphilosophen Radbruch zusammensetzt? Er kennt gewiß Schopenhauers Abhandlung »Über den Willen in der Natur«.

Vielleicht liest er dort die Sätze nach, die seine alle Roheiten der deutschen Justiz übertrumpfende (weil völlig unnötige) Brutalität im voraus gezeichnet haben. Schopenhauer schreibt: »Kant hat gelehrt, daß man den Menschen nur als Zweck, nie als Mittel behandeln soll: daß die Philosophie nur als Zweck, nie als Mittel gehandhabt werden soll, glaubte er nicht erst sagen zu müssen. Zeitdienerei läßt sich zur Not in jedem Kleide entschuldigen, in der Kutte und dem Hermelin, nur nicht im Tribonium, dem Philosophenmantel: denn wer diesen anlegt, hat zur Fahne der Wahrheit geschworen, und nun ist, wo es ihren Dienst gilt, jede andere Rücksicht, auf was immer es auch sei, schmählicher Verrat. Darum ist Sokrates dem

Schierling und Brumo dem Scheiterhaufen nicht ausgewichen. Jene aber kann man mit einem Stück Brot seitabwärts locken. Ob sie so kurzsichtig sind, daß sie nicht dort, schon ganz in der Nähe, die Nachwelt sehen, bei der die Geschichte der Philosophie sitzt und unerbittlich, mit ehernem Griffel und fester Hand, in ihr unvergängliches Buch zwei bittere Zeilen der Verdammung schreibt? oder ficht sie das nicht an? Freilich wohl, après moi le déluge läßt sich zur Not sagen, jedoch après moi le mépris will nicht über die Lippen. Ich glaube daher, daß sie zu jener Richterin sprechen werden: »Ach, liebe Nachwelt und Geschichte der Philosophie, ihr seid im Irrtum, wenn ihr es mit uns ernstlich nehmt: wir sind ja gar nicht Philosophen, bewahre der Himmel! nein, bloße Philosophieprofessoren, bloße Staatsdiener, bloße Spaß-Philosophen! es ist, wie wenn ihr die in Pappe geharnischten Theater-Ritter ins wirkliche Turnier schleppen wolltet.« Herr Radbruch brauchte seinen Philosophenmantel gar nicht zu beschmutzen.

Er hat es freiwillig getan. Während rechts von ihm stehende, bürgerlich-demokratische Zeitungen wie die «Vossische Zeitung« und das »Berliner Tageblatt« die Auslieferung der angeblichen Mörder für unvereinbar mit der Heiligkeit des Asylrechts in einer Demokratie erklärten, während — nach schriftlich dokumentarischer Aussage des Parteivorsitzenden der S. P. D., Otto Wels, — sich die mächtige regierende Sozialdemokratische Partei Deutschlands »unausgesetzt bemüht hatte, um eine Auslieferung zu verhindern«, während dieselbe Partei, von der vier ihr besonderes Vertrauen genießende Herren der Reichsleitung angehören, durch ihren anderen Parteivorsitzenden, Hermann Müller, in einer Anfrage an die Reichsregierung »volle Klarstellung gefordert hatte«, während die gleiche Partei der Leitung der Kommunistischen Partei, die am 20. Dezember 1921 sie ersuchte, gemeinsam auf die Regierung einzuwirken, daß die Auslieferung der spanischen Genossen nicht erfolge, unter dem 23. Dezember 1921 geantwortet hatte, »es bedürfe also nicht

eines solchen Ersuchens an sie, um sie zu veranlassen, auf die Regierung einzuwirken, daß die Auslieferung **n i c h t** erfolge«, während also jede Garantie gegeben zu sein schien, daß nicht voreilig, ohne Befragung des Parlaments, ohne vorherige Aussprache ein nicht wiedergutzumachendes Verbrechen begangen würde, was tat Herr Radbruch? Er ließ die anonymen Geheimräte arbeiten, und die reaktionären Bureaukraten des Reichsjustizministeriums und des noch immer — trotz dem neuen Chef — wilhelminischen A. A. besorgten die Arbeit, »drehten das Ding« in edlem Verein mit den Herren vom Polizeipräsidium.

IV.

So weit sind wir gekommen, daß ein Sozialist und Rechtsphilosoph, der das höchste juristische Amt in der Republik ausübt, sich von bürgerlichen Juristen sagen lassen muß, er habe das Gebiet strenger juristischer Beweisführung verlassen, die Lehre, die er vorgetragen habe, sei bestritten. Und man dürfe vielleicht

> »die Frage aufwerfen, ob denn, selbst wenn man sich auf den Boden dieser Lehre stellt, nicht im vorliegenden Falle der politische Zweck ebenfalls als gegeben betrachtet werden kann. Die spanischen Syndikalisten betreiben, ebenso wie es die russischen Nihilisten getan haben, eine »Propaganda der Tat«. Durch Terrorakte wollen sie die eigene Regierung einschüchtern, und das eigene Volk wie alle Nationen der Welt auf ihre Ziele aufmerksam machen. Diese Ziele — die völlige Revolutionierung von Staat und Gesellschaft — sind verwerflich und gemeinschädlich, aber man kann nicht umhin, sie als »politisch« zu bezeichnen. . . . .
>
> Gibt die Demokratie mit den Anspruch auf die Asylhoheit für politische Verbrecher eines ihrer Hauptprinzipien auf, so beginnt sie selbst den Boden zu unterhöhlen, auf dem sie ihr Gebäude hochgeführt hat.« (Vossische Zeitung.)

Damit nicht genug. Die Reichsregierung wollte korrekt sein. Sie hat deshalb Wert darauf gelegt, alle Formalitäten zu erfüllen,

Schierling und Brumo dem Scheiterhaufen nicht ausgewichen. Jene aber kann man mit einem Stück Brot seitabwärts locken. Ob sie so kurzsichtig sind, daß sie nicht dort, schon ganz in der Nähe, die Nachwelt sehen, bei der die Geschichte der Philosophie sitzt und unerbittlich, mit ehernem Griffel und fester Hand, in ihr unvergängliches Buch zwei bittere Zeilen der Verdammung schreibt? oder ficht sie das nicht an? Freilich wohl, après moi le déluge läßt sich zur Not sagen, jedoch après moi le mépris will nicht über die Lippen. Ich glaube daher, daß sie zu jener Richterin sprechen werden: »Ach, liebe Nachwelt und Geschichte der Philosophie, ihr seid im Irrtum, wenn ihr es mit uns ernstlich nehmt: wir sind ja gar nicht Philosophen, bewahre der Himmel! nein, bloße Philosophieprofessoren, bloße Staatsdiener, bloße Spaß-Philosophen! es ist, wie wenn ihr die in Pappe geharnischten Theater-Ritter ins wirkliche Turnier schleppen wolltet.« Herr Radbruch brauchte seinen Philosophenmantel gar nicht zu beschmutzen.

Er hat es freiwillig getan. Während rechts von ihm stehende, bürgerlich-demokratische Zeitungen wie die «Vossische Zeitung« und das »Berliner Tageblatt« die Auslieferung der angeblichen Mörder für unvereinbar mit der Heiligkeit des Asylrechts. in einer Demokratie erklärten, während — nach schriftlich dokumentarischer Aussage des Parteivorsitzenden der S. P. D., Otto Wels, — sich die mächtige regierende Sozialdemokratische Partei Deutschlands »unausgesetzt bemüht hatte, um eine Auslieferung zu verhindern«, während dieselbe Partei, von der vier ihr besonderes Vertrauen genießende Herren der Reichsleitung angehören, durch ihren anderen Parteivorsitzenden, Hermann Müller, in einer Anfrage an die Reichsregierung »volle Klarstellung gefordert hatte«, während die gleiche Partei der Leitung der Kommunistischen Partei, die am 20. Dezember 1921 sie ersuchte, gemeinsam auf die Regierung einzuwirken, daß die Auslieferung der spanischen Genossen nicht erfolge, unter dem 23. Dezember 1921 geantwortet hatte, »es bedürfe also nicht

eines solchen Ersuchens an sie, um sie zu veranlassen, auf die Regierung einzuwirken, daß die Auslieferung nicht erfolge«, während also jede Garantie gegeben zu sein schien, daß nicht voreilig, ohne Befragung des Parlaments, ohne vorherige Aussprache ein nicht wiedergutzumachendes Verbrechen begangen würde, was tat Herr Radbruch ? Er ließ die anonymen Geheimräte arbeiten, und die reaktionären Bureaukraten des Reichsjustizministeriums und des noch immer — trotz dem neuen Chef — wilhelminischen A. A. besorgten die Arbeit, »drehten das Ding« in edlem Verein mit den Herren vom Polizeipräsidium.

IV.

So weit sind wir gekommen, daß ein Sozialist und Rechtsphilosoph, der das höchste juristische Amt in der Republik ausübt, sich von bürgerlichen Juristen sagen lassen muß, er habe das Gebiet strenger juristischer Beweisführung verlassen, die Lehre, die er vorgetragen habe, sei bestritten. Und man dürfe vielleicht

»die Frage aufwerfen, ob denn, selbst wenn man sich auf den Boden dieser Lehre stellt, nicht im vorliegenden Falle der politische Zweck ebenfalls als gegeben betrachtet werden kann. Die spanischen Syndikalisten betreiben, ebenso wie es die russischen Nihilisten getan haben, eine »Propaganda der Tat«. Durch Terrorakte wollen sie die eigene Regierung einschüchtern, und das eigene Volk wie alle Nationen der Welt auf ihre Ziele aufmerksam machen. Diese Ziele — die völlige Revolutionierung von Staat und Gesellschaft — sind verwerflich und gemeinschädlich, aber man kann nicht umhin, sie als »politisch« zu bezeichnen. . . . .

Gibt die Demokratie mit den Anspruch auf die Asylhoheit für politische Verbrecher eines ihrer Hauptprinzipien auf, so beginnt sie selbst den Boden zu unterhöhlen, auf dem sie ihr Gebäude hochgeführt hat.« (Vossische Zeitung.)

Damit nicht genug. Die Reichsregierung wollte korrekt sein. Sie hat deshalb Wert darauf gelegt, alle Formalitäten zu erfüllen,

die bei einer Hinrichtung oder einer Beihilfe dazu notwendig sind: im gesitteten christlichen Europa. Sie hat einem auf diesem Gebiet sachverständigen bekannten Juristen alle Akten über den Fall der angeblichen Mörder überwiesen und ihn um ein schriftliches Gutachten gebeten. Wozu tat sie das? Vermutlich, um sich auf dieses Dokument vor den Massen des Volks stützen zu können, um den die Verweigerung der Auslieferung fordernden S. P. D.-, U. S. P.- und K. P. D. - Arbeitern entgegenhalten zu können: »Hier, seht, ein Unparteiischer, ein Rechtsgelehrter, dessen Objektivität unantastbar, hat so geurteilt, so entschieden, wir konnten nicht anders.«

Aber o Graus, diese Politikaster haben zu all ihrem Unglück einen kurzen Atem, sie haben außer ihrem Phlegma, ihrer Gleichgültigkeit gegen das Unrecht immer Pech. Da zeigt sich plötzlich, daß mehr Mut, mehr Zivilkurage in einem unbeamteten bürgerlichen Juristen stecken kann als in dem höchstbeamteten »roten«.

Der Jurist, den die Reichsregierung um ein Gutachten ersuchte, heißt Dr. Hans Wehberg, gehört soviel ich weiß, der demokratischen Partei an und war im Kriege einer der ganz wenigen Bürgerlichen, die sich als Antimilitaristen und Pazifisten anständig benahmen (jedenfalls mutiger und revolutionärer als 99% der sozialdemokratischen Führer). Befangen als Politiker in einer rein bürgerlichen Ideologie — der kapitalistische Verein der Raubstaaten, der sich schlicht Völkerbund nennt, erscheint ihm immer noch als eine (wenn auch verkümmerte) Verwirklichung der von den besten bürgerlichen Ideologen seit Jahrzehnten angestrebten Idee einer Weltliga aller Nationen — hat er als Wissenschaftler stets die Unabhängigkeit des Gelehrten bewiesen, und es ist wohltuend, daß er unbekümmert und unbeirrt von neuem diese Unabhängigkeit in seinem Gutachten bewiesen hat.

Der Minister Radbruch hat diese selbstverständliche, jedoch seltengewordene und darum anzuerkennende Unabhängigkeit eines Gelehrten nicht etwa willkommen geheißen, er hat sich nicht auf sie gestützt, wie er sich auf sie gestützt hätte, wäre

sie zu einem entgegengesetzten, der Auslieferung günstigen Urteil gekommen, er hat sie im Reichstag durch die Erklärung zu kompromittieren versucht, daß Herr Dr. Wehberg »in dieser Frage völlig isoliert stände«, ja daß »in seinem Rechtsgutachten die Frage, ob Hochverrat und demnach ein politisches Delikt vorliege, überhaupt nicht erörtert sei.«

Darauf hat ihm Herr Wehberg in einem Artikel, betitelt »Die Heiligkeit des Asylrechts. Eine Antwort an Minister Radbruch« in der Vossischen Zeitung (27. Februar 1922 abends) erwidert, daß er in seinem etwa einen Druckbogen starken Gutachten zu der Frage des Hochverrats das Folgende ausgeführt habe:

»Es kann sicherlich kein Zweifel daran bestehen, daß das gegen den Ministerpräsidenten Dato verübte Verbrechen, das ja nur das Glied in einer Kette gleichartiger Unternehmungen war, nicht seiner Privatperson galt, wie der Bericht des Rechtsbeistandes der Kgl. Spanischen Botschaft irrtümlich behauptet. Es sollte keine persönliche Rache an dem Menschen Dato verübt, und auch nicht durch seine Ermordung die Beraubung seines Eigentums ermöglicht werden. Vielmehr kam es den Tätern darauf an, durch das Attentat auf den Ministerpräsidenten die Autorität des spanischen Staates zu erschüttern. Es war auf den Umsturz der Verfassung Spaniens abgesehen. Die Täter haben offenbar im Auftrage einer in Spanien verbreiteten Vereinigung gehandelt, die durch anarchistische Attentate ihren politischen Zwecken dienen will. Die Ausübung von Terrorismus ist bekanntlich das seit Stirner immer wieder erklärte Kampfmittel der Anarchisten.«

Aber weiter. Wehberg führt aus, er habe in der Voraussicht, daß man das Vorhandensein eines Hochverrats leugnen könnte, sofort die wichtige Einwendung erhoben, daß von solchem Standpunkte aus keine anarchistische Tat das Privilegium des politischen Verbrechens genieße. »Denn,« so fragt er mit ätzender Ironie, »wann würden anarchistische Akte nach Radbruchs enger

Interpretation des politischen Delikts je asylwürdig sein? Ich habe u. a. darauf hingewiesen, daß, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die deutsche Literatur die Theorie, daß anarchistische Verbrechen nicht zu den politischen gezählt werden dürfen, verwirft, und daß insbesondere bei den Verhandlungen über den deutsch-türkischen Auslieferungsvertrag der sozialdemokratische Abgeordnete Dr. Landsberg und der freisinnige Abgeordnete Prof. v. Liszt mit aller Entschiedenheit die Trennung der anarchistischen von den politischen Delikten verworfen haben.

Auf diesen entscheidenden Einwand, daß bei Annahme seiner Theorie jede anarchistische Tat in bezug auf die Auslieferungspflicht dem gemeinen Verbrechen gleichgestellt wird, und daß man das Asylrecht anarchistischer Verbrecher damit vollkommen illusorisch macht, ist Minister Radbruch überhaupt nicht näher eingegangen.«

Wehberg wirft dem Minister falsche Darstellung des Sachverhalts vor, indem er feststellt:

»Minister Radbruch hat ferner darauf hingewiesen, daß Prof. Schücking in einem Rechtsgutachten eine .von der meinen abweichende Ansicht vertreten hat. Ich behaupte, daß ein schriftliches Gutachten Prof. Schückings überhaupt nicht besteht, und daß Prof. Schücking nur gelegentlich mündlich befragt worden ist. Dabei ist ihm aber das gesamte Aktenmaterial gar nicht vorgelegt worden, er hat weder die Schriftsätze der spanischen Regierung noch mein Gutachten je gesehen. Wie kann Minister Radbruch also Prof. Schücking gegen mich als Kronzeugen anführen, wenn Schücking die entscheidenden Gründe, die ich geltend gemacht habe, überhaupt nicht mitgeteilt worden sind? In einer Frage, die über Tod und Leben zweier Menschen entschied und eines der heiligsten Menschenrechte berührte, konnte natürlich die Reichsregierung ein wirklich maßgebendes Gutachten nur von einem Gelehrten einfordern, dem sie das gesamte tatsächliche und rechtliche Material zugänglich machte.

Herr Minister Radbruch erklärt, ich stände in dieser Frage isoliert, und er hat gerade auch, um dies zu beweisen, meinen

Freund Professor Schücking gegen mich ausgespielt. Wenn ich wirklich der einzige Jurist sein sollte, der in diesem Falle die Sache der Freiheit vertritt, ‹was glücklicherweise nicht zutrifft›, so wäre ich stolz darauf. Ich denke nicht zum wenigsten auch an Fälle wie Andreas Hofer und Charlotte Corday, deren Morde nach der Interpretation Radbruchs auch unpolitisch sein würden, und vergegenwärtige mir diese und andere ungeheuerliche, das Asylrecht wertlos machende Folgen, wenn man Minister Radbruch zustimmen würde. Hat Minister Radbruch nicht selbst ein vernichtendes Urteil über seine Auffassung gesprochen, als er sein Ergebnis aus menschlichen wie juristischen Gründen als höchst unerfreulich bezeichnete?

Schließlich aber ist es mir unverständlich, weshalb Minister Radbruch, der immer fortschrittliche Ansichten vertreten hat, die Tatsache einer etwa vorhandenen Isolierung gegen mich geltend macht. Als Professor Schücking das Urteil der Kommission in Sachen des Fryattfalles unterschrieb, kam Professor Radbruch seiner Zeit zu mir und griff mit bittren Worten jene Entscheidung, die ja übrigens auch Professor Schücking selbst verwarf, scharf an. Damals standen Professor Radbruch und ich ziemlich allein. Wollen nicht auch heute Minister Radbruch und ich daran festhalten, daß es nie darauf ankommt, ob einer isoliert steht, sondern ganz allein darauf, ob die von ihm angeführten Gründe stichhaltig und von tiefem Verständnis für die in Frage stehenden Probleme, in diesem Falle für die Heiligkeit des Asylrechts, getragen sind?«

Sicher hätte Radbruch 1916 den Genossen Friedrich Adler an die k. k. österreichische Justiz ausgeliefert, wäre der Mörder des Grafen Stürgh naiv genug gewesen, sich nach Deutschland zu flüchten, und ein Radbruch wäre unter Wilhelm II. schon Justizminister gewesen.

## V.

Ich frage: war das von der Reichsregierung erbetene und erstattete Rechtsgutachten des Herrn Dr. Hans Wehberg den Parlamenten — dem Reichstag und dem preußischen Landtag oder den

von ihnen eingesetzten Rechtsausschüssen — bekannt? Wenn nein, warum wurde es ihnen verheimlicht? Ferner: werden sich die Volksvertreter, die einst für das parlamentarische Regime gekämpft haben, also auch Demokraten und die Sozialisten aller Schattierungen, von einer Regierung, deren Leben und Sterben von ihnen abhängt, weiter wie Marionetten behandeln lassen, die man auf- und abtreten läßt, wenn man sie zur Bewilligung der Ministergehälter benötigt? Oder werden sie verlangen, daß sie bei solchen Fragen gehört werden? Daß ohne sie nichts beschlossen, nichts ausgeführt wird?

Dem Hochmut paarte sich die Hinterhältigkeit, mit der die Sache der beiden angeblichen Mörder von den Bureaukraten in den Ministerien behandelt wurde. Man sagt: Herr Severing sei gegen die Auslieferung gewesen. Seine Geheimräte dafür. Herr Rathenau, der neue Meister des A. A., war sicher — schon wegen der sozialen Ethik seiner Schriften — gegen die Auslieferung. Unter seinem Regime ist die Entscheidung trotzdem gefallen. Seine Geheimräte waren offenbar dafür. Herr Radbruch hat so lächerliche und vernunftwidrige Gründe für die Auslieferung vorgebracht, daß man wohl mit Recht annimmt: auch er war gegen die Auslieferung. Aber bei seiner Schwäche den hohen Beamten seines Ministeriums gegenüber, blieben auch hier die Geheimräte Sieger.

Das entbindet ihn nicht von der Verantwortung. Schwäche, die Menschenleben gefährdet, ist strafbar. Infolge der frechen Gleichgültigkeit im Grunde ihrer Seele deutschnationaler Geheimräte, infolge der gefügigen Mattherzigkeit des »Philosophen« auf dem Justizministersessel, infolge nichtgenügender Aufmerksamkeit und zu geringen Mißtrauens des Reichstags wurden zwei Unschuldige dem sicheren Tode überliefert. Man hat sie bei Nacht und Nebel aus den Gefängnislöchern des Polizeipräsidiums geholt, man hat sie, ohne ihren Anwalt zu benachrichtigen, ohne ihnen ihre paar Habseligkeiten zurückzugeben, verladen, über die Grenze gebracht, in

Saarbrücken den spanischen Polizeihäschern überliefert, die sie dort schon seit Wochen erwarteten.

VI.

Das ist die bisher größte Tat des »roten« Justizministers. Für seine Leistung erzielte er nicht einmal die Anerkennung seiner Geheimräte, denn sie wissen, sie haben es gemacht. Aber er erwirkte bei den Arbeitern und freidenkenden Bürgern Spaniens die tiefste Verachtung für die deutsche Regierung. Und will er erfahren, wie auf Arbeiter und rechtschaffene Intellektuelle Deutschlands, die über diese schnödeste, häßlichste, infamste, unritterlichste Handlung nachgedacht haben, der Auslieferungsakt gewirkt hat? — Sie spucken aus, und äußern — da sie sich wieder einmal vor eine vollendete Tatsache gestellt sehen — nichts weiter als: »Pfui Teufel!« Einige: »Man muß sich schämen, ein Deutscher zu sein!«

Ja, wir müßten uns schämen, wenn wir dazu schwiegen. Wenn wir nicht schrieen. Wir aber werfen dem Schwächling, der solches zuließ, unser Bedauern ob seiner Jämmerlichkeit ins blasse Gesicht. Aber nicht genug. Mordet die spanische Justiz Nicola Fort und Lucia Conception, fließt ihr Blut — (gewiß martert man sie jetzt schon im Kerker) —, fällt der Kopf des unschuldigen Mannes und dieser jungen zwanzigjährigen gesegneten Frau, so möge das Grauen dieses Verbrechens nicht von der Seele dessen weichen, der es verursacht hat. Keine Nacht senke sich auf ihn herab, ohne daß er seiner Opfer gedenke. Nie finde der Schwächling erquickenden Schlaf.

# IST DIE WELT NICHT IRRSINNIG?

## I.

Seit dem August 1914 wußten wir es. Wurde Ahnung zu Gewißheit. Jetzt ist das von der Internationale der Dynamit- und Pulverfabrikanten, von Generälen, Gelehrten, Erfindern, Groß- industriellen vorherbedachte, geförderte, durchgeführte und gesteigerte Millionenabschlachten von Menschen vorüber. Aber die Wirkung dieser größten Zeit wird noch in Jahrzehnten sichtbar sein. Jetzt sterben, krepieren, verrecken Hunderttausende, Millionen von Menschen an der Wolga. Warum? Weil dieselben Kriegshelden, die 1914—1918 auf der Bühne ihre Rollen spielten, noch immer nicht von ihren Völkern in den Ruhestand gesetzt worden sind. Sie, denen es ein Leichtes wäre, zum Kampf gegen den Hunger alle Mannschaften und alle Mittel aufzurufen, die sie seinerzeit aufriefen gegen den »Feind«, sie, die mobilisieren könnten: den Reichtum ihres Landes, ihre Landwirtschaft, ihre Industrie, ihre Wissenschaft, ihre Kunst — so wie sie es im Kriege taten, mit Umsicht, Tüchtigkeit und Raffinement, — sie könnten es jetzt tun, nicht, um zu zerstören, um zu töten, um die Welt mit christlichen Giftgasen zu verpesten, sondern um sie endlich, endlich zu entpesten, um dem Leben zurückzugewinnen, was schon vom Tode berührt wurde, um neues Leben zu erwecken, um endlich — was sie vorgeben, zu wollen: wiederaufzubauen.

Wo fänden sie ein verlockenderes, dankbareres, sehnsüchtigeres Stückchen Erde dafür als in Rußland?

Und was tun sie? Nichts. Oder so gut wie nichts. Trotz allem, was über Handelsverträge, Geschäftsaufnahme geschwätzt wird.

## II.

Der große Forscher und große Mensch Frithjof Nansen hatte es unternommen, das ungeheuere Werk zur Hilfeleistung Rußlands zu organisieren. Er kam nach Moskau, fuhr

in die Wolgagebiete, sah das Elend der zu Skelette gewordenen Kinder, Frauen und Männer. Er kam nach Europa zurück. Aufrufe waren erschienen. In allen Ländern. Die Proletarier sammelten überall. Sie gaben viel. Und alles blieb ungenügend. Muß ungenügend bleiben, solange die im Wohlstand sich befindenden Staaten Westeuropas nicht von sich aus offiziell dem hungernden Rußland Millionen Pfund Sterling, Franks, Dollars, Pesetas, Franken zur Verfügung stellen. Nansen fuhr nach Genf. Erkennend, daß der von den kapitalistischen Staaten Westeuropas so stolz dort auf den Thron gesetzte Völkerbund das Forum sei, an das er sich wenden müsse. Das war im September 1921. Sein Appell verhallte, Nansen kam wieder. Am 12. November 1921 hielt er auf einer Konferenz des »Internationalen Arbeitsamt beim Völkerbund« eine Rede, die kein Appell mehr war, sondern eine Anklage. In das heuchlerische Gesicht der Bourgeoisie des vornehmen Westens.

Er sagte: Westeuropa muß, ohne sich in zeitraubende Diskussionen über die politischen Probleme Rußlands einzulassen, jede Gelegenheit wahrnehmen, um Mittel für den wirtschaftlichen Wiederaufbau Rußlands zu beschaffen. Um der Lage gerecht zu werden, verlangte ich von den Regierungen Hilfe. Ich bat um einen Kredit von jedem Mitglied des Völkerbundes, von 5 Millionen Pfund Sterling insgesamt . . . »Aber ich konnte nicht erhalten, was ich erbat.«

5 Millionen Pfund Sterling konnte er zur Hilfe für die buchstäblich Verhungernden in Rußland von den 80 dem Völkerbund angehörigen Regierungen nicht erhalten, — eine Summe also, die weit hinter den zwischen 1914—1918 von England, Frankreich, Amerika, Italien und den anderen Staaten für einen Tag aufgebrachten Kriegskosten zurückbleibt. Ein in den Spalten des »Vorwärts« durch die Anständigkeit seiner Gesinnung wohltuend auffallender Artikel »Rußland und Genf« (vom 21. März 1922) von Reinhard Strecker sagt darüber: »Nansen stand vor den verantwortungsvollen Staatsmännern der Entente wie das

wachgewordene Weltgewissen . . . Der Völkerbund hätte die Gelegenheit zu einer großen Tat gehabt, zu einer vertrauenwerbenden Tat, zu einer Tat, die einen neuen Geist in der Welt hätte wachrufen können. Als sich Nansen erhob, war es, als ob seine Worte die ganze Menschheit hätten erschüttern sollen. Aber der Kommissionsbericht und die vorher gefaßten Entscheidungen der Regierungen erschütterten sie nicht. Hölderlin sprach einmal von Fichte als dem Titanen, der für die Menschheit kämpfe. Auch in Genf kämpfte ein solcher Titan, — aber vergeblich!«

Ja, die Pygmäen der Herzensträgheit, der Leidenschaftslosigkeit und der Phraseologie von vorgestern werden immer Sieger bleiben über einen Titan der Hilfsbereitschaft, des heißen Herzens, der leidenschaftlichen Vernunft. Bei seiner Abreise von Genf gestand Nansen mit melancholischer Resignation: »Ich bin enttäuscht. Der Apell an die öffentliche Meinung ist nicht nötig, denn den spricht der russische Hunger lauter und vernehmlicher aus als der Völkerbund. Die Regierungen haben die Hilfe abgelehnt. Sie haben damit 20 oder 30 Millionen Menschen zum Tode verurteilt.«

III.

Sie haben Übung darin. Sie ließen im Weltkrieg schon 20 Millionen blühenden Menschenlebens zerfetzen, mindestens eine ebenso große Zahl von Kindern, Frauen und Männern durch Unterernährung, Not, Qualen (körperliche und seelische) in ihrer Lebenskraft, in ihrer Gesundheit schwächen, so daß sie verkümmerten, starben oder heute in den Kranken- und Siechenhäusern verkümmern und krepieren. Aber die Herren Staatsmänner von damals regieren noch heute: nach denselben Methoden, mit derselben Rücksichtslosigkeit, in demselben menschenfeindlichen Geiste. Und die Regierten, die Untertanen, die Arbeiter lassen es zu. Sie ließen sich $4^1/_2$ Jahre lang aufeinanderhetzen, mordeten sich gegenseitig für die Erhaltung dieses ano-

nymen Gesindels von monarchistisch oder republikanisch frisierten Regierungen, die massen-, menschen-, arbeiterfeindlich nichts als sich und ihr Kapital zu schützen suchten. Und jetzt? Wieder schweigen die Untertanen. Die Regierten erzwingen nicht von ihren Regierern jene unmittelbare große Hilfe, die Nansen von ihnen forderte. Die Arbeiterschaft aller westeuropäischen Länder ist zu schwach. Ein Teil ihrer Führung lebt im Saus und Braus des Burgfriedens mit den Regierern. Herr Albert Thomas, Direktor am Arbeitsamt des Völkerbundes, vor dem Nansen bittend stand, — Albert Thomas, einst ein naher Freund Jean Jaurès, Redakteur der Humanité und vor dem Kriege — 1913 — auch mein Mitarbeiter am »März«, dem er jeden Monat gutgeschriebene, kurze, meist antimilitaristische Aufsätze sandte, — was treibt Herr Albert Thomas jetzt? — Ich weiß es nicht, ich weiß nicht, wieviel ihn sein Amt, seine Reisen durch Europa in Anspruch nehmen, welche Erfolge für den Sozialismus sie aufzuweisen haben. Obwohl er sicherlich eine statistische Abteilung in seinem internationalen Amt eingerichtet haben wird, ist bis jetzt nur wenig darüber zu uns gedrungen. Eins nur wissen wir: er hat sich nicht wie der Bürger Nansen betätigt. Obwohl es dem internationalen Sozialisten in einer solchen Machtstellung näher läge.

## IV.

Frithjof Nansen hat vor jetzt viereinhalb Monaten dem Genfer »Internationalen Arbeitsamt« keine allgemeinen Phrasen vorgetragen, nicht um Wohltätigkeit gebettelt, sondern einen bis ins einzelne durchgedachten Plan entwickelt, wie Rußland zu helfen wäre.

Mit schlichter Sachlichkeit, schmucklos und ernst führte er aus: er habe einen Plan, der, wie er glaube, helfen könnte, und der, wenn seine Ausführung ihm gelänge, nicht nur die augenblickliche Lage retten könnte, sondern auch viel dazu beitragen würde, das wirtschaftliche Leben Rußlands aufzubauen und die Ernte der größten Kornkammer der Welt zu vermehren. Es sei

ein einfacher Plan, aber ein kühner und teurer. Kurz, der Plan sei dieser: die Verschickung einer großen Anzahl von Motorpflügen nach den hungerleidenden Distrikten während der nächsten Monate zu organisieren und erfahrene Leute mitzusenden, die der russischen Bevölkerung den Gebrauch der Motorpflüge beibringen können. Es fehle in Rußland nicht an arbeitslosen Mechanikern. Petroleum sei ebenfalls verfügbar. Es seien jetzt große Quantitäten in Novorossijsk frei. Mit einer kleinen Zahl fremder gelernter Leute, die die Mechaniker unterwiesen und ihre Arbeit überwachen müßten, glaube er, könne ein großer Teil des Hungerbezirkes gepflügt werden. Außer den Motoren seien alle Arten von landwirtschaftlichen Maschinen sehr erwünscht, selbst Pflüge, Spaten, Sämaschinen usw. Und er wage es, so paradox es scheinen möge, seinen Zuhörern, unter denen sich die industriellen Führer der Welt befänden, die Frage zu unterbreiten, ob nicht die Sendung solcher Motore außerordentlich klug und vielleicht ein lohnenswertes kaufmännisches Geschäft sei.

Er wisse, daß einige Regierungsmitglieder, und zwar Mitglieder der größten Staaten, von ihren Parlamenten die Macht erhalten hätten, solche Pläne durchzuführen. Er glaube, daß sein Plan letzten Endes für jeden Staat von Nutzen sein werde. Denn seine Verwirklichung würde der schrecklichen Krisis der Arbeitslosigkeit abhelfen in den Ländern, wo die Arbeitslosigkeit das erste Tagesproblem ist, durch die einzig vernünftige Methode, die darin bestehe, Hilfe für die dringendste Produktion der Lebensnotwendigkeit anderer weit unglücklicherer Menschen zu leisten. Er reise nach der Sitzung nach Moskau, um herauszufinden, ob die Durchführung seines Planes möglich sei, was Rußland betreffe.

Nachdem er die Abwendung der Katastrophe und den wirtschaftlichen Wiederaufbau Rußlands als das große Weltproblem bezeichnet hatte, das nur durch den Ausbau eines normalen Handelsverkehrs gelöst werden könne, nachdem er darauf hingewiesen hatte, daß die wirtschaftlichen Interessen eines jeden

Landes es jedem Staate verbieten, eine derartige Katastrophe zuzulassen, nachdem er mit Hinzufügung einer Unze leisester Ironie gestanden hatte, daß er hauptsächlich von der wirtschaftlichen Seite aus das Problem Rußlands behandelt hätte in der Annahme, daß die Konferenz daran am meisten interessiert sei, nachdem er also mit ungewöhnlichem Takt und Talent vor den Wirtschaftspolitikern der Welt eine Menschheitssache als ein nüchterner Berichterstatter anschaulich dargestellt hatte, steigerte er seine Rede am Ende zu einem Angriff, zu einer Anklage gegen die Untätigkeit der mächtigen Kulturnationen, deren Repräsentanten selbstgefällig und mit sich selbst zufrieden vor ihm saßen.

V.

Plötzlich brach es aus ihm heraus. Neben der wirtschaftlichen Seite des Problems gäbe es noch eine andere und bei weitem wichtigere Seite, eine rein menschliche. Millionen von Menschen wie wir litten und stürben vor Hunger und Kälte den schrecklichsten Tod. Müßten wir da nicht mit allen Kräften helfen? Zumal wenn wir wissen, daß jedes Pfund Sterling, jede zwanzig Franks, die wir für nichts ausgeben, eines Kindes Leben retten könnte. Was bis jetzt gegeben sei, helfe dazu, einige elende Männer und Frauen und Kinder durch den langen Winter hindurch zu erhalten.

Hier aber sei eine Aufgabe, die nicht allein mit mildtätigen Gaben gelöst werden könne. Die Regierungen müssen einschreiten, rief er aus.

In Ostrußland hungern Millionen von Menschen und machen kaum vorstellbare Leiden durch. Hundert Meilen entfernt, in einem Staat, der an Rußland grenzt, gibt es einen so großen Ueberfluß, daß diese Millionen Menschen von ihm leben könnten. Nach der letzten Statistik läge allein in Rumänien Getreide für Ausfuhr bereit, das ungefähr 140000 Waggons füllen würde, das sind 1400000 Tonnen an Weizen, Gerste, Hafer und Roggen, genug also, um die verhungernde Bevölkerung zu ernähren —

und das allein in Rumänien. Und auf der andern Seite des Meeres, in den Vereinigten Staaten von Amerika, verfaule der Überfluß der Getreidevorräte aus Mangel an Käufern. In Kanada lägen ungefähr 500 000 Tonnen Weizen zur Ausfuhr bereit, das ist ungefähr drei mal so viel als man zur Ernährung der hungernden Bevölkerung brauche. In Argentinien diene der Überfluß des Maisvorrats zur Heizung der Lokomotiven.

## VI.

Nach Feststellung dieser wahnwitzigen Tatsachen hielt es den kühlen Forscher nicht länger, und er schrie den Herren des Völkerbundes, die sich als größenwahnsinnige Zwerge für die »Repräsentanten der Menschheit« halten, in die feisten Gesichter: »Ist die Welt nicht irrsinnig?

Man denke sich, jemand von einem anderen Planeten sähe auf unseren Planeten herab und sähe, was dort geschieht, sähe, wie das Volk an der Wolga am Verhungern ist, wie es sich zu Hunderten und Tausenden seinen Weg über die gefrorenen Straßen Rußlands sucht, schlecht gekleidet und einige barfuß, und sähe auf der anderen Seite der Welt, ganz in der Nähe, die vielen Nahrungsmittel, mit denen die Bevölkerung nichts anzufangen weiß. Was würde er von uns auf der Erde denken? Würde er diese Erde nicht, wie jemand es ausdrückte, für ein Irrenhaus oder für die Hölle halten?«

Nein, sie ist weder Irrenhaus noch Hölle, sondern der Boden der bürgerlichen Weltordnung. D. h. die Stätte, wo dank der »Demokratie« und dem Anarchisten Kapitalismus »Ruhe und Ordnung« herrscht. Die »Ruhe und Ordnung« für einige Tausende in jedem Lande, und die Unruhe, die Not, das Elend für die Millionen.

# GEIST UND TAT
## VON HEINRICH MANN

Den folgenden Essay hatte ich die Freude und das Glück, vor jetzt elf Jahren — am 1. Januar 1911 im »Pan« — zum ersten Mal zu veröffentlichen. Nach dem Erlebnis der »Goethe-Woche« in Frankfurt am Main las ich ihn wieder und er scheint mir lesenswert wie am ersten Tag.

In diesem herrlichsten Dokument deutschen Geistes zu Beginn des 20. Jahrhunderts ist wenig antiquiert. Mag der leidenschaftliche Verehrer der großen französischen Revolution allzu einseitig den Geist unter den Franzosen gepriesen (und nicht auch ihren Ungeist vor dem Kriege gesehen) haben, mag er die literarische Antithese zu sehr zugespitzt und die wirtschaftlichen Ursachen, die historischen Bedingungen etwas zu wenig berücksichtigt haben, der Ton, der Geist, die Musik dieses Manifests riß uns vor elf Jahren hin, entflammte die Jungen unter uns, den Ideen, die hier ein Repräsentant deutschen und internationalen Geistes verkündete, zu leben. Unbekümmert um alle Angriffe und Injurien, die kommen würden.

Man kann ohne Übertreibung sagen: Dieser »Geist und Tat«-Aufsatz hat Entwicklung und Schicksal der Ernstesten und Besten unter der jungen Generation tief beeinflußt. Das war die Fahne, zu der sie schwuren. Unbewußt leuchtete sie vielen schon vorher voran. Hier entfaltete sie einer. Und sie strahlte.

Ja, Demokratie, aber eine andere als die der freisinnigen oder fortschrittlichen Volksparteien, die im Reichstage brave Herren, namens Kopsch, Kämpf, Wiemer oder Pachnicke, propagierten. Ja, Republik, aber eine andere, als die nach viereinhalbjährigem Brudermord in Deutschland wurde. Der Geist sollte die Funktionen der Macht erobern. Gerechtigkeit und Macht müssen eins werden, damit die Gerechtigkeit Macht und die Macht Gerechtigkeit werde. Pascals Wort wurde uns zum Imperativ. Aber welchen Mißverständnissen, welchen Verleumdungen, welchen Verzerrungen der unerbittliche, unbestechliche, rigorose Geist stets ausgesetzt war, Heinrich Mann hat es in diesem Essay vorgezeichnet. Und darüber hinaus: den Pranger aufgestellt für die, die als Geistige den Geist verleugnen. Er hat sich nicht gescheut, schon in der Vorkriegszeit die sophistischen Rechtfertiger des Ungerechten zu demaskieren. Sie bezeichnen sich gerne als konservativ und human im Sinne des alten Goethe. In Wirklichkeit sind sie kalt und vornehm-tuend und vom Ehrgeiz geplagt. Sie lieben die deutsche »Kultur« und das Dämonische in ihr und spielen gern den Verächter der »Zivilisation«, um weiter ein Leben führen zu können, das ihnen erlaubt, der jeweiligen Macht zu dienen. Während die Natur des Literaten: »die Definition der Welt, die volle Vollkommenheit des Wortes« ihn verpflichtete »zur Verachtung der dumpfen, unsauberen Macht«. Denn: »vom Geist ist ihm die Würdej des Menschen auferlegt. Sein ganzes Leben opfert der Wahrheit den Nutzen«. Das waren die Worte, die in uns zündeten. 1911. Und was blieb 1914 davon übrig?

Daß Heinrich Mann mit dieser hellen Fanfare den Feldzug aufnahm gegen die Kulturliteraten, die nur den Selbstkultus kannten, die — in schreiendem Mißverhältniß — ihr wohlkultiviertes Stimmchen für die Posaune der Welt hielten, daß er unbarmherzig feststellte: »Ein In-

tellektueller, der sich an die Herrenkaste heranmacht, begeht Verrat am Geist«, nie soll ihm diese Tat vergessen werden, so wenig wie alle guten Revolutionäre, alle Arbeiter und entschlossene Intellektuelle ihm seine saubere und mutige Haltung im Kriege je vergessen werden. (Selbst wenn er sich noch immer nicht von seiner durch westliche Vorbilder genährten Ideologie einer reinen Demokratie loszulösen vermag.)

Mit der Einstellung des bürgerlichen Radikalen, aber kompromißlos und unerbittlich forderte er den Kampf des Geistes gegen die Macht. Er sah ihn noch nicht als Kampf der Klassen. Aber ohne Schonung kennzeichnete er die Literaten, die ihre schönen Leidenschaften spielen lassen und »der Welt eine Statistenrolle zuteilen. Während der Geist herrschen sollte, dadurch, daß das Volk herrscht. Sie sollten« — so schreibt er drei Jahre vor der großen Volksbeneblung — »diesem Volk das Glück vermitteln, sich wahr zu sehen, damit es sich höher achte und wärmer fühle. Die Zeit verlangt und ihre Ehre will, daß sie endlich, endlich auch in diesem Lande dem Geist die Erfüllung seiner Forderungen sichern, daß sie Agitatoren werden, sich dem Volk verbinden gegen die Macht, daß sie die ganze Kraft des Wortes seinem Kampfe schenken, der auch der Kampf des Geistes ist.«

Hier in diesem Postulat traf sich Mann mit Marx. Und die sich ihm am verwandtesten fühlten, folgten seinem Ruf. Geist als aktive Vernunft, als ein der gewaltigen Bewegung der aufsteigenden Arbeiterklasse verbundener Motor, — das war die Losung, die in einem geistfeindlichen, machttrunkenen, raffenden Lande und Zeitalter wenige Aufrechte, Leidenschaftliche, Kühne unter den Literaten begeisterte zum Kampf. Er war trotz allem nicht vergeblich.

Noch immer glauben wir: der Typus des geistigen Menschen muß der herrschende werden in einem Volk, das jetzt noch empor will. Aber wir ergänzen: der Typus des geistigen Menschen, der in der Arbeiterklasse (und nicht im absterbenden Bürgertum) wurzelt.

## I.

Von allen, die je schrieben, hat den größten, greifbarsten Erfolg Rousseau gehabt. Wer ist er? Ein trauriger Figaro, der nichts liebt als seine Leidenschaft und tiefernst genommen werden will. Ein Landstreicher, der ein Volk sucht und einen Staat erträumt. Ein Kranker, der sich nach guter, gesunder Natur sehnt. Ein Menschenfeind, der mit einer fernen, geläuterten, geistigen und gütigen Menschheit rechnet. Ein Feind der Privilegierten, der Gräfinnen begehren muß, der die eigene Niedrigkeit, die eigenen Laster haßt und sich, unfähig, je dem Schlamm zu entrinnen, immer von neuem mit den Tränen und Gesichten der Seele reinigt, seine ausgesetzten Kinder in einem Roman erzieht, seine schöne Liebe in einem Roman liebt, der so gerecht und

wahr in seinem Roman vom Staat ist, daß ein ganzes Volk von diesem Augenblick ab sich gerecht und wahr will, und über sein armes Leben hinaus ein so verklärter Kämpfer ist, daß nun ein ganzes Volk, das geistigste und tätigste, das je da war, seinen Kampf weiterkämpft.

Seine idealistischen Romane fanden ein Volk von Lesern, das sie darstellte. Dies Volk machte die Revolution nicht, solange es nur hungerte: es machte sie, als es erfuhr, daß es eine Gerechtigkeit und eine Wahrheit gebe, die in ihm beleidigt seien. Auch seine Nachbarn erfuhren es, aber obwohl sie nicht weniger hungerten, handelten sie doch nicht. »Revolutionen sind selten«, sagt Napoleon, »weil das menschliche Leben zu kurz ist. Jeder denkt bei sich selbst, es lohnt sich nicht, die bestehende Ordnung umzustürzen«. Die Franzosen von 1790 dachten, daß es sich lohne. Ihre feurige Naivität, ihr Glaube an den Geist machte sie fähig, den Traum eines Dichters auf die Erde herabzureißen. Und war's nur der Augenblick, als die Grenzen der Provinzen fielen, der Adel abdankte, auf weiten Feldern die Zehntausende der Föderationen sich Liebe schwuren, als Bauern einander sagten, daß die Revolution nicht Frankreich gehöre, sondern der Menschheit, und Abgesandte aller Völker herbeizogen, um der französischen Nation Ehre und Bruderschaft zu entbieten: dieser einzige Augenblick, den so viel Blut bezahlt hat, warf dennoch über die Jahrhunderte voraus den märchenhaften Schein, der sie nun weniger trostlos macht. Nur noch eins gilt seitdem für die Menschheit: diesem vorweggenommenen und entflogenen Augenblick nachdrängen, ihn wieder einholen. Die Geschichte hat keinen anderen Sinn mehr, als jener großen Stunde Dauer zu geben und dem Geist, der das Geschlecht jenes Jahres beseelte, die Welt zum Körper. Was entgegensteht, alle verzögernden Mächte, jeder Triumph ungerechter Gewalt wird zum Zwischenfall vor der Ewigkeit des Geistes, der damals aufleuchtete. Aber ein Volk war nötig, das sich hingab, ihn darzustellen. Und das ihm Treue hielt: Das seit hundert Jahren Irrtümer und Zusammen-

brüche nicht scheut, Despotismus und Niederlagen, Bruderkrieg und grausame Rückschläge übersteht, um nach jeder Wirrsal und Erschlaffung eine Etappe weiter zu gelangen auf dem Wege, den der Geist befiehlt. Ein Volk mußte geschaffen sein, für den Geist zu streiten, mußte die Ratio militans selbst sein. Die Notwendigkeit der Dinge? Die »Entwicklung«? Sie wird in aller Welt nie etwas anderes zeitigen als ein Mindestmaß von Lebensmöglichkeit. Nicht Freiheit: nur Lebenkönnen. Nicht Gerechtigkeit: nur Lebenkönnen. Nicht Menschenwürde: nur Lebenkönnen. Auf die Entwicklung bauen, heißt, sich der Natur anheimstellen, und noch niemand sah sie verschwenden. Der Geist, die Revolte des Menschen gegen die Natur, ihre Langsamkeit und Härte: der Geist, der in einer Stunde den Himmel verschenkt, verschwendet Generationen für einen Funken vom Brand des Ideals. Ein Volk war nötig, daß sich ihm darbrachte und von dessen stolzem Opferwillen die anderen leben konnten.

Sie haben es leicht gehabt, die Literaten Frankreichs, die, von Rousseau bis Zola, der bestehenden Macht entgegentraten: sie hatten ein Volk. Ein Volk mit literarischen Instinkten, das die Macht bezweifelt, und von so warmem Blut, daß sie ihm unerträglich wird, sobald sie durch die Vernunft widerlegt ist. Was alles mußte zusammenkommen, damit dem Geist Krieger erstanden! Nordische Menschen, vom Blut und noch mehr von der Kultur des Südens durchdrungen. Die Synthese Europas. Das Geschlecht mächtig wie im Süden, aber die ganze Künstlerschaft, die es verleiht, auf den Geist geworfen. Der Geist ist hier nicht das luftige Gespenst, das wir kennen, — und drunten trottet plump das Leben weiter. Der Geist ist das Leben selbst, er bildet es, auf die Gefahr, es abzukürzen. Möglich immerhin, daß Gerechtigkeit das Leben beeinträchtigt, und daß Wahrheit zu Abgründen führt. Ließe sich denn nicht auskommen unter einer überlieferten Herrschaft, angesichts der Vorrechte einiger, bei der formalen Unterworfenheit unter einen längst abgestoßenen Glauben? Man könnte genießen, erraffen, was die Mächtigen übrig lassen,

könnte, seines heimlichen Wissens und gepflegten Innenlebens froh, abwarten, daß die Zeit von selbst reif wird. Hier aber ist ein Volk, daß die erhaltenden Lügen verachtet. Das es verschmäht, ein Leben hinzufristen, über das sich nicht ungestraft nachdenken ließe. Die Pflege der Persönlichkeit scheint ihm eitel, wenn sie nicht um sich greift, erobert und beglückt. Kriegerisches Wohlwollen ist hier und generöser Leichtsinn. Sie haben nicht gefragt, diese Franzosen, wohin der Vernunfttraum eines Dichters, eines fragwürdigen Kranken, sie führen werde. Sie haben nach ihm gehandelt, weil er ihnen auf einmal die Welt erhellte, haben alles durch ihn erfahren, Schuld, Sieg, Buße — und sind, arme menschliche Tiere wie alle andern, weil sie den Mut hatten, sich zu begeistern, dennoch der Vergeistigung heute näher als andere: haben im ganzen der Nation einen Ausgleich und Gewinn errungen an Menschenwürde und sittlicher Kraft. Mögen sie, kaum, daß ein Freiheitskampf beendet, sich in neuen Ketten sehen, mögen Freiheit und Gerechtigkeit zurückweichen vor dem, der ihnen entgegengeht und erst mit dem letzten Atemzug der Menschheit erfüllt sein: wenigstens verbaut hier nicht mehr die eiserne Wand der Autorität die Zukunft. Kein Machthaber hält sich fortan gegen den Geist, dessen Strom ihn herauftrug und hinwegraffen wird . . . »Die französischen Soldaten können ihre Vernunft gebrauchen«, sagte Napoleon. »Drum sind sie weiches Wachs in der Hand dessen, der sie bei ihrer Vernunft faßt, und doch sind sie die unerschrockensten der ganzen Welt«. — Die Geistesführer Frankreichs, von Rousseau bis Zola, hatten es leicht, sie hatten Soldaten.

## II.

In Deutschland hätten sie es schwerer. Sie hätten es mit einem Volk zu tun, das leben will, nichts weiter. Niemand hat gesehn, daß hier, wo so viel gedacht ward, die Kraft der Nation je gesammelt worden wäre, um Erkenntnisse zur Tat zu machen. Weder die Abschaffung ungerechter Gewalt noch die Befreiung von den Ansprüchen eines lächerlich gewordenen Glaubens hat

Hände bewegt. Man denkt weiter als irgendwer, man denkt bis ans Ende der reinen Vernunft, man denkt bis zum Nichts: und im Lande herrscht Gottes Gnade und die Faust. Wozu etwas ändern. Was anderswo geschaffen, hat man in Theorien schon überholt. Man lebt langsam und schwer, man ist nicht bildnerisch genug begabt, um durchaus das Leben formen zu müssen nach dem Geist. Mögen neben und über den Dingen die Ideen ihre Spiele aufführen. Wenn sie hinunterlangten und eingriffen, sie würden Unordnung und etwas nicht Absehbares stiften. Man klammert sich an Lügen und Ungerechtigkeit, als ahnte man hinter der Wahrheit einen Abgrund. Das Mißtrauen gegen den Geist ist Mißtrauen gegen den Menschen selbst, ist Mangel an Selbstvertrauen. Da jeder einzelne sich lieber beschirmt und dienend sieht, wie sollte er an eine Demokratie glauben, an ein Volk von Herren. Die angestammten und bewährten Herren mögen manchmal, unbeleckt wie sie sind, der hochgebildeten Nation auf die Nerven fallen: mit ihnen aber ist sie gewiß, zu leben, sicherer zu leben als die, die nur der Geist führt. Auch beherrschen sich diese Herren und werden schwerlich der Ueberspannung der Gewalt verfallen, die Explosionen schafft. Das extrem Tyrannische ist hier so unwahrscheinlich wie die Gleichheit. Keine Grausamkeit, aber auch keine Liebe. Nirgends liegen zwischen den Klassen solche Eisberge von Fremdheit. Man liebt einander nicht und liebt nicht die Menschen. Die Monarchie, der Herrenstaat ist eine Organisation der Menschenfeindschaft und ihre Schule. Die Masse der Kleinen, die hier wie überall die größere Wärme des Geschlechts enthält, wird zu entlegenen Hoffnungen verdammt und verdorben für die tätige Verbrüderung, die ein Volk groß macht. Kein großes Volk: nur große Männer. Was es hat an Liebe und allen Ehrgeiz, alles Selbstbewußtsein setzt dies Volk in seine großen Männer.

Seine großen Männer? Hat man je ermessen, was sie dies Volk schon gekostet haben? Wieviel Talent, Entschließungskraft und adliger Sinn unterdrückt worden ist, was an Demut, Neid,

Selbstverachtung gezüchtet ward, und was versäumt ward in hundert Jahren an der Nivellierung, der moralischen Höherlegung der Nation, damit in unermeßlichen Abständen je ein Manneswunder und Ausbund aller Herrlichkeit erscheinen konnte, übermästet von der Entsagung ganzer Geschlechter und dem lebenden Dünger der Nation entsprossen wie eine tierisch fette Zauberblume. Nun liegt und betet an! Ihr, die schaffende Macht nicht kennt, braucht nicht zu wissen, wie es um die Mächtigen steht, und daß auch der Größte, gerade der Größte nur in den Stunden groß ist, da er schafft: daß die Verehrung seiner Person eine leere Puppe trifft. Wieviel tote Zeit im Leben des großen Mannes, da er sich ausgeleert und klein weiß. Wieviel Schwindel und gewaltsame Überhebung, um tagein tagaus zu vertreten, was er zuweilen war. Welch wahnwitzige Selbstsucht, von der Masse derer aufgehäuft, die abdanken in seine Hand. Welche Entfernung vom Menschlichen, welche Vereisung. Was für Leiden auch, Überreiztheit und Angst des Zusammenbruchs. Was für schaurige Einblicke eines, der absolut zu sein hat, ins Nichts. Er saugt nicht nur Tatkraft und Stolz seines Volkes in sich auf, der große Mann: er kauft ihm auch die Abgründe ab, vor denen das wohltemperierte Dasein der Gewöhnlichen zurückschreckt . . . Aber das dürfte nicht sein, und er dürfte nicht sein. Ein Volk von heute hat kein Recht auf so große Männer. Es hat kein Recht, sich von ihnen der Selbstbestimmung entheben, korrumpieren, gar anstecken zu lassen und sich, Wollwarenfabrikant oder Schmock, ein Übermenschentum einzureden, während noch sein Menschentum rückständig ist.

Der Letzte aber, dem all diese Verirrung und Feigheit erlaubt wäre, der Mensch des Geistes, der Literat: gerade er hat sie geweiht und verbreitet. Seine Natur: die Definition der Welt, die helle Vollkommenheit des Wortes verpflichtet ihn zur Verachtung der dumpfen unsauberen Macht. Vom Geist ist ihm die Würde des Menschen auferlegt. Sein ganzes Leben opfert der Wahrheit den Nutzen. Die Erscheinungen löst er auf, vermag

das Große klein zu sehen und im Kleinen das durch Menschlichkeit Große: dergestalt, daß ihm Gleichheit zur letzten Forderung der Vernunft wird . . . Gerade er aber wirkt in Deutschland seit Jahrzehnten für die Beschönigung des Ungeistigen, für die sophistische Rechtfertigung des Ungerechten, für seinen Todfeind, die Macht. Welche seltsame Verderbnis brachte ihn dahin? Was erklärt diesen Nietzsche, der dem Typus sein Genie geliehen hat, und alle die, die ihm nachgetreten sind? Ist es der überwältigende Erfolg der Macht, den diese Zeit und dies Land sahen? Die Hoffnungslosigkeit, die eigene Natur durchzusetzen, heute und hier? Der Drang zu wirken, sei es gegen sich selbst: durch Steigerung und Verklärung des Feindes, als bewunderter Anwalt des Bösen? Ist es die perverse Abdankung des allzu Wissenden, der sich im schlechten, unbewußten Leben wälzt wie ein entflohener Sträfling? Vom tragischen Ehrgeiz bis zu elender Eitelkeit, von der albernen Sucht, besonders zu sein bis zum panischen Schrecken der Vereinsamung und dem Ekel am Nihilismus: die abtrünnigen Literaten haben viele Entschuldigungen. Sie haben vor allem eine in der ungeheuerlich angewachsenen Entfernung, die nach so langer Unwirksamkeit, die deutschen Geister vom Volk trennt. Aber was taten sie, um sie zu verringern? Sie haben das Leben des Volkes nur als Symbol genommen für die eigenen hohen Erlebnisse. Sie haben der Welt eine Statistenrolle zugeteilt, ihre schöne Leidenschaft nie in die Kämpfe dort unten eingemischt, haben die Demokratie nie gekannt und haben sie verachtet. Sie verachten das parlamentarische Regime, bevor es erreicht ist, die öffentliche Meinung, bevor sie anerkannt ist. Sie tun, als hätten sie hinter sich, wofür nur die andern geblutet haben, und maßen sich die Miene der Übersättigung an, obwohl sie niemals weder kämpften noch genossen. Sie sollten herrschen, der Geist sollte herrschen, dadurch daß das Volk herrscht. Sie sollten diesem Volk das Glück vermitteln, sich wahr zu sehen, damit es sich höher achte und wärmer fühle. Die Zeit verlangt und ihre Ehre will, daß sie

endlich, endlich auch in diesem Lande dem Geist die Erfüllung seiner Forderungen sichern, daß sie Agitatoren werden, sich dem Volk verbinden gegen die Macht, daß sie die ganze Kraft des Wortes seinem Kampf schenken, der auch der Kampf des Geistes ist. Ihre Vornehmheit sollte nicht Selbstkultus sein, die deutsche Überschätzung des Einzelfalles, der Auszeichnung geht täglich mehr gegen Vernunft und Wahrheit, sie sollte in der Kraft sein, Maß und Vorbild zu geben. Denn der Typus des geistigen Menschen muß der herrschende werden in einem Volk, daß jetzt noch empor will. Das Genie muß sich für den Bruder des letzten Reporters halten, damit Presse und öffentliche Meinung, als populärste Erscheinungen des Geistes, über Nutzen und Stoff zu stehen kommen, Idee und Höhe erlangen. Der Faust- und Autoritätsmensch muß der Feind sein. Ein Intellektueller, der sich an die Herrenkaste heranmacht, begeht Verrat am Geist. Denn der Geist ist nichts erhaltendes und gibt kein Vorrecht. Er zersetzt, er ist gleichmacherisch, und über die Trümmer von hundert Zwingburgen drängt er den letzten Erfüllungen der Wahrheit und der Gerechtigkeit entgegen, ihrer Vollendung, und sei es die des Todes.

# AUS DEM FORUM-ARCHIV

## GOETHE ZU SCHOPENHAUER ÜBER FRANKFURT

Die Ebert-Woche im März 1922 zu Frankfurt a. M. wird unvergessen bleiben. Ein anderer Frankfurter, Arthur Schopenhauer, der unerbittlichste Geist der Deutschen, hat sie, wie vieles, vorausgeahnt:

»Jetzt, nach 21 Jahren verstehe ich, was Goethe mir 1814 sagte, in Berka, wo ich ihn beim Buch der Stael de l'Allemagne gefunden hatte und nun im Gespräch darüber äußerte, sie mache eine übertriebene Schilderung von der Ehrlichkeit der Deutschen, wodurch Ausländer irre geleitet werden könnten. Er lachte und sagte: »ja freilich, die werden den Koffer nicht anketten, und da wird er abgeschnitten werden«. Dann aber setzte er ernst hinzu: »aber wenn man die Unredlichkeit der Deutschen in ihrer ganzen Größe kennen lernen will, muß man sich mit der deutschen Literatur bekannt machen.« — Wohl! Allein unter allen Unredlichkeiten der deutschen Literatur ist die empörendste die Zeitdienerei vorgeblicher Philosophen, wirk-

licher Obskuranten. Zeitdienerei: das Wort, wenn ich es gleich dem Englischen nachbilde, bedarf keiner Erklärung, und die Sache keines Beweises: denn wer die Stirn hätte, sie abzuleugnen, würde einen starken Beleg zu meinem gegenwärtigen Thema geben.«

•

Arthur Schopenhauer in »Physiologie und Pathologie«:

»Achselträgerei und Augendienerei sind an der Tagesordnung, Tartüffiaden werden ohne Schminke aufgeführt, ja Kapuzinaden ertönen von der den Wissenschaften geweihten Stätte: das ehrwürdige Wort Aufklärung ist eine Art Schimpfwort geworden, die größten Männer des vorigen Jahrhunderts, Voltaire, Rousseau, Locke, Hume werden verunglimpft, diese Heroen, diese Zierden und Wohltäter der Menschheit, deren über beide Hemisphären verbreiteter Ruhm, wenn durch irgend etwas, nur noch dadurch verherrlicht werden kann, daß jederzeit und überall, wo Obskuranten auftreten, solche ihre erbitterten Feinde sind — und Ursache dazu haben.«

## DER FEUCHTFRÖHLICHE GEWERKSCHAFTS-KÄMPFER

Gesinnung läßt sich heucheln, — Worte verraten die Lüge. Sage mir, welche Phrasen du gebrauchst, und ich sage dir, wer du bist. — Idiotisch ist die beliebte Verwendung romantischer Kampfworte wie »schimmernde Wehr«, »Reiterstückchen« u. s. w. angesichts eines Krieges, den Kriegsberichterstatter und stinkende Gase charakterisieren. Symptomatisch, doppelt symptomatisch und entlarvend aber wirken dieselben Phrasen angesichts eines Kampfes, der wie ein metaphorischer Kampf ist. Und hätten unsere Ludendorff-Sozialisten noch die Möglichkeit, sich entlarven zu lassen, — ein tüchtiger Philologe könnte ihnen den Dienst leisten. Schreibt da einer von ihnen über die gleitende Lohnskala, für die sich manches, gegen die sich vieles sagen läßt. Er aber ist ein Romantischer und endet seinen Aufsatz »Gegen die gleitende Skala!« (im »Vorwärts« 39. Jahrg., Nr. 83, vom 18. 2. 22) also:

»Ich lobe mir den frischen Gewerkschaftskampf. Der Schaden, den die Wirtschaft dabei erleiden kann, ist nicht halb so groß wie der Schaden, den Arbeiter und Volk dadurch erleiden, daß aus dem geistig regsamen, um Freiheit und Leben kämpfenden Werteschaffer ein von der Indexmaschine regierter, seelenloser Helote wird.«

Nun, eine Kette von Hunger, Streik, Verhandlung, Schlichtungsausschuß, wieder Hunger, Aussperrung, Streik, Nothilfe und nochmals Hunger, — all dies einen fröhlichen oder frischen Kampf zu nennen, kann nur einem durch die Kriegsberichte der Noske, Köster begeisterten Gewerkschaftsbonzen passieren.

F.

Herausgeber und verantwortl. Redakteur: Wilhelm Herzog in Berlin.
Arbeiterorganisationen und Betriebe erhalten das Forum um ein Viertel billiger, Arbeitslose und politische Gefangene umsonst.
Forum-Verlag Berlin W 35.
Druck: Buchdruckerei Wilhelm R. Saling & Co., Berlin SW 68.

# DAS FORUM

*6. Jahr* *April 1922* *Heft 7*

(Abgeschlossen am 19. April 1922)

## 154 BAYRISCHE MORDE

### VON E. J. GUMBEL

Nach der Ermordung Eisners übernahm der bayrische Zentralrat die Macht und erklärte am 7. April 1919 die Räterepublik. Die vom Zentralrat eingesetzte Regierung Hoffmann bildete sich in Bamberg neu und zog mit preußischen Truppen und neugebildeten Freikorps gegen München. Ihnen stellte die Räterepublik eine Rote Armee entgegen. Der Führer des Feldzugs gegen München, General v. Oven (später Kapp-General), verpflichtete sich seiner Regierung gegenüber, daß alle Gefangenen vor ein Gericht gestellt werden sollten. Willkürliche Erschießungen würde er nicht dulden.

Am 1. Mai zogen die Regierungstruppen in München ein: »Nunmehr liegt das Ergebnis der von der Polizei angestellten Erhebungen über die Zahl der Opfer der Münchener Kampftage vor. Es bedurfte umfangreicher Arbeiten, um die Zusammenstellung anfertigen zu können. Im Kampf gefallen sind 145 Mann .... Standrechtlich erschossen wurden 42 Angehörige der Roten Armee und 144 Zivilpersonen. Und zwar am 30. April 10, am 1. Mai 5, am 2. Mai 47, am 3. Mai 77, am 4. Mai 27, am 5. Mai 16, am 6. und 7. Mai 2. Bei 42 Toten konnte weder Name noch Art des Todes festgestellt werden. T ö d l i c h v e r u n g l ü c k t sind 184 Zivilpersonen und zwar am 30. April 1, 1. Mai 36, 2. Mai 103, 3. Mai 16, 4. Mai 7, 6. Mai 21« (Amtl. Mitteilung der Regierung Hoffmann, 10. Juni 1919). Um zu erkennen, was ein amtlicher t ö d l i c h e r U n g l ü c k s f a l l ist, betrachte man die letzte Zahl.

Am 6. Mai wurden 21 katholische Gesellen, völlig harmlose Menschen, als Spartakisten denunziert, verhaftet, zum Teil in einem Hof, zum Teil in einem Keller von Regierungssoldaten erschossen, erschlagen, ausgeplündert: »Das Hirn spritzte im Keller«. Dem-

nach ist auch Gustav Landauer, der dasselbe Schicksal erlitt, »tödlich verunglückt«. Einige weitere Beispiele von solchen willkürlichen Erschießungen:

Am 4. Mai rückte das Freikorps Lützow in Perlach, wo niemals gekämpft worden war, ein. Die Offiziere konferierten mit dem protestantischen Pastor Hell (angeblich holten sie dort ein Wäschepaket ab). Dann requirierten sie ein Zimmer im Gasthaus zur Post. Im Lauf der Nacht wurden dann auf Grund einer Liste u. a. folgende Perlacher Arbeiter, teils Parteilose, teils Mitglieder der Mehrheitssozialdemokratie, verhaftet: Fichtl, Dengler, Eichner, Hufnagel, Jakob, Keil, Koch, Krebs, Ludwig, Zeller. Bei dem Hafnermeister Ludwig waren 3 ergebnislose Haussuchungen gehalten worden, Keil und Dengler hatten Waffen besessen, sie jedoch am 1. Mai laut Aufforderung abgeliefert. Als der Wirt den Verhafteten Kaffee geben lassen wollte, hieß es: »die brauchen nichts mehr«. Die Verhafteten mußten Brieftaschen, Messer und Geldbörsen abgeben, wurden in der Frühe, 5 Uhr auf ein Lastauto verladen und nach dem Hofbräuhauskeller gebracht. Ludwig wurde gleich hinter das Auto geführt und um 6 Uhr morgens erschossen. Einige der Verhafteten wurden dann von den Offizieren verhört. Keiner hat sich an den Kämpfen beteiligt. Die Gefangenen machten einen niedergeschlagenen, ja geistesabwesenden Eindruck und baten flehentlich um ihr Leben. Zwischen 11 und 1 Uhr wurden in Abständen erst 2, dann 3 Personen auf einem Kohlenhaufen erschossen. Zwei weitere Gefangene wurden zuerst zurückgestellt, dann ebenfalls erschossen. Insgesamt wurden 12 Gefangene ohne Urteil, ohne den Schatten eines Rechtes umgebracht. Nach der Erschießung wurden den Toten Uhren und Papiere geraubt. Kein einziger der Täter oder der verantwortlichen Offiziere ist jemals auch nur angeklagt worden. (Aussagen von 14 Augenzeugen sind in meinem Besitz.)

Da ich nicht genügend Platz habe, um alle mir bekannten »tödlichen Unglücksfälle« auch nur mit jeweils einigen Zeilen darzustellen, mögen sie in Tabellenform folgen:

## 154 politische Morde in Bayern.

| Name | Wohnort | Beruf | Alter | Zahl der Hinterbliebenen | Tag der Ermordung | Ort der Ermordung | Bemerkungen |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Adler, Franz | Kath. Gesellen-Verein Augustenstr. 41 | Schlosser | 25 | — | 6. V. 19 | Karolinenplatz 5 | vollständ. ausgeplündert |
| Aschenbrenner, Mich. | Tegernseerlandstr. 18 | Spengler | — | 3 | 7. V. 19 | Hohenzollernschule | |
| Bachhuber, Josef | Kath. Gesellen-Verein Augustenstr. 41 | Maler | 19 | — | 6. V. 19 | Karolinenplatz 5 | " " |
| Barth, Georg | Lilienstr. 62 | Hoteldiener | 30 | 1 | — | — | Schuhe, Hose, Mantel geraubt |
| Barth, R. Anton | Nokherstr. 38 | Kutscher | 18 | 1 | 4. V. 19 | Ostfriedhof | |
| Bauer, Johannes | Unterföhring 3 | Arbeiter | 48 | 5 | 30. IV. 19 | — | |
| Bauer, Johann | " | — | 17 | — | 30. IV. 19 | — | |
| Bauer, Josef | Schönstr. 60 | Monteur | 20 | 6 | 3. V. 19 | Schleißheim | ausgeraubt |
| Bulach, Johann | Mariahilfstr. 3 | Bankbeamter | 37 | 3 | 3. V. 19 | Gasteiganlagen | |
| Brucker, Oskar | Hochstr. 31 | — | — | 1 | 3. V. 19 | Salvatorkeller | |
| Buscher, Andreas | Tegernseerlandstr. 28 | Bauhilfsarbeit. | 29 | — | 4. V. 19 | Stadelheim | |
| Bischl, Michael | Oberländerstr. 11 | Schlosser | 18 | 2 | 2. V. 19 | Ruprechtstr. | erschlagen u. erschossen |
| Bongratz, Peter | Westendstr. 161 | Gehilfe | 25 | 8 | 5. V. 19 | Schlachthof | gold. Uhr, 3 gold. Ringe, Überzieh., Hut geraubt |
| Bullat, Sebastian | Kath. Gesellen-Verein Augustenstr. 41 | Schmied | 19 | — | 6. V. 19 | Karolinenplatz 5 | ausgeplündert |
| Businger, Anton | " | Buchbinder | 22 | — | 6. V. 19 | " | |
| Crusius, Ludwig | Weinbauernstr. 1 | Schlosser | 37 | 2 | 2. V. 19 | Knollwiese | |
| Dengler, Adalbert | Perlach, Prinzregentenstraße 46 | Taglöhner | 46 | 6 | 5. V. 19 | Hofbräuhauskeller | |

| Name | Wohnort | Beruf | Alter | Zahl der Hinterbliebenen | Tag der Ermordung | Ort der Ermordung | Bemerkungen |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Dorfmeister, August | Siebenbrunnerstr. | Ingenieur | 28 | 4 | — | Harlaching | erschlagen, erschossen, ausgeplündert |
| Dorsch, Leonh. | Feuerbachl 6 | Monteur | 25 | — | 4. V. 19 | Frauenhoferbrücke | |
| Dal Sasso, Josef | Bavariastr. 9 | Kutscher | 35 | 1 | 3. V. 19 | Menterschweige | |
| Dietz, Theodor | i. d. Grube 25 | Spengler | 30 | 2 | 2. V. 19 | Maximiliankeller | |
| Deman, Johann | Wendelsteinstr. 9 | Bahnarbeiter | 21 | 3 | — | — | |
| Eckert, Max | Miliechplatz 1 | Friseur | 45 | 4 | 2. V. 19 | Kühbachstr. | |
| Eichner, Georg | Perlach 196 | Bahnarbeiter | 36 | 5 | 5. V. 19 | Hofbräuhauskeller | |
| Enzenberger, Joh. | Winterstr. 13 | Schleifer | 24 | 3 | — | Harlachinger Weg | 143.— M., Brieftasche, Ehering, Uhr, Windjacke geraubt |
| Ewald, Jakob | Tegernseerlandstr. 71 | Hilfsmonteur | — | 2 | — | — | |
| Effhauser, Lorenz | Jahnstr. 31 | Monteurgehf. | 28 | 1 | 1. V. 19 | Stadelheim | |
| Faust sen. | Kistlerstr. 1 | Schreiner | — | — | 2. V. 19 | i. d. Wohnung | |
| Faust jun. | " | " | — | — | 2. V. 19 | — | |
| Faltermeier, Otto | Peißenbergstr. 1 | Metzger | 28 | 3 | 2. V. 19 | Stadelheim | |
| Felser, Martin | Mondstr. 1 | Bauarbeiter | 23 | 1 | 3. V. 19 | " | |
| Feigl, Ludwig | Herzogstandstr. 1 | Metzger | 41 | 2 | 3. V. 19 | — | |
| Fichtl, Johann | Perlach 46 | Hilfsarbeiter | 43 | 7 | 5. V. 19 | Hofbräuhauskeller | |
| Fischalk, Anton | Schönstr. 60 | Gärtner | 24 | 1 | 2. V. 19 | Krüppelheim | |
| Fischer, Karl | Raintalerstr. 72 | Hilfsarbeiter | 20 | — | 2. V. 19 | Knollhof | ausgeplündert |
| Fischer, Joseph | Kath. Gesellen-Verein Augustenstr. 41 | Schlosser | 23 | — | 6. V. 19 | Karolinenplatz 5 | " |
| Fischer, Michael | " | Schneider | 21 | — | 6. V. 19 | " | |

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Ganserer, Ludwig | — | Schlosser | — | 1 | 2 V. 19 | Residenz | |
| Graf, Josef | Gielstr. 15 | " | 18 | — | 4. V. 19 | Warngauerstr. | |
| Gramau, Franz | Kath. Gesellen-Verein Augustenstr. 41 | Schneider | 19 | — | 6. V. 19 | Karolinenplatz 5 | ausgeplündert |
| Grünbauer, Mathias | " | Schlosser | 24 | — | 6. V. 19 | " | " |
| Geltl, Johann | Schönstr. 76 | Hilfsarbeiter | 20 | 1 | — | Knollkiesgrube | " |
| Geigl, Michael | Unterhaching 14 | Schriftsetzer | 39 | 2 | 1. V. 19 | Stadelheim | |
| Goldbrunner, Joh. | Tegernseerlandstr. 125 | Eisendreher | 22 | 1 | — | Giesingerberg | ausgeplündert |
| Gerhard, Karl | Oberanger 53 | Kaufmann | 28 | 1 | 2. V. 19 | Jakobsplatz | |
| Hamburger, Joh. | Kath. Gesellen-Verein Augustenstr. 41 | Schlosser | 19 | — | 6. V. 19 | Karolinenplatz 5 | ausgeplündert |
| Horn, Karl | Gaisenhoferstr. 12 | Prof. d. Mathemat. | — | 2 | 3. V. 19 | Stadelheimerstr. 33 | Uhr, Kette, Schuhe geraubt |
| Hörl, Max | Weinbauernstr. 2 | Schuhmacher | 33 | 3 | — | Stadelheim | |
| Huber, Karl | Landsbergerstr. 153 | Kutscher | 27 | — | 1. V. 19 | — | 300,— M., zwei Uhren, Gamaschen, Brieftasche geraubt |
| Hof, Sebastian | Forstenriederstr. 2 | Schlosser | 32 | — | 2. V. 19 | Forstenrieder-, Ecke Holzapfelstr. | |
| Hufnagel, Sebastian | Perlach, Rosenheimerstraße 5 | Taglöhner | 47 | 3 | 5. V. 19 | Hofbräuhauskeller | ausgeplündert |
| Hain, Leo | Belgradstr. 107 | Masch.-Mstr. | — | 3 | 8. V. 19 | Karl Theodor-Wiese | " |
| Heimerer, Anton | Tegernseerlandstr. 30 | Eisenhobler | 49 | 5 | 3. V. 19 | Knollgrube | " |
| Hillenbrand, Joh. | Ackerstr. 116 | Fensterreinig. | 20 | — | 2. V. 19 | Siboldstr. | |
| Heimkirchner, Jul. | Elsenheimerstr. 28 | Hilfsarbeiter | 21 | 1 | 2. V. 19 | Ausstellung. | 230,— M., Uhr u. Kette, Hut u. Stiefel geraubt |
| Hecksteiger, Max | Kühbachstr. 16 | Maurer | 36 | 1 | 3. V. 19 | — | |
| Heinritzi, Josef | Wendelsteinstr. 2 | Bauarbeiter | 22 | 1 | 2. V. 19 | Knollanwesen | |
| Hausler, Rich. | Großhadern 19 | Elektrotechn. | 19 | 2 | 1. V. 19 | Großhadern | |

| Name | Wohnort | Beruf | Alter | Zahl der Hinterbliebenen | Tag der Ermordung | Ort der Ermordung | Bemerkungen |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Hausmann, Wilh. | Weißenburgerstr. 2 | Friseur | 30 | 1 | 3. V. 19 | in s. Wohnung | |
| Jakob, Josef | Perlach, Putzbrunnerstraße 19 | Maurer | 40 | 6 | 5. V. 19 | Hofbräuhauskeller | |
| Jakob, Georg | Perlach 104 | Schreiner | 37 | 3 | 5. V. 19 | Hofbräuhauskeller | |
| Krapf, Josef | Kath. Gesellen-Verein Augustenstr. 41 | Schneider | 21 | — | 6. V. 19 | Karolinenplatz 5 | ausgeplündert |
| Kollmann, Joh. | Dreimühlenstr. 14 | Taglöhner | — | 6 | 2. V. 19 | Schlachthof | |
| Köstelmaier, Xaver | Landsbergerstr. 163 | Malergehilfe | — | 4 | 1. V. 19 | Schäftlarn | |
| Koch, Aug. Georg | Perlach 46 | Hilfsarbeiter | — | 9 | 5. V. 19 | Hofbräuhauskeller | |
| Kirchner, Theodor | Winterstr. 4 | Taglöhner | — | 3 | 3. V. 19 | Kühbachstr. 11 | |
| Keil, Johann | Perlach 46 | Taglöhner | — | — | 5. V. 19 | Hofbräuhauskeller | |
| Krebs, Albert | Perlach 46 | Gußmeister | 38 | 5 | 5. V. 19 | " | |
| Kollmeder, Blasius | Baaderstr. 2 | — | — | — | 29. IV. 19 | Starnberg | 200 M., Leuchtblattuhr geraubt |
| Kininger, Ruppert | Reifenstuhlstr. 12 | Monteur | 30 | 3 | 3. V. 19 | Schlachthof | |
| Kapfhammer, Max | Rottmannstr. 23 | Taglöhner | 50 | — | 3. V. 19 | Stigelmeierplatz | |
| Kraus, Karl | Gallmeierstr. 6 | Händler | 34 | 2 | 3. V. 19 | — | |
| Koller, Ignatz | Abelestr. 1 | Schäffler | 25 | — | 2. V. 19 | Kapuzinerstr. | 80 M., Ring, Überzieher, Schuhe geraubt |
| Koyer, Josef | Frauenstr. 3 | Metzger | 20 | — | 2. V. 19 | Marienstr. | |
| Kling, Maria | Edelweißstr. 11 | Kontoristin | 23 | — | 4. V. 19 | Stadelheim | |
| Kobahn, Otto | Pilgersheimerstr. 2 | Schreinerlehrl. | 16 | — | 2. V. 19 | " | |
| König, Anton | Mehring b. Augsburg | Elektromont. | 31 | 2 | 2. V. 19 | Schlachthof | |

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Lachenmaier, Josef | Kath.Gesellen-Verein Augustenstr. 41 | Herbergsvater | — | — | 6. V. 19 | Karolinenplatz 5 | ausgeplündert |
| Lang, Josef | „ | Schlosser | 26 | — | 6. V. 19 | „ | „ |
| Lohmar, Peter | — | Journalist | — | — | — | — | |
| Lohmar, Josef | Kühbachstr. 18 | Fuhrmann | 41 | 5 | 2. V. 19 | Giesingerberg | |
| Leib, Anton | Daiserstr. 44 | Redakteur | — | 6 | 2. V. 19 | Elysium | |
| Ludwig, Josef | Perlach 134 | Hafnermeister | 56 | 5 | 5. V. 19 | Hofbräuhauskeller | |
| Link, Karl | Barthstr. 2 | Kutscher | 40 | 1 | 2. V. 19 | „ | |
| Landauer, Gustav | Großhadern, Lindenallee 8 | Schriftsteller | 49 | 1 | 2. V. 19 | Stadelheim | Rock, Hose, Stiefel, Mantel u. Uhr geraubt |
| Meißenhalter, Ruppert | — | Taglöhner | — | — | 3. V. 19 | Tegernseerlandstr. 132 | |
| Mandel, Karl | Bauerstr. 39 | Redakteur | 33 | 3 | — | — | größerer Geldbetrag gestohlen |
| Mairiedl, Josef | Großhadern | Schreiner | 35 | 1 | 1. V. 19 | v.d.Dorf Großhadern | |
| Mages, Georg | Landsberger Str. 163 | Bauarbeiter | 17 | — | 3. V. 19 | Pettenkoferstr. 11 | |
| Noak, Ernst | Großhadern 36 | Monteur | 27 | — | 1. V. 19 | Waldfriedhof | ausgeplündert |
| Niederreiter, Josef | Untere Grasstr. 18 | Pflasterer | 29 | 3 | 3. V. 19 | — | Uhr, Geld, Schuhe und Ringe geraubt |
| Neumeier, Hans | Lothringer Str. 11 | Pflasterer | 23 | — | 2. V. 19 | Ostfriedhof | |
| Nagl, Josef | Sauerlach | Maurerpolier | 31 | 1 | 3. V. 19 | Starnberger Bahnhof | 100 M. geraubt |
| Oswald, Anton | Kesselbergstr. 2 | Maurer | 31 | 2 | — | — | 300 M., Uhr u. Kette |
| Obermaier, Joh. | Entenbachstr. 12 | Metallgießer | 21 | — | 2. V. 19 | — | ausgeplündert |
| Peller, Josef | Alpenstr. 27 | Hilfsarbeiter | — | 2 | 3. V. 19 | Wiese a. d. Daiserstr. | |
| Pasch, Josef | — | — | — | 1 | 3. V. 19 | Tegernseerlandstr. 132 | |
| Probst, Josef | Kirchenstr. 38 | Brothändler | — | 2 | 3. V. 19 | Maximiliankeller | |
| Platzer, Josef | Boosstr. 5 | Spengler | 18 | 1 | — | Ohlmüllerstr. | |
| Pichler, Bernh. | Kath. Gesellen-Verein Augustenstr. 41 | Tapezier | 26 | — | 6 V. 19 | Karolinenplatz 5 | ausgeplündert |

| Name | Wohnort | Beruf | Alter | Zahl der Hinterbliebenen | Tag der Ermordung | Ort der Ermordung | Bemerkungen |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Prachtl, Paul | Kath. Gesellen-Verein Augustenstr. 41 | Spengler | 29 | — | 6. V. 19 | Karolinenplatz 5 | ausgeplündert |
| Reith, Ludwig | " | Schneider | 22 | — | 6. V. 19 | " | " |
| Rainer, August | Großhadern 19 | — | — | — | 1. V. 19 | Neufriedenheim | Uhr und Zigarettenetui geraubt |
| Raffner, Josef | Kesselbergstr. 6 | — | — | 2 | — | Knoll | |
| Rabl, Georg | Aignerstr. 16 | Eisendreher | — | 1 | 3. V. 19 | Pfarrhofstr. | |
| Rötzer, Emeran | Dreimühlenstr. 14 | Schuhmacher | 42 | 3 | 2. V. 19 | | |
| Ruither, Josef | Hans Miliechstr. 10 | Stuckateur | — | 2 | 3. V. 19 | Cremmermühle | 80 M. u. Bekleidung geraubt |
| Rußer, Karl | Zugspitzstr. 13 | Steinmetz | 28 | 2 | 3. V. 19 | | vollständ. ausgeplündert |
| Reischl, Josef | Zugspitzstr. 15 | Maurer | — | 2 | 4. V. 19 | Stadelheim | |
| Raidel, Josef | Wirthstr. 1a | Hilfsarbeiter | 35 | 3 | 3. V. 19 | Wirthstr. 1a | |
| Rieger, Josef | Breisacherstr. 19 | Maurer | 34 | 1 | 2. V. 19 | Stadelheim | |
| Reinhardt, Viktor | Arcostr. 9 | Hilfsarbeiter | 23 | — | 2. V. 19 | — | |
| Samberger, Karl | Kath. Gesellen-Verein Augustenstr. 41 | Schneider | 25 | — | 6. V. 19 | Karolinenplatz 5 | ausgeplündert |
| Seidner, Philipp | Unterföhring | — | — | — | — | Elsässerstr. | |
| Sontheimer, Josef | Erhardstr. 11 | Kaufmann | 52 | — | 4. V. 19 | Franziskaner | |
| Sedlmayer, Josef | Winterstr. 8 | Hilfsarbeiter | 42 | 3 | 3. V. 19 | — | |
| Sammer, Alfons | Kesselbergstr. 6 | " | — | 4 | — | Knoll | |
| Seidl, Georg | Trappentreustr. 32 | Bauarbeiter | 32 | 1 | 1. V. 19 | Donnersbergbrücke | |
| Sigl, Josef | Raintalerstr. 64 | Krankenwärter | 35 | 2 | — | — | |
| Samisch, Wilhelm | Preisingstr. 8 | Spengler | 45 | — | 3. V. 19 | Herzogpark | ausgeplündert |

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Schönberger, Fritz | Kath. Gesellen-Verein Augustenstr. 41 | Bäcker | 19 | — | 6. V. 19 | Karolinenplatz 5 | ausgeplündert |
| Schäffer, Josefine | Hohenzollernstr. 72 | Kaufmannsfr. | — | — | 5. V. 19 | Elisabethplatz | Wohnung vollständig ausgeplündert |
| Schredinger, Joh. | Daisenhoferstr. 4 | Schmied | 21 | 4 | 3. V. 19 | Stadelheim | ausgeplündert |
| Schermer, Heinrich | Boschetsriedstr. 43 | Schlosser | — | 4 | — | Als Verwundeter in Sendling gefunden | erschossen u. ausgeraubt |
| Schwaiger, Jacob | Dreimühlenstr. 9 | Zimmerer | — | 2 | — | Sendlingertorplatz | |
| Schwarz, Johann | Breisacherstr. 16 | Mechaniker | 21 | — | 4. V. 19 | Stadelheim | |
| Schlagintweit, Jacob | Tegernseerstr. 125 | — | — | 4 | 2. V. 19 | Knollwiese | |
| Schnellbögl, Georg | Humboldstr. 20 | Maler | 54 | 2 | 3. V. 19 | Kirbachstr. 11 | Uhr und Kette geraubt |
| Schlagenhaufer, Hans | Unterhaching | Redakteur | 54 | 1 | 2. V. 19 | Stadelheim | |
| Stiegler, Ludwig | Kirchplatz 10 | Hilfsarbeiter | — | — | — | Stadelheim | |
| Stettner, Josef | Baaderstr. 65 | Xylograph | — | 7 | 3. V. 19 | Gärtnerplatz | |
| Streicher, Josef | Sommerstr. 57 | Hilfsarbeiter | 25 | 2 | 2. V. 19 | Stadelheim | 54 M. und Uhr geraubt |
| Stelzer, Johann | Orleanstr. 61 | Fuhrmann | 21 | 2 | 3. V. 19 | Ludwigsbrücke | ins Wasser geworfen |
| Steingrübl, Josef | Palmstr. 8 | Mechanikerlehrlg. | 16 | — | 2. V. 19 | Stadelheim | |
| Steidle, Max | Parkstr. 13 | Bäcker | — | — | — | im Gasthaus zur roten Wand | |
| Stadler, Jacob | Kath. Gesellen-Verein Augustenstr. 41 | Buchhalter | — | — | 6. V. 19 | Karolinenplatz 5 | ausgeplündert |
| Stadler, Anton | " | Techniker | 35 | — | 6. V. 19 | " | " |
| Stöger, Felix | " | Schuhmacher | 24 | — | 6. V. 19 | " | " |
| Tischer, Johann | Zeppelinstr. 23 | Maler | 37 | — | 3. V. 19 | Lehrerinnenseminar Frühlingstr. | |
| Trunk, Johann | Gietlstr. | Bäcker | 23 | — | 4. V. 19 | Stadelheim | |
| Thuringer, Friedrich | Hirschbergstr. 20 | Schmied | 18 | — | 3. V. 19 | Zugspitzstr. | |

| Name | Wohnort | Beruf | Alter | Zahl der Hinterbliebenen | Tag der Ermordung | Ort der Ermordung | Bemerkungen |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Vogel | Fürstenfeldbruck | Matrose | — | — | 30.IV.19 | Fürstenfeldbruck | Täter: Freiherr von Lindenfels geraubt Schuhe, Gamaschen, Brieftasche, 300 Mark, Handschuhe |
| Wiesheu | | Dienstknecht | — | — | 1. V. 19 | Großföhren | Täter: Feldwebel Maulbeck, Reichswehr Schw. Art.-Abt. 24, 3. Battr. Ingolstadt |
| Wimmer, Karl | Kath. Gesellen-Verein Augustenstr. 41 | Zimmermann | 23 | — | 6. V. 19 | Karolinenplatz 5 | ausgeraubt |
| Waffler, Franz | Siebenbrunn 1 | Taglöhner | 29 | 3 | 2. V. 19 | Krüppelheim | vollständig ausgeplündert, 90 M. in bar |
| Wagner, Karl | Aventinstr. 8 | Installateur | 37 | 3 | 2. V. 19 | Hofbräuhauskeller | |
| Wohlmuth, Alois | Großhadern | Schweizer | 37 | 9 | 1. V. 19 | Großhadern | |
| Waock, Ludwig | Preisingstr. 15 | Taglöhner | — | 3 | 4. V. 19 | Wasserburgerhof | 2 Goldringe, 1 Silberring geraubt |
| Walter, Baptist | Nockherstr. 23 | Schlosser | 36 | 5 | 4. V. 19 | — | |
| Woppmann, Xaver | Sandstr. 30 | Polier | 51 | 2 | 3. V. 19 | im Anwesen Hafemeier, Dachauerstr. | |
| Wittmann, Joh. | a. d. Schweige 5 | Lackierer | 46 | 1 | 5. V. 19 | Schlachthof | 50 M. und Uhr geraubt |
| Zeller, Konrad | Perlach 116 | — | — | 7 | 5. V. 19 | Hofbräuhauskeller | |
| Zimmermann, Jos. | Pilgersheimerstr. 76 | Taglöhner | 29 | 4 | 2. V. 19 | Mondstr. | |
| Zull, Josef | Winterstr. 4 | Kutscher | 20 | — | 3. V. 19 | Kandidplatz | erschlagen u. erschossen |

Neben die »tödlichen Unglücksfälle« traten dann noch angebliche »standrechtliche Erschießungen«, die darin bestanden, daß irgendein Offizier oder Unterofffzier in einem Wirtshaus Gericht spielte und die Erschießungen anordnete, wobei nicht einmal die primitivsten Rechtsgrundsätze eingehalten wurden. Da die amtliche Statistik keine Namen angibt und sonstige Unterscheidungsmerkmale fehlen, läßt sich nicht in allen Fällen genau angeben, welche der beiden Methoden nach der amtlichen Ansicht hier vorgelegen hat. Daß dem Militär die Rechtswidrigkeit der »standrechtlichen Erschießungen« bewußt war, erweist folgender Befehl vom 5. Mai. (»Standrechtliche« Erschießungen sind nach der amtlichen Statistik noch am 7ten vorgekommen!)

Freikorps Lützow O.U. München, den 7. Mai 1919.
III Br.B. Nr. 0595.

*ABSCHRIFT VON ABSCHRIFT.*

Generalkommando v. Oven K.H.Qu., den 5. 5. 1919.
Ia/119/V/19.

Betr. Verfahren gegen die Bevölkerung.

1. Wer mit der Waffe in der Hand betroffen wird, wird auf der Stelle erschossen.

2. Wer festgenommen ist, kann nur noch gerichtlich abgeurteilt werden, zuständig ist das standrechtliche Gericht.

3. Das standrechtliche Gericht wird seinen Sitz im Gebäude des Amtsgerichts haben.

4. Jedes andere Verfahren gegen Festgenommene ist unzulässig, insbesondere die Aburteilung durch militärische Feldgerichte, wo derartige militärische Feldgerichte gebildet sind, sind sie sofort aufzuheben, etwa von ihnen gefällte Urteile dürfen nicht vollstreckt werden, mit dem Beschuldigten ist nach Ziffer 2 zu verfahren.

5. Die bisher von den Truppen festgenommenen Personen, die sich noch im militärischen Gewahrsam befinden, sind von den Truppenteilen in Listen aufzunehmen. Diese Listen mit den beizunehmenden Tatberichten sind der Stadtkommandantur zu übersenden.

gez. v. Oven
Generalleutnant
F. d. R.
V. s. d. G. K.
D. Ch. d. G. St.
gez. v. Unruh
Major.

Zusatz des Freikorps. Sofort.

Vorstehende Bestimmungen sind den Mannschaften eingehend bekannt zu geben.

A. B. gez. Koerner,
Rittmeister.

Trotz der vollständigen Rechtswidrigkeit sowohl der »tödlichen Unglücksfälle« wie der »standrechtlichen Erschießungen« ist die Rechtslage der Hinterbliebenen so ungünstig wie nur möglich. In allen Fällen, in denen wegen derartiger Erschießungen Anzeigen gemacht wurden, wurde die Untersuchung durch die Militärgerichte und die Militärbehörde geführt. Abgesehen von den Mördern der 21 katholischen Gesellen, von denen 2 wegen Totschlags und 2 wegen Diebstahls verurteilt wurden (eine Bestrafung der verantwortlichen Offiziere ist nicht erfolgt), haben diese Behörden angeblich keinen einzigen Täter eruieren können. In zahllosen Fällen, in welchen Mordanzeigen unter genauer Angabe der Persönlichkeiten der Täter, der Tatumstände und unter Anbietung von Beweisen gemacht wurden, geschah nichts. In einigen Fällen, wie z. B. der Ermordung von Gustav Landauer, wurde der betreffende Täter, ein Unteroffizier Digele, von der Anklage des Totschlags freigesprochen, weil er in dem Glauben sein konnte, auf Befehl zu

handeln. Das Menschenleben spielt keine Rolle. Weil er aber das heilige Eigentum verletzte, dem Toten seine Uhr raubte, bekam er wegen Diebstahls fünf Wochen Gefängnis. Ein gleichzeitig beteiligter Major von Gagern wegen Mißhandlung eines Gefangenen 500 M. Geldstrafe.

Es entwickelt sich wie im Fall Marloh und Marcus (sechs Erschießungen in der Langestraße Berlin) folgendes neckische juristische Spiel: Ein Offizier hat einen Befehl gegeben, der dahin aufgefaßt werden konnte, Spartakisten sind zu erschießen. Der Untergebene erschießt einige Spartakisten und wird freigesprochen, weil er in dem Glauben sein konnte, auf Befehl zu handeln. Er wird also wegen »Putativspartakismus« freigesprochen. Genau wie seinerzeit der Leutnant v. Forster wegen Putativnotwehr. Gegen den Offizier wird aber nicht eingeschritten. Denn der Befehl hat entweder nicht so gelautet, oder wenn er so gelautet hat, dann war er eben kein Dienstbefehl. Der Spartakist ist natürlich tot. Schuld ist . . . das Karnickel. So endet das Verfahren vor dem Staatsanwalt.

Die Hinterbliebenen versuchen nun, die Täter zivilrechtlich zu belangen. Aber auch hier geraten sie in die Fallstricke des »Rechts«.

Die Geltendmachung zivilrechtlicher Ansprüche war von vornherein dadurch ungeheuer erschwert, daß drei Kontingente, das bayrische, preußische und württembergische (Reichswehr gab es damals noch nicht), in Frage kommen, daß also die Ersatzansprüche zivilrechtlicher Art sich naturgemäß gegen denjenigen Fiskus richten mußten, welchem der Täter wirklich oder mutmaßlich angehörte.

Nach bayrischem Rechte konnte dabei nach Artikel 2 des bayrischen Ausführungsgesetzes zur Zivilprozeßordnung vom 23. Februar 1879 (Ges. und Verordnungsblatt 1879, Seite 63 und 1899, Seite 401) der Klageweg gegen den Fiskus nur beschritten werden, wenn zuvor die höchste zuständige Verwaltungsbehörde (damals das bayrische Militärministerium) um Abhilfe

angegangen worden war und innerhalb 6 Wochen das Abhilfegesuch entweder nicht oder abschlägig beantwortet hatte. Für den Ersatzanspruch kam nach Bayrischem Rechte Artikel 60 des bayrischen Ausführungsgesetzes zum BGB. vom 9. Juni 1899 und das bayrische Landesgesetz vom 6. Dezember 1913 über die Haftung des Militärfiskus für Handlungen von Militärpersonen (Ges. und Verordnungsblatt 13, Seite 905) in Betracht. Nach diesen Bestimmungen konnte der in § 839 BGB. bezeichnete Anspruch nur dann gegen den Fiskus gerichtet werden, wenn eine Amtspflichtverletzung der in Frage kommenden Militärpersonen festgestellt werden konnte, nicht dagegen, wenn nur eine rechtswidrige Handlung bei Gelegenheit der Amtsausübung begangen wurde. Die Feststellung einer Amtspflichtverletzung aber durch die Gerichte und eine Klage auf Schadenersatz wegen Amtspflichtverletzung ist nach bayrischem Landesrecht wiederum nur möglich, wenn zuvor der bayrische Verwaltungsgerichtshof eine »Vorentscheidung« darüber gefällt hat, daß die betreffende Militärperson in Ausübung der ihr anvertrauten öffentlichen Gewalt den Schaden vorsätzlich oder fahrlässig einem Dritten unter Überschreitung ihrer Amtsbefugnis oder Unterlassung einer ihr obliegenden Amtspflicht zugefügt hat. (Vergl. Artikel 7 Abs. II des Bayr. Verwaltungsgerichtsges. vom 8. August 1878 und die Ausgabe von Prof. Dr. Ant. Dyroff zu diesem Gesetz mit den ausführl. Anmerkungen zu Artikel 7.)

Als Gegner im Zivilprozeß figurierten nun gerade diejenigen Militärfisci, welche zugleich die Untersuchung der Sache hatten. Begreiflicher Weise rückten sie mit dem Material zu ihrer eigenen Haftbarmachung nicht heraus, daher ist in Bayern keine einzige Haftbarmachung des Fiskus wegen rechtswidriger Erschießung in den Maitagen gelungen.

Eine weitere Komplikation ergab sich daraus, daß es zweifelhaft war, welchen Fiskus die Haftung nach Aufhebung des bayerischen Militärfiskus und der Aufstellung der Reichswehr

eigentlich zu treffen habe, da die fraglichen Staatsverträge sich wohlweislich über diese Frage in vorsichtiger Weise ausschweigen.

Im Hinblick auf diese Schwierigkeiten suchen nun die betreffenden Hinterbliebenen sich dadurch zu helfen, daß sie sich wegen Entschädigung an die nach dem Reichsgesetz über die durch innere Unruhen verursachten Schäden vom 12. 5. 1920 vorgesehenen Feststellungsausschüsse wenden (§ 6 des Reichsaufruhrschädenges.).

Gemäß § 1 dieses Gesetzes bestehen Ersatzansprüche gegen das Reich wegen der Schäden, die an beweglichem und unbeweglichem Eigentum sowie an Leib und Leben im Zusammenhange mit inneren Unruhen durch offene Gewalt oder durch ihre Abwehr unmittelbar verursacht wurden. Auf Grund dieser Bestimmung haben die drei Münchener Ausschüsse zur Feststellung von Aufruhrschäden einer großen Anzahl von Hinterbliebenen die nach dem Aufruhrgesetz zuständigen Renten zuerkannt. Diese sämtlichen Bescheide sind auf Beschwerde der Fiskusvertreter von dem nach § 7 des Aufruhrschadengesetzes als Beschwerdeinstanz zuständigen Reichswirtschaftsgericht unter Abweisung der Schadenersatzansprüche aufgehoben worden, mit der überaus dürftigen Begründung, daß die Erschießungen keine offene Gewalt im Sinne des § 1 seien, weil die Täter wenigstens amtliche Befugnisse wahrzunehmen glaubten und keine durch Abwehr offener Gewalt unmittelbar verursachten Schäden seien, weil durch die Verhaftung der Erschossenen der Kausalzusammenhang nach § 1 unterbrochen sei, d. h., wie das Reichswirtschaftsgericht sich sehr gewunden ausdrückt, »weil durch die Verhaftung der Erschossenen diese dem Kreise der Maßnahmen entrückt waren, welche der unmittelbaren Abwehr der von den Aufrührern geübten offenen Gewalt dienen sollten.«

Die grundlegende Entscheidung hat das Reichswirtschaftsgericht am 24. August 1921 in der Sache der Ww. Josefa Fichtner von Perlach und 12 Genossen unter XVII A V 747/21 gefällt. Die von ihr erhobenen Ansprüche wurden nämlich vom Reichs-

wirtschaftsgericht mit der Begründung abgewiesen: »Ob den Erschießungen ein formelles standgerichtliches Urteil vorausgegangen ist, hat sich nicht feststellen lassen. Selbst ein Mißbrauch und eine Überschreitung der Amtsbefugnisse kann niemals als offene Gewalt angesprochen werden.«

Ähnlich wurde der Witwe des willkürlich erschossenen Josef Sedlmeyer die beanspruchte Rente verweigert. Begründung: »der Schaden ist nicht durch offene Gewalt verursacht. Denn die vollstreckende militärische Stelle hat, wie auch der Fall gewesen sein mag, stets lediglich amtliche Befugnisse ausüben wollen. Selbst ein Mißbrauch und eine Überschreitung von Amtsbefugnissen kann nie als offene Gewalt angesehen werden.« (Entscheidung d. Reichswirtschaftsger. 28. 10. 1921 XVII. A. V. 251/21.)

Seitdem ist eine große Reihe gleichartiger Entscheidungen ergangen, welche die fraglichen Ansprüche in schematischer Weise abweisen. Dabei weist das Reichswirtschaftsgericht regelmäßig, was der reine Hohn ist, darauf hin, daß die Betroffenen ja die Haftung des Militärfiskus auf Grund des § 839 B.G.B. und der Landesrechtlichen Ausführungsgesetze in Anspruch nehmen können, wenn sie glauben, eine Amtspflichtverletzung von Militärpersonen feststellen zu können. D. h. das Reichswirtschaftsgericht verweist die Hinterbliebenen gerade auf den Weg, der, wie oben gezeigt, ungangbar ist. Und dessen Wirkungslosigkeit mittelbar zur Berufung an das Reichswirtschaftsgericht geführt hat.

Zusammenfassung: Nach den eigenen Angaben der bayerischen Regierung Hoffmann sind im Mai 1919 mindestens 184 Menschen willkürlich umgebracht worden. Kein einziger Fall ist wirklich gesühnt. Die Hinterbliebenen fallen der Armenpflege zur Last.

Auch nach den Maitagen 1919 ist die Reihe der politischen Morde in Bayern nicht abgebrochen. Im März 1920 wurde Hartung, am 6. Oktober 1920 die Sandmeier, am 10. Juni 1921 Karl Gareis ermordet.

# ARBEITER, BEAMTE UND OFFIZIERE IN DER DEUTSCHEN REPUBLIK

## VON WILHELM HERZOG

Um die Wahrhaftigkeit der Argumente kennen zu lernen, die republikanische Minister gegen die Möglichkeit einer Erhöhung der Löhne für Arbeiter und Beamte anführen, würde es genügen, die Arbeiterlöhne neben die Gehälter der Offiziere, die die Ebert-Republik aushält, zu stellen.

Ein hochqualifizierter Arbeiter kann heute auf keinen Fall über einen Jahreslohn von 48 000 Papiermark hinauskommen. Meist bleibt er weit unter dieser Stufe. Durchschnittlich verdient er jährlich kaum mehr als 36 000—40 000 Mark.

Und was verdient ein Beamter? Vom 1. April 1922 an wurden seine Bezüge vom Staat neu geregelt: infolge des mit Energie und Bravour begonnenen und nur nicht mit derselben Energie und Bravour durchgeführten und beendeten Generalstreiks der Eisenbahner Anfang Februar 1922. Was wurde erreicht? Die Grundgehälter wurden aufgebessert. Inzwischen ist die Teuerung immer mehr gestiegen. Und was im Februar vielleicht noch eine Besserung der Lebensverhältnisse bedeuten konnte, das hat im April die Teuerungswelle schon wieder überspült. Vom 1. April an sollen die Grundgehälter betragen:

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| in | Besoldungsgruppe | I | 11 000—16 000 M. | mehr | gegenüber | seither | durchschnittlich | 3750 | M |
| " | " | II | 13 500—18 000 " | " | " | " | " | 4250 | " |
| " | " | III | 15 000—20 000 " | " | " | " | " | 4250 | " |
| " | " | IV | 16 000—21 500 " | " | " | " | " | 4500 | " |
| " | " | V | 17 000—23 000 " | " | " | " | " | 4750 | " |
| " | " | VI | 18 500—25 000 " | " | " | " | " | 4750 | " |
| " | " | VII | 20 000—27 000 " | " | " | " | " | 4250 | " |
| " | " | VIII | 22 000—31 000 " | " | " | " | " | 4500 | " |
| " | " | IX | 25 000—36 000 " | " | " | " | " | 4500 | " |
| " | " | X | 28 000—42 000 " | " | " | " | " | 4000 | " |
| " | " | XI | 32 000—48 000 " | " | " | " | " | 3000 | " |
| " | " | XII | 40 000—60 000 " | " | " | " | " | 2500 | " |

Gegen diese neueste, mit Entbehrungen, Streiks, Maßregelungen der Mutigsten eroberte Gehaltsordnung vergleiche man die Ruhegehälter, die die deutsche Republik für die vor dem

1. 1. 1921 verabschiedeten, ehemals aktiven Offiziere zahlt, freiwillig zahlt, ohne durch einen Streik oder andere gewerkschaftliche Kämpfe dieser Mordbeamten dazu gezwungen worden zu sein.

Das »Deutsche Offizierblatt«, Wochenschrift des »Deutschen Offizierbundes«, gibt in Nummer 7 des 26. Jahrgangs die Mitteilungen der — mit Fug und Recht ihren Namen tragenden — Versorgungsabteilung bekannt. Eine sehr übersichtliche Tabelle erleichtert jedem pensionierten Offizier, vom Leutnant bis zum General, sich selbst sein Ruhegehalt einschließlich Teuerungszuschlag, Kinderzuschlägen und wiederum Teuerungszuschlägen hierfür, zu errechnen. Danach erhält ein Leutnant als ruhegehaltsfähiges Diensteinkommen schon nach einer Dienstzeit bis zu zwei Jahren 16620 Mark, also das höchste Arbeitseinkommen eines Beamten der Besoldungsgruppe I bezw. das mittlere oder mindeste Arbeitseinkommen eines Beamten der Besoldungsgruppe II—IV.

Und ein Oberstleutnant gar erhält als ruhegehaltsfähiges Diensteinkommen 62 200 Mark, das heist also 2200 Mark mehr als das höchste Arbeitseinkommen eines Beamten der höchsten Besoldungsgruppe XII, der bestenfalls 60 000 Mark pro Jahr für einen täglich acht- und mehrstündigen aufreibenden Dienst erhält. Es ist eine Lust, Soldat zu sein in der »freiesten Demokratie der Welt«, und eine noch größere, von ihr pensioniert zu werden als wilhelminischer Offizier.

Dafür, daß man die Republik durch monarchistische Agitationen unterwühlt, zahlen die deutschen Arbeiter und Bürger — gezwungen von republikanischen Ministern und Parlamentariern — Wilhelms Offizieren, offenen Feinden der Republik, jedes Jahr Pensionen, deren Höhe ihnen erlaubt, neben ihren zahlreichen anderen Einkünften und Subsidien, ein von Sorgen freies Dasein zu führen, das allein gewidmet ist: dem Sturz dieser gottverfluchten Republik und der Wiedererrichtung »ihrer« Monarchie.

Der General Ludendorff — das Regierungsorgan, der »Vorwärts«, ist stolz darauf, ihn die Woche einmal ungestraft Hoch-

verräter zu nennen — erhält von eben derselben Regierung, die er gern und hochverrät, jährlich einen Ruhegehalt von nicht weniger als 145 000 Mark! (exklusive Teuerungszuschlag, Kinderzuschlägen und wiederum Teuerungszuschlägen für die Kinder).

Wie die Versorgungsabteilung der Herren Offiziere für ihre Schutzbefohlenen sorgt, wie sie sie versorgt, kann jeder Unbefangene aus folgender Tabelle ersehen:

| | Grundgehalt M. | Ruhegehaltsfähig. Diensteinkommen M. |
|---|---|---|
| **Leutnant (Gr. V u. VI).** | | |
| bis zu 2 Jahren | 13 500 | 16 620 |
| mehr als 2— 4 Jahre | 14 000 | 17 120 |
| „ „ 4— 6 „ | 15 900 | 19 540 |
| „ „ 6— 8 „ | 16 500 | 20 140 |
| „ „ 8—10 „ | 17 100 | 21 260 |
| **Oberleutnant bis zu 4 Dienstjahren als solcher (Gr. VII).** | | |
| Dienstzeit vom Leutnantspatent an gerechnet: | | |
| mehr als 4— 6 Jahre | 17 700 | 21 860 |
| „ „ 6— 8 „ | 18 500 | 22 660 |
| „ „ 8—10 „ | 19 300 | 23 460 |
| „ „ 10—14 „ | 20 100 | 24 260 |
| **Oberleutnant mit mehr als 4 Dienstjahren als solcher (Gr. VIII).** | | |
| Dienstzeit vom Leutnantspatent an gerechnet: | | |
| mehr als 6— 8 Jahre | 20 400 | 24 560 |
| „ „ 8—14 „ | 21 600 | 25 760 |
| „ „ 14—18 „ | 22 800 | 26 960 |
| **Hauptmann bis zu 2 Dienstjahren als solcher (Gr. IX).** | | |
| Dienstzeit vom Leutnantspatent an gerechnet: | | |
| mehr als 8—14 Jahre | 24 000 | 28 160 |
| „ „ 14—18 „ | 25 500 | 29 660 |
| **Hauptmann mit mehr als 2 Dienstjahren als solcher (Gr. X).** | | |
| Dienstzeit vom Leutnantspatent an gerechnet: | | |
| mehr als 10—14 Jahre | 26 800 | 31 480 |
| „ „ 14—18 „ | 28 600 | 33 280 |
| „ „ 18—22 „ | 30 400 | 35 080 |
| „ „ 22—26 „ | 32 200 | 36 880 |
| „ „ 26—28 „ | 33 800 | 38 480 |
| „ „ 28—30 „ | 35 400 | 40 080 |

| | Grundgehalt M. | Ruhegehaltsfähig. Diensteinkommen M. |
|---|---|---|
| **Dienstjahre als aktiver Offizier vom Hauptmannspatent an gerechnet:** | | |
| **Major (Gr. XI).** | | |
| mehr als 6—10 Jahre | 34 000 | 38 680 |
| " " 10—12 " | 36 000 | 40 680 |
| " " 12—14 " | 38 000 | 42 680 |
| " " 14—16 " | 40 000 | 45 200 |
| " " 16—18 " | 42 000 | 47 200 |
| " " 18 " | 44 000 | 49 200 |
| **Oberstleutnant (Gr. XII).** | | |
| mehr als 10—12 Jahre | 45 000 | 50 200 |
| " " 12—16 " | 48 000 | 53 200 |
| " " 16—18 " | 51 000 | 56 200 |
| " " 18—20 " | 54 000 | 59 200 |
| " " 20 " | 57 000 | 62 200 |
| **Oberst (Gr. XIII).** | | |
| mehr als 12—18 Jahre | 60 000 | 65 200 |
| " " 18—20 " | 67 000 | 72 200 |
| " " 20—22 " | 74 000 | 79 200 |
| " " 22 " | 80 000 | 85 200 |
| Generalmajor | 90 000 | 95 200 |
| Generalleutnant | 110 000 | 115 200 |
| General | 140 000 | 145 200 |

Einem Generalfeldmarschall, für den der Weltkrieg schon ein Stahlbad war, zahlt die Republik — so lange er lebt — auch noch die Kosten der Nachkur. Nach dem Stahlbad jährlich mindestens 200 000 M. Und all die andern treuen Diener Wilhelms II., die schneidigsten, alldeutschesten, brutalsten Halbgötter des Krieges, jene menschenfeindlichen Generäle, die sich $4^1/_2$ Jahre lang in ihrem Element fühlten, da es Werte zu zerstören, zu vernichten galt, diese jusqu'au boutistischen Hohl- und Domköpfe, die der Chor der Öffentlichkeit von der »Deutschen Tageszeitung« über den »Berliner Lokal-Anzeiger« bis zum »Vorwärts« täglich zweimal als Führer des deutschen Volkes feierte, jene Ludendorff, v. Stein, v. Kluck, v. Lettow-Vorbeck,

v. d. Goltz, v. Mackensen, v. Tirpitz, der Degen auf den Tisch-Hoffmann von Brest-Litowsk, v. Wrisberg, v. Bülow.

Sie alle erhalten pünktlich am 1. eines jeden Vierteljahres die Rate ihrer Pension zwischen 150000—250000 M. Und der Herr, der 1917 »von kommenden Dingen« philosophierte und jetzt mit seinem Geiste die Dinge beherrschen darf, der salbungsvoll predigt, wir seien ja nicht um des Besitzes willen da, nicht um der Macht willen, auch nicht um des Glückes willen, sondern wir sind da zur Verklärung des Göttlichen aus menschlichem Geiste, kurz jener Walther Rathenau wagt es, der die militärische Verschwendung höhnenden Entente mit einem Witz zu antworten, zwei Ententegeneräle bezögen im besetzten Gebiet soviel an Gehalt, wie das gesamte Reichskabinett koste. Und kein Volksvertreter steht im Reichstag auf, schlägt dem Salonredner die blecherne Kinderpistole aus der Hand und fragt ihn: Herr, und was kosten uns jahraus, jahrein, jeden Monat, täglich die wilhelminischen Hofgeneräle, die Massenschlächter, die Menschenschinder, für deren Blutarbeit draußen von 1914—1918 jetzt die Arbeiter und Bürger, die das nackte Leben gerettet haben, drinnen frohnen müssen. Sie haben Dörfer und Städte dem Erdboden gleichgemacht. Dummköpfe von Bürgern und Proletariern jubelten, wenn sie's an den Telegrammtafeln und in ihren Blättchen lasen. Sie haben ganze Länder mit Gasen und Giften verpestet, sie haben Millionen von Männern, Frauen und Kindern seelisch und körperlich — selbst fühllos — gequält, gemartert, zugrunde gerichtet, sie gingen brüderlich über Leichen, sie ließen Maschinen, Fabriken, landwirtschaftliche Betriebe zerstören in Nordfrankreich, in Belgien, ungewarnt versenkten sie Riesenschiffe mit Mann und Maus und Helden waren die, die solches oft und reichlich taten, — denn es war Krieg . . .

Für die Taten, für die Arbeit dieser kaiserlichen Beamten des Krieges, des Stolzes der Nation — jeder Offizier galt in Deutschland als Auserwählter —, für die von der Kriegspresse besungenen Heldenleistungen der Generäle zahlt jetzt das deutsche

Volk, zahlt der deutsche Arbeiter: die Wiederherstellungskosten. (»Reparationen«, das Fremdwort, steht absichtlich in der Zeitung.)

Die unvorstellbar gewordenen Summen, die als Kriegsentschädigung die Entente fordert, wurzeln in der viereinhalbjährigen Vernichtungsarbeit des deutschen Generalstabs. Soviel sollte jedem Bürger dieser Republik klar sein. Ein verlorener Krieg ist keine aufgegebene Skatpartie. Hier heißt es blechen. Die Repräsentanten des allmächtigen deutschen Kaisers und der deutschen Bourgeoisie haben das mörderische Spiel, das ihnen vom Reichstag mit Ausschluß der Führer des Proletariats anvertraut worden war, verloren.

Im Altertum, in Rom, Carthago forderte die Nation Rechenschaft von den Feldherren, die sich hatten schlagen lassen. Ihre Einkünfte, ihre Güter wurden eingezogen, sie selbst wurden ins Exil geschickt.

Unsere Zivilisation, oder besser: die Thomas Mannsche »Kultur« ist so weit vorgerückt, daß die »freieste Demokratie der Welt« sich solcher barbarischen Handlungen niemals zeihen lassen wird. Verdiente Generäle müssen weiter ihren Verdienst haben. Arbeiter und Bürger müssen steuern, um ihnen, ihren erbittertsten Feinden, einen sorgenlosen Lebensabend zu sichern.

## DOKUMENTE DIESER ZEIT

Nur noch als Chronist kann man diese Zeit betrachten. Gab es je eine Welt roher, unwahrhaftiger, seelenloser, zudringlicher, ordinärer, geistfremder, häßlicher als diese, in deren Mitte wir zu leben verurteilt sind? Gleichviel, wohin man blickt. Die Parlamente des Reichs, der Länder und der Städte, die Presse und die Parteien, die Kunststätten, Theater, Opern, Variétés, Cabarets, Kinos, sie alle befinden sich auf einem Niveau, das nicht mehr zu unterbieten ist. Und alles dies: bei angespanntestem »Betrieb«, bei immer höher gesteigertem Aufwand an Kräften, bei unermüdlicher Anstrengung der Nerven. Der Mechanismus rotiert. Kaum irgendwo eine Spur von Geist, Seele oder Menschlichkeit. Dieser »Geist« jazzt. Und selbst, wenn irgendwo im Parlament, auf dem Theater oder in der Presse ein Mensch zu Worte

kommt, wenn irgendwo ein Licht aufblitzt, es wird in der nächsten Minute verlöschen, untergehen in der Nacht, der Betrieb siegt, die Macht der organisierten Verblödung triumphiert.

O Deutschland, hoch in Ehren! Vor acht Jahren wollte es an der Spitze Europas marschieren, die Welt erobern. Seine Professoren redeten ihm ein, daß es seine Mission und sein Schicksal wäre, im 20. Jahrhundert die Weltherrschaft anzutreten ... Engländer, Franzosen hätten ihre historische Rolle ausgespielt ... Man kennt den Text, aber die Verfasser hat das deutsche Volk in angeborener Gedächtnisschwäche nur allzu schnell vergessen. Und jetzt? — Kuscht das Volk der Helden, versklavt sich den Siegern von gestern, bettelt um Zulassung in die Weltkomgagnie der Ausbeuter, deren Raubzug gegen Sowjetrußland Genua einleiten soll. Ohne Würde und Ehre nach außen, hart und verständnislos fortwurstelnd im Innern: das sind die Kennzeichen einer Staatsmannskunst, die von der Angst beherrscht wird. Von der Angst um ihre Existenz. Sie schlottern vor Furcht, das Mißfallen der Entente zu erregen. Und ihr Sinnen und Trachten bei Tag und bei Nacht ist auf nichts anderes eingestellt: Was denkt Lloyd George?

Hatte vor drei Jahren der Kopf der gegenwärtigen deutschen Reichsregierung, Herr Walther Rathenau, in allzu pessimistischer Gekränktheit schon geglaubt, sein Leben sei vollbracht, er selbst sei zu nichts mehr nützlich, so wurde dieser Irrglaube immerhin durch die Entwicklung der sozialistischen Republik zum plutokratischen Kolonialstaat von Englands Gnaden widerlegt. Rathenau schrieb (6. Dezember 1918 im »Vorwärts«): »Für mich erhoffe und fürchte ich nichts mehr, mein Land bedarf meiner nicht, ich denke seinen Untergang nicht lange zu überleben«. Das Gegenteil hat sich — wie immer bei diesem Propheten — zu seinem Glück verwirklicht. Alles darf er für sich erhoffen und nichts hat er zu fürchten. Das Land bedarf seiner. Und deshalb hat er seinen Untergang — trotz der Drohung — schon länger als drei Jahre überlebt.

Jetzt repräsentiert er es sogar in Genua. Wen sonst hätte diese Republik auch entsenden können? Wer eignet sich besser hierfür? Rathenau symbolisiert auf eine entlarvende Art das deutsche Bürgertum, das heute die Macht in Händen hält. Er ist der tüchtigste, gewandteste, gebildetste Vertreter der herrschenden Klasse. Nimmt man den einen Stinnes aus, der in einem kleinen Finger mehr Originalität, schöpferische Kraft, Genie besitzt als der eklektische Sohn eines großen Vaters, der Zusammengelesenes auf eine unverständliche, mystische Manier bedeutungsvoll und nicht ohne Monumentalität vorzutragen weiß, dergestalt, daß es ihm gelingt, Schwächlinge, die auf Selbstdenken verzichtet haben, und leichtfertige Opportunisten zu gewinnen.

Der klug, gütig und konziliant von ihm — vor seiner Ernennung — genannte Reichspräsident und der christlich-römische Mathematiklehrer, der gegenwärtig als Kanzler fungiert, sind von der Universalität dieses Kopfes entzückt. Kein Wunder. Der mächtige Chef der A. E. G., der Schreiber einer

Volk, zahlt der deutsche Arbeiter: die Wiederherstellungskosten. (»Reparationen«, das Fremdwort, steht absichtlich in der Zeitung.)

Die unvorstellbar gewordenen Summen, die als Kriegsentschädigung die Entente fordert, wurzeln in der viereinhalbjährigen Vernichtungsarbeit des deutschen Generalstabs. Soviel sollte jedem Bürger dieser Republik klar sein. Ein verlorener Krieg ist keine aufgegebene Skatpartie. Hier heißt es blechen. Die Repräsentanten des allmächtigen deutschen Kaisers und der deutschen Bourgeoisie haben das mörderische Spiel, das ihnen vom Reichstag mit Ausschluß der Führer des Proletariats anvertraut worden war, verloren.

Im Altertum, in Rom, Carthago forderte die Nation Rechenschaft von den Feldherren, die sich hatten schlagen lassen. Ihre Einkünfte, ihre Güter wurden eingezogen, sie selbst wurden ins Exil geschickt.

Unsere Zivilisation, oder besser: die Thomas Mannsche »Kultur« ist so weit vorgerückt, daß die »freieste Demokratie der Welt« sich solcher barbarischen Handlungen niemals zeihen lassen wird. Verdiente Generäle müssen weiter ihren Verdienst haben. Arbeiter und Bürger müssen steuern, um ihnen, ihren erbittertsten Feinden, einen sorgenlosen Lebensabend zu sichern.

## DOKUMENTE DIESER ZEIT

Nur noch als Chronist kann man diese Zeit betrachten. Gab es je eine Welt roher, unwahrhaftiger, seelenloser, zudringlicher, ordinärer, geistfremder, häßlicher als diese, in deren Mitte wir zu leben verurteilt sind? Gleichviel, wohin man blickt. Die Parlamente des Reichs, der Länder und der Städte, die Presse und die Parteien, die Kunststätten, Theater, Opern, Variétés, Cabarets, Kinos, sie alle befinden sich auf einem Niveau, das nicht mehr zu unterbieten ist. Und alles dies: bei angespanntestem »Betrieb«, bei immer höher gesteigertem Aufwand an Kräften, bei unermüdlicher Anstrengung der Nerven. Der Mechanismus rotiert. Kaum irgendwo eine Spur von Geist, Seele oder Menschlichkeit. Dieser »Geist« jazzt. Und selbst, wenn irgendwo im Parlament, auf dem Theater oder in der Presse ein Mensch zu Worte

kommt, wenn irgendwo ein Licht aufblitzt, es wird in der nächsten Minute verlöschen, untergehen in der Nacht, der Betrieb siegt, die Macht der organisierten Verblödung triumphiert.

O Deutschland, hoch in Ehren! Vor acht Jahren wollte es an der Spitze Europas marschieren, die Welt erobern. Seine Professoren redeten ihm ein, daß es seine Mission und sein Schicksal wäre, im 20. Jahrhundert die Weltherrschaft anzutreten ... Engländer, Franzosen hätten ihre historische Rolle ausgespielt ... Man kennt den Text, aber die Verfasser hat das deutsche Volk in angeborener Gedächtnisschwäche nur allzu schnell vergessen. Und jetzt? — Kuscht das Volk der Helden, versklavt sich den Siegern von gestern, bettelt um Zulassung in die Weltkompagnie der Ausbeuter, deren Raubzug gegen Sowjetrußland Genua einleiten soll. Ohne Würde und Ehre nach außen, hart und verständnislos fortwurstelnd im Innern: das sind die Kennzeichen einer Staatsmannskunst, die von der Angst beherrscht wird. Von der Angst um ihre Existenz. Sie schlottern vor Furcht, das Mißfallen der Entente zu erregen. Und ihr Sinnen und Trachten bei Tag und bei Nacht ist auf nichts anderes eingestellt: Was denkt Lloyd George?

Hatte vor drei Jahren der Kopf der gegenwärtigen deutschen Reichsregierung, Herr Walther Rathenau, in allzu pessimistischer Gekränktheit schon geglaubt, sein Leben sei vollbracht, er selbst sei zu nichts mehr nützlich, so wurde dieser Irrglaube immerhin durch die Entwicklung der sozialistischen Republik zum plutokratischen Kolonialstaat von Englands Gnaden widerlegt. Rathenau schrieb (6. Dezember 1918 im »Vorwärts«): »Für mich erhoffe und fürchte ich nichts mehr, mein Land bedarf meiner nicht, ich denke seinen Untergang nicht lange zu überleben«. Das Gegenteil hat sich — wie immer bei diesem Propheten — zu seinem Glück verwirklicht. Alles darf er für sich erhoffen und nichts hat er zu fürchten. Das Land bedarf seiner. Und deshalb hat er seinen Untergang — trotz der Drohung — schon länger als drei Jahre überlebt.

Jetzt repräsentiert er es sogar in Genua. Wen sonst hätte diese Republik auch entsenden können? Wer eignet sich besser hierfür? Rathenau symbolisiert auf eine entlarvende Art das deutsche Bürgertum, das heute die Macht in Händen hält. Er ist der tüchtigste, gewandteste, gebildetste Vertreter der herrschenden Klasse. Nimmt man den einen Stinnes aus, der in einem kleinen Finger mehr Originalität, schöpferische Kraft, Genie besitzt als der eklektische Sohn eines großen Vaters, der Zusammengelesenes auf eine unverständliche, mystische Manier bedeutungsvoll und nicht ohne Monumentalität vorzutragen weiß, dergestalt, daß es ihm gelingt, Schwächlinge, die auf Selbstdenken verzichtet haben, und leichtfertige Opportunisten zu gewinnen.

Der klug, gütig und konziliant von ihm — vor seiner Ernennung — genannte Reichspräsident und der christlich-römische Mathematiklehrer, der gegenwärtig als Kanzler fungiert, sind von der Universalität dieses Kopfes entzückt. Kein Wunder. Der mächtige Chef der A. E. G., der Schreiber einer

Volk, zahlt der deutsche Arbeiter: die Wiederherstellungskosten. (»Reparationen«, das Fremdwort, steht absichtlich in der Zeitung.)

Die unvorstellbar gewordenen Summen, die als Kriegsentschädigung die Entente fordert, wurzeln in der viereinhalbjährigen Vernichtungsarbeit des deutschen Generalstabs. Soviel sollte jedem Bürger dieser Republik klar sein. Ein verlorener Krieg ist keine aufgegebene Skatpartie. Hier heißt es blechen. Die Repräsentanten des allmächtigen deutschen Kaisers und der deutschen Bourgeoisie haben das mörderische Spiel, das ihnen vom Reichstag mit Ausschluß der Führer des Proletariats anvertraut worden war, verloren.

Im Altertum, in Rom, Carthago forderte die Nation Rechenschaft von den Feldherren, die sich hatten schlagen lassen. Ihre Einkünfte, ihre Güter wurden eingezogen, sie selbst wurden ins Exil geschickt.

Unsere Zivilisation, oder besser: die Thomas Mannsche »Kultur« ist so weit vorgerückt, daß die »freieste Demokratie der Welt« sich solcher barbarischen Handlungen niemals zeihen lassen wird. Verdiente Generäle müssen weiter ihren Verdienst haben. Arbeiter und Bürger müssen steuern, um ihnen, ihren erbittertsten Feinden, einen sorgenlosen Lebensabend zu sichern.

## DOKUMENTE DIESER ZEIT

Nur noch als Chronist kann man diese Zeit betrachten. Gab es je eine Welt roher, unwahrhaftiger, seelenloser, zudringlicher, ordinärer, geistfremder, häßlicher als diese, in deren Mitte wir zu leben verurteilt sind? Gleichviel, wohin man blickt. Die Parlamente des Reichs, der Länder und der Städte, die Presse und die Parteien, die Kunststätten, Theater, Opern, Variétés, Cabarets, Kinos, sie alle befinden sich auf einem Niveau, das nicht mehr zu unterbieten ist. Und alles dies: bei angespanntestem »Betrieb«, bei immer höher gesteigertem Aufwand an Kräften, bei unermüdlicher Anstrengung der Nerven. Der Mechanismus rotiert. Kaum irgendwo eine Spur von Geist, Seele oder Menschlichkeit. Dieser »Geist« jazzt. Und selbst, wenn irgendwo im Parlament, auf dem Theater oder in der Presse ein Mensch zu Worte

kommt, wenn irgendwo ein Licht aufblitzt, es wird in der nächsten Minute verlöschen, untergehen in der Nacht, der Betrieb siegt, die Macht der organisierten Verblödung triumphiert.

O Deutschland, hoch in Ehren! Vor acht Jahren wollte es an der Spitze Europas marschieren, die Welt erobern. Seine Professoren redeten ihm ein, daß es seine Mission und sein Schicksal wäre, im 20. Jahrhundert die Weltherrschaft anzutreten . . . Engländer, Franzosen hätten ihre historische Rolle ausgespielt . . . Man kennt den Text, aber die Verfasser hat das deutsche Volk in angeborener Gedächtnisschwäche nur allzu schnell vergessen. Und jetzt? — Kuscht das Volk der Helden, versklavt sich den Siegern von gestern, bettelt um Zulassung in die Weltkomgagnie der Ausbeuter, deren Raubzug gegen Sowjetrußland Genua einleiten soll. Ohne Würde und Ehre nach außen, hart und verständnislos fortwurstelnd im Innern: das sind die Kennzeichen einer Staatsmannskunst, die von der Angst beherrscht wird. Von der Angst um ihre Existenz. Sie schlottern vor Furcht, das Mißfallen der Entente zu erregen. Und ihr Sinnen und Trachten bei Tag und bei Nacht ist auf nichts anderes eingestellt: Was denkt Lloyd George?

Hatte vor drei Jahren der Kopf der gegenwärtigen deutschen Reichsregierung, Herr Walther Rathenau, in allzu pessimistischer Gekränktheit schon geglaubt, sein Leben sei vollbracht, er selbst sei zu nichts mehr nützlich, so wurde dieser Irrglaube immerhin durch die Entwicklung der sozialistischen Republik zum plutokratischen Kolonialstaat von Englands Gnaden widerlegt. Rathenau schrieb (6. Dezember 1918 im »Vorwärts«): »Für mich erhoffe und fürchte ich nichts mehr, mein Land bedarf meiner nicht, ich denke seinen Untergang nicht lange zu überleben«. Das Gegenteil hat sich — wie immer bei diesem Propheten — zu seinem Glück verwirklicht. Alles darf er für sich erhoffen und nichts hat er zu fürchten. Das Land bedarf seiner. Und deshalb hat er seinen Untergang — trotz der Drohung — schon länger als drei Jahre überlebt.

Jetzt repräsentiert er es sogar in Genua. Wen sonst hätte diese Republik auch entsenden können? Wer eignet sich besser hierfür? Rathenau symbolisiert auf eine entlarvende Art das deutsche Bürgertum, das heute die Macht in Händen hält. Er ist der tüchtigste, gewandteste, gebildetste Vertreter der herrschenden Klasse. Nimmt man den einen Stinnes aus, der in einem kleinen Finger mehr Originalität, schöpferische Kraft, Genie besitzt als der eklektische Sohn eines großen Vaters, der Zusammengelesenes auf eine unverständliche, mystische Manier bedeutungsvoll und nicht ohne Monumentalität vorzutragen weiß, dergestalt, daß es ihm gelingt, Schwächlinge, die auf Selbstdenken verzichtet haben, und leichtfertige Opportunisten zu gewinnen.

Der klug, gütig und konziliant von ihm — vor seiner Ernennung — genannte Reichspräsident und der christlich-römische Mathematiklehrer, der gegenwärtig als Kanzler fungiert, sind von der Universalität dieses Kopfes entzückt. Kein Wunder. Der mächtige Chef der A. E. G., der Schreiber einer

Volk, zahlt der deutsche Arbeiter: die Wiederherstellungskosten. (»Reparationen«, das Fremdwort, steht absichtlich in der Zeitung.)

Die unvorstellbar gewordenen Summen, die als Kriegsentschädigung die Entente fordert, wurzeln in der viereinhalbjährigen Vernichtungsarbeit des deutschen Generalstabs. Soviel sollte jedem Bürger dieser Republik klar sein. Ein verlorener Krieg ist keine aufgegebene Skatpartie. Hier heißt es blechen. Die Repräsentanten des allmächtigen deutschen Kaisers und der deutschen Bourgeoisie haben das mörderische Spiel, das ihnen vom Reichstag mit Ausschluß der Führer des Proletariats anvertraut worden war, verloren.

Im Altertum, in Rom, Carthago forderte die Nation Rechenschaft von den Feldherren, die sich hatten schlagen lassen. Ihre Einkünfte, ihre Güter wurden eingezogen, sie selbst wurden ins Exil geschickt.

Unsere Zivilisation, oder besser: die Thomas Mannsche »Kultur« ist so weit vorgerückt, daß die »freieste Demokratie der Welt« sich solcher barbarischen Handlungen niemals zeihen lassen wird. Verdiente Generäle müssen weiter ihren Verdienst haben. Arbeiter und Bürger müssen steuern, um ihnen, ihren erbittertsten Feinden, einen sorgenlosen Lebensabend zu sichern.

## DOKUMENTE DIESER ZEIT

Nur noch als Chronist kann man diese Zeit betrachten. Gab es je eine Welt roher, unwahrhaftiger, seelenloser, zudringlicher, ordinärer, geistfremder, häßlicher als diese, in deren Mitte wir zu leben verurteilt sind? Gleichviel, wohin man blickt. Die Parlamente des Reichs, der Länder und der Städte, die Presse und die Parteien, die Kunststätten, Theater, Opern, Variétés, Cabarets, Kinos, sie alle befinden sich auf einem Niveau, das nicht mehr zu unterbieten ist. Und alles dies: bei angespanntestem »Betrieb«, bei immer höher gesteigertem Aufwand an Kräften, bei unermüdlicher Anstrengung der Nerven. Der Mechanismus rotiert. Kaum irgendwo eine Spur von Geist, Seele oder Menschlichkeit. Dieser »Geist« jazzt. Und selbst, wenn irgendwo im Parlament, auf dem Theater oder in der Presse ein Mensch zu Worte

kommt, wenn irgendwo ein Licht aufblitzt, es wird in der nächsten Minute verlöschen, untergehen in der Nacht, der Betrieb siegt, die Macht der organisierten Verblödung triumphiert.

O Deutschland, hoch in Ehren! Vor acht Jahren wollte es an der Spitze Europas marschieren, die Welt erobern. Seine Professoren redeten ihm ein, daß es seine Mission und sein Schicksal wäre, im 20. Jahrhundert die Weltherrschaft anzutreten ... Engländer, Franzosen hätten ihre historische Rolle ausgespielt ... Man kennt den Text, aber die Verfasser hat das deutsche Volk in angeborener Gedächtnisschwäche nur allzu schnell vergessen. Und jetzt? — Kuscht das Volk der Helden, versklavt sich den Siegern von gestern, bettelt um Zulassung in die Weltkomgagnie der Ausbeuter, deren Raubzug gegen Sowjetrußland Genua einleiten soll. Ohne Würde und Ehre nach außen, hart und verständnislos fortwurstelnd im Innern: das sind die Kennzeichen einer Staatsmannskunst, die von der Angst beherrscht wird. Von der Angst um ihre Existenz. Sie schlottern vor Furcht, das Mißfallen der Entente zu erregen. Und ihr Sinnen und Trachten bei Tag und bei Nacht ist auf nichts anderes eingestellt: Was denkt Lloyd George?

Hatte vor drei Jahren der Kopf der gegenwärtigen deutschen Reichsregierung, Herr Walther Rathenau, in allzu pessimistischer Gekränktheit schon geglaubt, sein Leben sei vollbracht, er selbst sei zu nichts mehr nützlich, so wurde dieser Irrglaube immerhin durch die Entwicklung der sozialistischen Republik zum plutokratischen Kolonialstaat von Englands Gnaden widerlegt. Rathenau schrieb (6. Dezember 1918 im »Vorwärts«): »Für mich erhoffe und fürchte ich nichts mehr, mein Land bedarf meiner nicht, ich denke seinen Untergang nicht lange zu überleben«. Das Gegenteil hat sich — wie immer bei diesem Propheten — zu seinem Glück verwirklicht. Alles darf er für sich erhoffen und nichts hat er zu fürchten. Das Land bedarf seiner. Und deshalb hat er seinen Untergang — trotz der Drohung — schon länger als drei Jahre überlebt.

Jetzt repräsentiert er es sogar in Genua. Wen sonst hätte diese Republik auch entsenden können? Wer eignet sich besser hierfür? Rathenau symbolisiert auf eine entlarvende Art das deutsche Bürgertum, das heute die Macht in Händen hält. Er ist der tüchtigste, gewandteste, gebildetste Vertreter der herrschenden Klasse. Nimmt man den einen Stinnes aus, der in einem kleinen Finger mehr Originalität, schöpferische Kraft, Genie besitzt als der eklektische Sohn eines großen Vaters, der Zusammengelesenes auf eine unverständliche, mystische Manier bedeutungsvoll und nicht ohne Monumentalität vorzutragen weiß, dergestalt, daß es ihm gelingt, Schwächlinge, die auf Selbstdenken verzichtet haben, und leichtfertige Opportunisten zu gewinnen.

Der klug, gütig und konziliant von ihm — vor seiner Ernennung — genannte Reichspräsident und der christlich-römische Mathematiklehrer, der gegenwärtig als Kanzler fungiert, sind von der Universalität dieses Kopfes entzückt. Kein Wunder. Der mächtige Chef der A. E. G., der Schreiber einer

Volk, zahlt der deutsche Arbeiter: die Wiederherstellungskosten. (»Reparationen«, das Fremdwort, steht absichtlich in der Zeitung.)

Die unvorstellbar gewordenen Summen, die als Kriegsentschädigung die Entente fordert, wurzeln in der viereinhalbjährigen Vernichtungsarbeit des deutschen Generalstabs. Soviel sollte jedem Bürger dieser Republik klar sein. Ein verlorener Krieg ist keine aufgegebene Skatpartie. Hier heißt es blechen. Die Repräsentanten des allmächtigen deutschen Kaisers und der deutschen Bourgeoisie haben das mörderische Spiel, das ihnen vom Reichstag mit Ausschluß der Führer des Proletariats anvertraut worden war, verloren.

Im Altertum, in Rom, Carthago forderte die Nation Rechenschaft von den Feldherren, die sich hatten schlagen lassen. Ihre Einkünfte, ihre Güter wurden eingezogen, sie selbst wurden ins Exil geschickt.

Unsere Zivilisation, oder besser: die Thomas Mannsche »Kultur« ist so weit vorgerückt, daß die »freieste Demokratie der Welt« sich solcher barbarischen Handlungen niemals zeihen lassen wird. Verdiente Generäle müssen weiter ihren Verdienst haben. Arbeiter und Bürger müssen steuern, um ihnen, ihren erbittertsten Feinden, einen sorgenlosen Lebensabend zu sichern.

## DOKUMENTE DIESER ZEIT

Nur noch als Chronist kann man diese Zeit betrachten. Gab es je eine Welt roher, unwahrhaftiger, seelenloser, zudringlicher, ordinärer, geistfremder, häßlicher als diese, in deren Mitte wir zu leben verurteilt sind? Gleichviel, wohin man blickt. Die Parlamente des Reichs, der Länder und der Städte, die Presse und die Parteien, die Kunststätten, Theater, Opern, Variétés, Cabarets, Kinos, sie alle befinden sich auf einem Niveau, das nicht mehr zu unterbieten ist. Und alles dies: bei angespanntestem »Betrieb«, bei immer höher gesteigertem Aufwand an Kräften, bei unermüdlicher Anstrengung der Nerven. Der Mechanismus rotiert. Kaum irgendwo eine Spur von Geist, Seele oder Menschlichkeit. Dieser »Geist« jazzt. Und selbst, wenn irgendwo im Parlament, auf dem Theater oder in der Presse ein Mensch zu Worte

kommt, wenn irgendwo ein Licht aufblitzt, es wird in der nächsten Minute verlöschen, untergehen in der Nacht, der Betrieb siegt, die Macht der organisierten Verblödung triumphiert.

O Deutschland, hoch in Ehren! Vor acht Jahren wollte es an der Spitze Europas marschieren, die Welt erobern. Seine Professoren redeten ihm ein, daß es seine Mission und sein Schicksal wäre, im 20. Jahrhundert die Weltherrschaft anzutreten . . . Engländer, Franzosen hätten ihre historische Rolle ausgespielt . . . Man kennt den Text, aber die Verfasser hat das deutsche Volk in angeborener Gedächtnisschwäche nur allzu schnell vergessen. Und jetzt? — Kuscht das Volk der Helden, versklavt sich den Siegern von gestern, bettelt um Zulassung in die Weltkompagnie der Ausbeuter, deren Raubzug gegen Sowjetrußland Genua einleiten soll. Ohne Würde und Ehre nach außen, hart und verständnislos fortwurstelnd im Innern: das sind die Kennzeichen einer Staatsmannskunst, die von der Angst beherrscht wird. Von der Angst um ihre Existenz. Sie schlottern vor Furcht, das Mißfallen der Entente zu erregen. Und ihr Sinnen und Trachten bei Tag und bei Nacht ist auf nichts anderes eingestellt: Was denkt Lloyd George?

Hatte vor drei Jahren der Kopf der gegenwärtigen deutschen Reichsregierung, Herr Walther Rathenau, in allzu pessimistischer Gekränktheit schon geglaubt, sein Leben sei vollbracht, er selbst sei zu nichts mehr nützlich, so wurde dieser Irrglaube immerhin durch die Entwicklung der sozialistischen Republik zum plutokratischen Kolonialstaat von Englands Gnaden widerlegt. Rathenau schrieb (6. Dezember 1918 im »Vorwärts«): »Für mich erhoffe und fürchte ich nichts mehr, mein Land bedarf meiner nicht, ich denke seinen Untergang nicht lange zu überleben«. Das Gegenteil hat sich — wie immer bei diesem Propheten — zu seinem Glück verwirklicht. Alles darf er für sich erhoffen und nichts hat er zu fürchten. Das Land bedarf seiner. Und deshalb hat er seinen Untergang — trotz der Drohung — schon länger als drei Jahre überlebt.

Jetzt repräsentiert er es sogar in Genua. Wen sonst hätte diese Republik auch entsenden können? Wer eignet sich besser hierfür? Rathenau symbolisiert auf eine entlarvende Art das deutsche Bürgertum, das heute die Macht in Händen hält. Er ist der tüchtigste, gewandteste, gebildetste Vertreter der herrschenden Klasse. Nimmt man den einen Stinnes aus, der in einem kleinen Finger mehr Originalität, schöpferische Kraft, Genie besitzt als der eklektische Sohn eines großen Vaters, der Zusammengelesenes auf eine unverständliche, mystische Manier bedeutungsvoll und nicht ohne Monumentalität vorzutragen weiß, dergestalt, daß es ihm gelingt, Schwächlinge, die auf Selbstdenken verzichtet haben, und leichtfertige Opportunisten zu gewinnen.

Der klug, gütig und konziliant von ihm — vor seiner Ernennung — genannte Reichspräsident und der christlich-römische Mathematiklehrer, der gegenwärtig als Kanzler fungiert, sind von der Universalität dieses Kopfes entzückt. Kein Wunder. Der mächtige Chef der A. E. G., der Schreiber einer

großen Zahl von pseudowissenschaftlichen Schriften, der durch seinen Reichtum unabhängige, englisch, französisch, italienisch sprechende Kulturdeutsche muß ihnen imponieren. Hinter der Fassade des Organisators, des Denkers, des Kriegsrohstoffeversorgers sehen sie nicht die Leere, das Gerümpel seiner unbrauchbaren Bausteine, die er bei jeder Konjunktur neu anbot, seine falschen Pläne, seine irreführenden Perspektiven.

Dieses Deutschland hat immer an Gedächtnisschwäche gelitten. Und es nennt die, die sich ein schärferes Gedächtnis bewahrt haben, gern rachsüchtig oder unfruchtbar kritisch.

Aber, was soll man zu einer öffentlichen Meinung sagen, die sich von ihren Wortführern — trotz den bittersten Erfahrungen von 1914—1918, den 225 Wochen jener »großen Zeit« — weiter belügen und betrügen läßt, die sich selbst nicht aufklären kann, da ihr das Material nicht immer zur Hand ist, und die heute von neuem an die »großen Männer«, die die Presse ihnen vorsetzt, glaubt, wie sie an die Halbgötter Hindenburg und Ludendorff glaubte.

Belichtet wurde der neue Halbgott hier im Forum bereits mehrere Male. (Forum, 6. Jahrgang Heft 4 und 5.) Mit Zitaten aus seinen von ihm selbst am höchsten geschätzten Schriften. Äußerungen, die in schroffem Widerspruch stehen zu allem, was er heute als Minister tut und treibt. Die bürgerliche Presse, deren Chefs er jeden einzeln seinen »lieben Freund« zu titulieren pflegt, verachtet die als Nörgler, die diesen lieben Freund einst auch gut kannten, sein verhängnisvolles Strebertum jedoch mit einer erstaunlichen Charakterlosigkeit verbunden sahen, die es ihnen zur Pflicht macht, vor diesem falschen Mohammed zu warnen.

Will man neue Beweise? Man wird sie totschweigen, wie die früher erbrachten.

Der jetzige Minister des Auswärtigen, der die Deutsche Republik in Genua verantwortlich vertritt, der zusammen mit den Delegierten der russischen Sowjetrepublik sich in Oppositionsstellung der ententistischen Übermacht gegenüber befindet, dieser Herr Dr. Walther Rathenau beichtete einem französischen Journalisten, der ihn wieder einmal ausfragte, kurz nach dem Zusammenbruch seine Ansichten über Gott und Welt, Deutschland und die Sieger. Das übelste Pariser Hetzblatt während des Krieges und nach dem Kriege, der französische »Lokal-Anzeiger« und die »Deutsche Tageszeitung« in einem, — kurz: der »Matin« konnte dieses Interview mit einer Photographie des Ausgefragten auf der ersten Seite veröffentlichen. Betitelt: »Unter der revolutionären Maske«. Herr Rathenau hatte den Geschmack, dem Reporter des »Matin« sein Bild zu schenken und darauf mit seiner Unterschrift den Imperativ zu setzen: *Solidarité!* Der Reporter hatte nichts Eiligeres zu tun, als mit dem Interview dieses so charakteristische Konterfei seiner Zeitung zur Veröffentlichung zu senden. Solidarität, — wessen gegen wen, — forderte der, der sich in S. Fischers

Verlagsprospekten als einen Lehrer der russischen Revolutionäre, der Bolschewiki feiern lässt? Lissauers Haßgesang von 1914 fand in dem Philosophen der kommenden Dinge Wiederauferstehung, jetzt jedoch richtete sich der Blick nicht mehr gegen das angelsächsische Reich, sondern jetzt hieß es: wir haben alle nur einen Feind, Sowjetrußland. So sprach der Dr. Walther Rathenau vor drei Jahren. Der mißtrauische, feindselige »Matin« läßt durch einen Spürhund den Boche aushorchen, der sein Herz weit öffnet, und es »ehrlich und loyal«, wie es nur ein Deutscher kann, ausschüttet, aber das böse Pariser Lästermaul, das seinen Herzenserguß, seinen Ruf nach Solidarität bringt, höhnt ihn und sucht seine Erklärungen als scheinheilig zu verdächtigen. Ja, es entlarvt ihn und macht sich über seine Taktik lustig. In der Kopfnote, die der »Matin« dem Interview voranstellte, heißt es wörtlich: »L'interview du docteur Rathenau, directeur de l'Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft, que nous publions ci-dessous, continue la série des documents sur l'état d'âme allemand, que nous avons cru devoir mettre sous les yeux de nos lecteurs. Beaucoup plus habile que la plupart de ses compatriotes, le docteur Rathenau déplore avec ostentation la guerre et les méthodes par lesquelles l'Allemagne l'a conduite. Il se garde de nier que l'Allemagne ait une dette à acquitter, mais il cherche un terrain d'entente: il se trouve dans la lutte contre un ennemi commun, le bolchevisme.« (Auf deutsch: »Die Unterredung mit dem Dr. Rathenau, dem Leiter der A. E. G, die wir unten veröffentlichen, setzt die Reihe der Dokumente über den Zustand der deutschen Seele fort, die wir glaubten, unseren Lesern vor Augen führen zu müssen. Viel geschickter als die meisten seiner Landsleute beklagt der Dr. Rathenau ostentativ den Krieg und die Methoden, mit denen Deutschland ihn geführt hat. Er hütet sich zu leugnen, daß Deutschland eine Schuld wiedergutzumachen habe, aber er sucht einen Boden der Verständigung: er findet ihn in dem Kampf gegen den gemeinsamen Feind, den Bolschewismus.«)

Und in der Tat bezeichnete Herr Rathenau in dem Interview als einzige drohende Gefahr den Bolschewismus. »In ganz wenigen Jahren,« so führte er aus, »wird man erkennen, daß die politischen Fragen keineswegs mehr die erster Ordnung sind und daß man inmitten ewiger Streiks und des immer wilder werdenden Klassenhasses die Hauptgefahr, die ganz Europa bedroht, mißachtet hat.« Diese Gefahr, die uns aus dem Norden kommt — der Bolschewismus —, ist die nächst bevorstehende Gefahr — die einzige Gefahr, wiederholt Dr. Rathenau. Und dabei bleibt er.

Man soll es ihm nicht nachtragen. Auch die altbiblischen Propheten haben sich je nach der Konjunktur gewandelt. Er kann sich auf sein großes Vorbild, Lloyd George, berufen, der noch vor gar nicht langer Zeit salbungsvoll und hochtrabend erklärt hatte, er werde sich mit

»Mördern und Dieben nie an einen Tisch setzen.« Jetzt sitzt er mit den Mördern und Dieben an einem Tisch, sogar in seiner Villa, ja, er lädt sie zum Frühstück ein und bittet sie zum Tee zu bleiben. C'est la politique! Warum sollte Rathenau, der immer recht behält, sich nicht mit Karl Radek unterhalten? Er wird nicht zögern, die ††† Bolschewiki bald seine lieben Freunde zu nennen, ihnen seine Bücher mit Widmungen zu schicken, denn ihr Arriviertsein, ihr Erfolg, ihre Beliebtheit bei den Herren dieser Welt ist schon offensichtlich. Man kann sich mit ihnen geradezu schon Unter den Linden sehen lassen. Lloyd George, dieser Teufelskerl, empfing sie in seinem Palazzo. Wir dürfen nicht zurückbleiben, denkt Rathenau in Genua. Nach Berlin zurückgekehrt, lade ich Tschitscherin direkt in den Grunewald, in meine Villa. Kaum gedacht, da geht ein wenig nach vorn gebückt und in sich verschlossen Tschitscherin an ihm vorüber. Rathenau läuft ihm nach, schiebt schnell den Arm unter den seinen: »Ach, lieber Freund, Sie waren bei Lloyd George, wir leider nicht. Sie haben Erfolg. Sie operieren klug, gewandt und erstaunlich sicher«. Tschitscherin schweigt. Da läßt Rathenau ihn los, klopft ihm zuerst leutselig auf die Schulter, ergreift seine Hände und spricht gütig, konciliant und nicht ohne Diplomatie: »Lassen Sie uns Freunde werden!«

16. 4. 1922.

Die Ereignisse überstürzen sich. Was man am Ostersonntag prophezeite, ist am Osterdienstag bereits eingetroffen und überholt.

Man wollte nicht länger mehr Mauerblümchen sein. Während Lloyd George mit Tschitscherin frühstückte, ihn nach dem Frühstück nicht fortließ, ja mit ihm Tee trank, hockte etwas trübsinnig und einsam die deutsche Delegation in ihren Hotelzimmern. Die Chefdelegierten (ein Ausdruck, der — das sagt mir mein kleiner Finger — von Walther Rathenau stammt, analog der von ihm aus der Comptoirsprache eingeführten Terminologie der »Chefbesprechungen«) —, also die Herren Wirth und Rathenau hatten immerhin einen Ersatz: zur selben Stunde, da der englische Ministerpräsident mit dem russischen Volkskommissar für Auswärtiges beisammen war, trösteten sich die deutschen Staatsmänner, indem sie einer Einladung des Chefredakteurs des »Berliner Tageblatts« folgten. Auch hier wurden Reden gehalten. Woher ich das weiß? Aus dem »Berliner Tageblatt«. An dessen Spitze auf der ersten Spalte der ersten Seite seiner Ostersonntagsnummer fand ich dieses Osterei:

»DIE HILFE LIEGT IM ANLEIHEGEDANKEN«

Telegramm unseres Sonder-Korrespondenten Paul Scheffer.

Genua, 15. April. 10 Uhr 45 Min.

Heute nachmittag weilten der Reichskanzler Dr. Wirth und der Außenminister Dr. Rathenau, einer Einladung des Chefredakteurs des »Berliner Tageblatts«, Theodor Wolff, folgend, in dem schönen Garten der Villa Croce in Nervi. Einladungen waren auch ergangen an eine Anzahl hervorragender ausländischer Publizisten, u. a. aus Italien, Holland, Spanien, England, Südamerika und den Vereinigten Staaten.

> Erschienen waren u a. Keynes, Garvin und der Deputierte von Genua, Dornaga. Nach Tisch sprach Rathenau sehr eindrucksvoll über die Lage . . . Rathenau ging besonders auf die Tatsache ein, daß sich der wirtschaftliche Niedergang Europas weder durch die verwüsteten Gebiete Frankreichs ausreichend erklären ließe, noch durch den Fortfall Rußlands aus der Weltwirtschaft, an der es doch in der Vorkriegszeit nur zu vier Prozent teilgenommen habe. Da diese Gründe für die Zersetzung wirtschaftlicher Verhältnisse Europas und der Welt keine Erklärung bilden könnten, so sei der gegenwärtige Zustand durchaus paradox. Denn im großen ganzen seien die Produktionsmittel, die Arbeitskräfte und der Bedarf auf derselben Höhe wie vor dem Kriege . . . Rathenau schloß mit folgender Betrachtung: Weniger als auf Worte und Taten auf dieser Konferenz, richte er mit Besorgnis seine Gedanken auf die Zeit nach der Konferenz, die voller Gefahren sei. Der Gedanke gegenseitiger Hilfe müsse die Lage ändern. Vielleicht werde die Hilfe nicht aus dieser Konferenz oder aus politischem Grunde kommen, *sondern aus einem gedankenkräftigen Buch und einem Gelehrtenschreibpult* . . . Mit den Ministern waren unter anderen erschienen der deutsche Botschafter in Rom, Freiherr v. Neurath mit Gemahlin, die Herren Hemmer, Oskar Müller Walther und Baron v. Prittwitz mit Gemahlin.

Neben dem Jahrmarkt der Eitelkeiten, der sich an der azurnen Küste aufgetan hat, fesselt sachlich allein dies: Da Lloyd George den zahlreichen deutschen Annäherungsversuchen gegenüber hart und taub blieb, offenbar gewillt, den Redestrom des philosophisch-sozialpolitisch-wirtschaftlich-moralischen Sachverständigsten der Deutschen noch ein wenig zurückzustauen, mußte sich – nolens volens — Herr Rathenau begnügen, den Nachmittag bei seinem lieben Freunde Theodor Wolff zu verbringen, an dessen treuer Brust und in dessen Absteigequartier er sein übervolles Herz ausschüttete, indem er wieder einmal »von kommenden Dingen« vor geladenen Gästen einiges Tiefsinnige von sich gab.

Aber die Treue des guten Wolff wurde schlecht belohnt. Der erzählt noch am Ostersonntag durchs Telephon, daß man sich gegenwärtig in Genua bemühe, »Nüsse zu knacken, in denen, wie jeder genau weiß, kein Kern enthalten ist.« Während er mit Berlin also ahnungslos plaudert, wird gerade eine Nuß geknackt, deren Kern sich als eine solide Bombe entpuppt. Homo homini lupus, oder auf genuesisch: Rathenau lupo lupus. Der vom treuen Freund so herzlos im Stich gelassene Wolff ergänzt Tags darauf seine Sonntagsbetrachtungen durch die Mitteilung: sehr Wichtiges ist geschehen.

Obwohl Wolff noch am Sonntag am Telephon bekundet: »man sei andauernd sehr nett zu uns,« die Führer der deutschen Delegation, die Herren Wirth und Rathenau, erhielten den Besuch von Staatsmännern, die sich bisher ganz anders gezeigt hätten, und sie empfingen »sehr überraschende Händedrücke«, man ginge vielfach »weit über die Grenzen liebenswürdiger Höflichkeiten hinaus«, gesteht er plötzlich am Mittwoch, um die plötzliche Umarmung der Deutschen mit den Russen zu begründen, wie die Alliierten vor den Deutschen stets die Tür zugeschlagen hätten, wie man die Wirth und Rathenau höflich aber entschieden uneingeladen gelassen habe, wie die deutsche Dele-

gation »auf jede mögliche Weise versucht habe, Einlaß in das Beratungszimmer zu erlangen, aber kühle Abweisung und eine verriegelte Tür« vorgefunden habe.

Les pauvres Boches. Da ist ihnen endlich die Gall' geplatzt. Und sie haben mit den von Lloyd George so verwöhnten, umgirrten nnd in der Tat äußerst charmanten und klugen Russen schnell eine schon in Berlin geplante kleine Liaison aufgenommen und »getätigt« (wie der Fachausdruck lautet). Wer wollte ihnen das verdenken?

Alleingelassen, gedemütigt, vor der ganzen Welt blamiert, zusehen müssen, wie alle Männer der Konferenz auf die – in all ihrer Armut reiche – russische Braut fliegen, das können selbst die kühlsten Junggesellen nicht aushalten. Und ein wenig ermuntert durch die nicht nur schöne, sondern vor allem äußerst freche, sich durch überragende Intelligenz, Aktivität und Sicherheit auszeichnende junge Dame, gelang es den deutschen Männern Wirth und Rathenau ihre Schwäche für kurze Zeit zu überwinden, sie fühlten sich durch die Russen plötzlich Männer geworden, ja sie spürten Kräfte in sich regen und schritten zur Tat. Kurz vor der Vergewaltigung durch die Anderen, rafften sie sich gar zu dem Entschluß auf, die Vielumworbene anzutelephonieren. Das geschah — nach amtlicher Aussage des Leiters der Ostabteilung im Auswärtigen Amt, des Herrn v. Maltzahn — wider alle Ceremonien mitten in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag um $11^1/_2$ Uhr. Man verabredete sich zu einem Rendezvous am Ostersonntag früh in Rapallo. Alles klappte. Man wurde sehr schnell einig. Das Geständnis der einen (etwas bochehaft indiskreten Partei) liegt vor: »Wir kamen am Ostertag in Rapallo zusammen. Nach sehr kurzer Dauer wurde der Vertrag, der bereits in Berlin vorbereitet war, unterzeichnet.« (Herr v. Maltzahn zu den Pressevertretern in Genua).

Plötzlich behauptet die deutsche Delegation und mit ihr alle vom Auswärtigen Amt inspirierten Pressevertreter, der Vertrag mit Sowjet-Rußland sei seit langem, schon in Berlin, vorbereitet gewesen, und weder Unehrlichkeit noch Hinterlist sei darin zu finden, daß die Repräsentanten der deutschen Republik in diesem Augenblick die Unterzeichnung des Vertrages und seine Veröffentlichung für gut befunden hätten. Mit Verlaub, vor Tische las man's anders. Am 19. April 1922 stehen im B. T., dem Organ Rathenaus, diese Sätze: »Seit langem war zwischen Deutschland und Rußland ein Vertrag entworfen worden, der beiden Teilen das Meistbegünstigungsrecht und damit einen Anspruch auf alle Vorteile, die andere Staaten verlangen könnten, und einen wirksamen Schutz verlieh.«

Im selben Organ jedoch war gelegentlich des Berliner Aufenthalts Tschitscherins, Joffes und Litwinows, zwei Wochen vorher, dieses zu lesen:

> Heute vormittag haben die Herren Tschitscherin, Litwinow und Joffe dem Reichskanzler Dr. Wirth einen Besuch abgestattet, und mittags waren sie Gäste Dr. Rathenaus beim Frühstück, geladen waren auch mehrere hervorragende Parlamentarier und Industrievertreter. Bei beiden Anlässen bot sich Gelegenheit zu einer allgemeinen Aussprache

> über die akuten politischen Fragen. Das Projekt eines deutsch-russischen Handelsvertrages konnte selbstverständlich nur im Vorübergehen angeschnitten werden, und es bedarf auch nicht der Betonung, daß bei der Kürze der verfügbaren Zeit irgendwelche weitausschauenden Verhandlungen zwischen den beiden Regierungen nicht aufgenommen werden können. Alle bisherigen Besprechungen haben nur die Bedeutung einer vorläufigen, inoffiziellen Fühlungnahme, und offizielle Verhandlungen müssen zurückgestellt werden, bis sich die Ergebnisse der Genueser Konferenz übersehen lassen. In diesem Zusammenhang von »Vorschlägen« zu sprechen, die etwa von russischer Seite zu erwarten wären, ist durchaus abwegig.

So ähnlich stands in allen Zeitungen. Offenkundig eine amtliche oder — wie es im Zeitungsdeutsch heißt — halbamtliche Verlautbarung.

Die Pressechefs der Entente lasen das auch. Deutschland aber wundert sich, für illoyal, heimtückisch und unaufrichtig gehalten zu werden, wenn seine Repräsentanten mit der Miene des Biedermannes kaum zwei Wochen später erklären, alles war bereits bis ins kleinste zwischen uns und den Russen perfekt, nur die Unterschrift fehlte noch. Wann wurde gemogelt? Beim ersten oder beim zweiten Mal? Die Vermutung, die beide Mal annimmt, wird nicht fehlgehen.

Einer der Alleswisser unter den Schmöcken Europas, die in Genua gegenwärtig versammelt sind, der Herr Jules Sauerwein, fragt im »Matin« einiges Verfängliche:

> Ist es wahr, was der deutsche Unterhändler von Maltzahn heute erklärt hat, daß der Botschafter Großbritanniens in Berlin den Text des Vertrages seit 14 Tagen gekannt hat?
>
> Ist es wahr, wie Dr. Rathenau feierlichst erklärte, daß er Sir Basil Blacket am Sonnabend abend verständigt hat?
>
> Ist es wahr, daß Krassin in den Geheimklauseln den Besitzern der A. E. G. eine begünstigte Behandlung zugesichert hat?
>
> Ist es endlich wahr, daß mit Polen und der Tschechoslowakei ähnliche Verträge in Genua geschlossen werden können, weil sie bereits vollkommen fertiggestellt sind?

Natürlich, alles ist wahr. Warum auch nicht? Der einzige, der die Situation treffend gekennzeichnet hat, scheint Litwinow gewesen zu sein. Er nimmt die Sache ganz leicht und macht sich lustig über die Aufregung der Diplomaten und der Journaille. Rußland habe Abkommen mit Polen, Finnland, Estland, Lettland, der Türkei, Serbien, Schweden, England und Italien abgeschlossen und werde weitere abschließen. Der Vertrag mit den Deutschen habe durchaus nicht die große Bedeutung, die ihm zugemessen werde. Rußland sei absolut bereit, so erklärte dieser sachlich kühlste Geschäftsmann unter Tschitscherins Mitarbeitern, ähnliche Verträge mit allen andern Staaten abzuschließen, und er nannte darunter auch Frankreich.

Man streiche endlich mit dem Wahnwitz der unbezahlbaren Forderungen das Pathos der Phrasen, setze sich nüchtern an den Tisch, einer halte den

andern ruhig für einen Gauner, der den andern übergaunern möchte, und spreche nicht viel von Aufrichtigkeit, Loyalität, Solidarität, Gleichberechtigung, Bereitwilligkeit, gutem Willen, vom Geist gegenseitigen Vertrauens, von Gerechtigkeit und Billigkeit.

So viel Worte, so viel Lügen. Von allen das Gegenteil ist richtig. Unaufrichtig, illoyal, schadenfroh, gehässig, widerspenstig, bösartig, beseelt vom gegenseitigen Mißtrauen, ungerecht und gleichgültig jedem Rechtsgefühl gegenüber, sind sie alle. Nicht zu Rechtfertigendes rechtfertigen sie. Gesetzwidriges sanktionieren sie. Anarchie nennen sie Ordnung. Und das System brutalster Ungerechtigkeit heißen sie Justiz. Wie könnten sie anders? — Die Gefangenen einer alten, verseuchten, zusammenbrechenden Welt suchen ihr Leben weiter zu fristen: durch Stützung ihres morschen Gemäuers. Schon spüren sie den frischen Nordostwind, schon fürchten sie den Sturm, der ihm folgen könnte. Noch einmal suchen sie sich zu sichern, die mächtigen Weltverteiler, die Herren, die Sieger, die armen Reichen. In Genua wollen sie sich kurieren und ein neues Leben anfangen. Mit den alten Methoden. Jedes Selbstvertrauen fehlt. Statt des Wiederaufbaus, den sie planen, werden sie die Morgenröte ihres Untergangs bewundern dürfen. 19. 4. 1922.

## DIE OSTEREIER DER MONARCHISTEN ODER SIE STEHEN WIEDER AUF

Nicht: das Volk steht auf, der Sturm bricht los! Sondern: die Herren, die Kriegsgötter, die geschlagenen deutschen Heerführer stehen wieder auf, kein Sturm bricht los, sondern eine Schneeballschlacht im »Berliner Lokal-Anzeiger«.

Dieses Blatt, das schon Wilhelm II. als einziges Zeitungspapier unzerschnitten vorgelegt wurde, darf auch heute den Ruhm für sich beanspruchen, das verwendbarste Material für die kommende neue große Zeit zu liefern.

»Glauben Sie an Deutschlands Auferstehung?« — so fragte die von der Schwerindustrie nur noch schwer auszuhaltende besorgte Redaktion des ehemals kaiserlichen Journals eine Reihe »führender Männer der Nation«.

Waren wir früher während der »großen Zeit« — durch die sinnigen Vergleiche deutscher Poeten — Attila, Friedrich der Große oder Napoleon, so sind wir jetzt Gottes Sohn, Jesus Christus selbst und wir befinden uns zu Ostern in derselben Lage wie er weiland vor knapp 2000 Jahren.

Chronist, tu deine Pflicht!

Hören wir die führenden Männer des seit 40 Jahren erfolgreich wirkenden Verdummungsorgans, des in der Republik stramm monarchistischen »Berliner Lokal-Anzeigers«.

An der Spitze marschiert der künftige Thronerbe dieser Republik, wie sichs gehört: unser lieber, guter, armer Kronprinz Friedrich Wilhelm:

*Ob ich an Deutschlands Wiederaufstieg glaube?*
*Felsenfest!*
*Zwei Voraussetzungen sind hierzu aber unerläßlich.*

1. *Wir müssen uns endlich frei machen von schwächlichen Illusionen. Wer heute noch sein Weltbürgertum über sein Deutschtum stellt, der sollte am besten auswandern, er wirkt nur als Hemmschuh beim Wiederaufbau.*
   *„Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott."*
2. *Begrabt den inneren Hader. Heiße Liebe zum Vaterlande, Stolz auf die deutsche Eigenart und gegenseitige Achtung der Volksgenossen untereinander, dann muß das Werk gelingen.*

*WILHELM*
*Wieringen Ostern 1922.*

Bei Cotta, dem Verleger Goethes und Schillers, wird Ende April ein deutschnationaler jüdischer Kriegsberichterstatter, namens Karl Rosner, aus Aufzeichnngen, Dokumenten, Tagebüchern und Gesprächen die »Erinnerungen des Kronprinzen Wilhelm« herausgeben. Das 1.—200. Tausend kündet der Verlag mit folgenden Worten an:

> Die Lebenserinnerungen des deutschen Kroprinzen, niedergeschrieben in der Einsamkeit der kleinen holländischen Insel Wieringen, werden als eines der politisch und historisch interessantesten, menschlich ergreifendsten Bücher der Weltliteratur in die fernste Zukunft dauern . . . .
>
> Ein völlig neues Bild gewinnt das deutsche Volk hier von dem Manne, der zu seinem obersten Führer durch die Geburt bestimmt, durch Begabung und Wesensart befähigt war.

Von Cotta und Scherl, Helfferich und Stresemann nicht schlecht lanciert, will der königliche Memoirenschreiber wieder einwandern. Man darf wohl sagen: ein zu den höchsten Hoffnungen berechtigter Rückwanderer. Bald hat Deutschland ihn wieder. Tatü-tata . . . Für unser Geld . . . Zwar hat er auf den Thron verzichtet. Aber was er aufgab, obschon zum obersten Führer von Gottes Gnaden und durch Geburt bestimmt, das sollen ihm deutsche Männer nicht wieder erobern können? Zumal Begabung und Wesensart den Freund der Operetten und kleinen Mädchen zweifellos zum obersten Führer bestimmen.

Jetzt offenbart sich seine Begabung von neuem in der Antwort auf die Frage des »Lokalanzeigers«. Auch seines Wesens Art wird sichtbar. Der königliche Ausreißer wagt es bereits, Andersdenkende, Kosmopoliten, gute Europäer und alle »vaterlandslosen Gesellen« zur Auswanderung aufzufordern. Dieses kleine Hirn faselt etwas von Weltbürgertum, das ein Hemmschuh für den Wiederaufbau sei. Er bleibe bei seinen Kokotten und erweise dort seine Begabung. Und das deutsche Volk wird ihn in Frieden zu oberst oder unterst sich betätigen lassen.

Da ist der alte Hindenburg doch ein Kerl von anderm Schrot und Korn. Er antwortet auf die Frage nach der Auferstehung preußisch schlicht:

»Ich glaube an Deutschlands Auferstehung!

Der jetzt sich vielfach zeigende moralische Tiefstand und Mangel an Nationalgefühl sind nicht der wahre Ausdruck unseres Volkscharakters.

Dem greisen Generalfeldmarschall lag mit dieser Äußerung über den moralischen Tiefstand — wie wir bestimmt wissen — eine Beleidigung des allerhöchsten Auswanderer fern.

In lapidarer Kürze antwortet Ludendorff: »Das deutsche Volk einigt sich jetzt im Widerstand gegen seine Feinde — oder es stirbt.«

War das deutsche Volk nicht schon einmal geeinigt im Widerstand gegen seine Feinde? Viereinhalb Jahre lang? Bis zum Dolchstoß von hinten? Es war geeinigt und — starb. Wofür? Es starb, damit Ludendorff lebe, damit seine Blutsauger Pensionen beziehen, damit die Verdummung breiter Massen des Volks weiter gefördert werde, damit im 4. Jahre der Republik ein großstädtisches, von Proletariern gesetztes, gedrucktes, expediertes, ausgetragenes und gelesenes Preßorgan die Primadonnen des Weltkrieges als Führer der Nation auftreten lassen kann.

Hier sind die hervorragendsten Repräsentanten der herrschenden Klasse vereint. Der Führer der Deutschnationalen, Herr Helfferich, der sich noch immer Staatsminister nennt, und der einstige Dichter der »Weber«, Gerhart Hauptmann, der die Parole seines lieben Freundes, des gegenwärtigen Staatsministers Walther Rathenau wiederholt: »Sursum corda!« (Empor die Herzen!) Das ist alles, was er zu sagen hat. Und er muß doch etwas sagen.

Hier tritt auf ein ehemaliger Pacifist, der Bonner Völkerrechtslehrer und Geheime Rat Professor Dr. Philipp Zorn, zitiert einen Vers aus Kleists Herrmannsschlacht falsch und hinkt wieder von dannen. Die Chefs schwerindustrieller Werke, Krupp und Borsig, äußern sich optimistisch. Beide glauben fest an die Auferstehung. Als gute Christen und deutsche Kapitalisten.

Der Führer der Berliner Großindustriellen, der immer hilfreiche Freund der Kapp, Lüttwitz und Jagow, der mächtige Magnat Ernst v. Borsig, wird schon etwas persönlicher. Auch er glaubt an Deutschlands Auferstehung, aber nur, »wenn das deutsche Volk aufhört, sich politisch selbst zu zerfleischen, wenn die Arbeitnehmerschaft begreift, daß auch ihr Wirtschaftsinteresse unlöslich mit dem Schicksal der eignen Volkswirtschaft verknüpft ist« (das hat der Borsig aus dem »Vorwärts«), »daß aber die Volkswirtschaft, — wenn sie gedeihen soll — der tatkräftigen Mitarbeit aller Bevölkerungsschichten bedarf und niemand entbehren kann, vor allem aber nicht den in vielen Stürmen erprobten Führergeist der Unternehmerschaft, nur wenn diese Einsicht durchdringt, glaube ich an eine Auferstehung des deutschen Volkes.« Sonst nicht. Ostern. Christ ist erstanden. Aber nur durch die Unternehmer. Was wäre Christus ohne die Kirche?

Herausgeber und verantwortl. Redakteur: Wilhelm Herzog in Berlin.
Arbeiterorganisationen und Betriebe erhalten das Forum um ein Viertel billiger, Arbeitslose und politische Gefangene umsonst.
Forum-Verlag Berlin W 35.
Druck: Buchdruckerei Wilhelm R. Saling & Co., Berlin SW 68.

# DAS FORUM

*6. Jahr* *Mai/Juni 1922* *Heft 8/9*

(Abgeschlossen am 24. Mai 1922)


## DIE UNSCHULDIGEN

*Von Eisner, dem Fälscher / Von der Schuldlosigkeit der deutschen Machthaber am Kriege / Von der Ernsthaftigkeit und Wahrheitsliebe der deutschen Professoren und Sachverständigen / Von der jungfräulichen Arglosigkeit der großen und kleinen Diplomaten / Von dem Mangel der Beweiskraft historischer Dokumente / Von der Notwendigkeit für die Sozialdemokratie, Kriegskredite zu bewilligen / Von der Friedensliebe der Alldeutschen / Von der Überlegenheit der deutschen Artillerie / Vom kriegbekämpfenden, kriegerischen und revolutionären »Vorwärts« / Von der Unbestechlichkeit der Börse und der Presse / Vom Burgfrieden der sozialdemokratischen Führer mit Wilhelm II., Hindenburg und Ludendorff, einer zu spät erkannten »Bande elender Massenmörder« (der unfreundliche Vorwärts vom 25. 11. 18) / Zuletzt und zuerst: von der Unschuld des deutschen Generalstabs / Von der Notwendigkeit, seine Akten geheim zu halten / Von der Unfähigkeit der deutschen Militärparteien, zu fälschen, Nürnberger Flieger zu erfinden, prinzipienfeste Klassenkämpfer zu berücken, aus internationalen Sozialisten innerhalb weniger Tage deutsche Patrioten für viereinhalb Jahre zu machen / Vom Dolchstoß, den undankbaren Arbeitern und von Ludendorff, dem Unschuldigen und im Felde Unbesiegten.*

### I.

Die Welt ist wieder in ihren Fugen. Alles ist in Ordnung. Wir gehen von neuem großen Zeiten entgegen.

Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig. Deshalb leben Hindenburg, Ludendorff und Helfferich. Denn sie sind

unschuldig. Während Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg, Kurt Eisner mit Recht umgebracht wurden. Denn sie waren schuldig.

Man hat sie zum Glück schnell entlarven können, diese Volksbetrüger, die sich als Volksfreunde ausgaben. Einige unserer heldischen Offiziere, die lange vor der blöden Masse ihre Verbrechen kannten, haben sie mit Mut hinterrücks erschossen. Die Hetzer sind tot. Die wahren Volksfreunde blieben uns zum Glück erhalten. Oder sind es nicht etwa jene, die aus Vaterlandsliebe zwar nicht ihr eigenes, aber immerhin das Leben von — nach neuesten Forschungen — 1 808 555 Deutschen (zwischen 17 und 50 Jahren) auf dem Felde ihrer Ehre opferten? Ohne je dabei zu lügen, zu fälschen oder gar das Volk zu betrügen. Dies besorgten allein jene aufrührerischen Elemente. Dafür hat sie bereits ihr Schicksal (wenn ihm auch ein bischen nachgeholfen werden mußte) ereilt. Also, mögen die gottlosen Lästerzungen spotten so viel sie wollen: trotz dem verlorenen Krieg — es gibt noch einen deutschen Gott und eine deutsche Gerechtigkeit!

*Selbst das kleinste Schöffengericht in dieser deutschen Republik* beweist es. Das in München um den 1. Mai herum tagende, wovor man den toten Eisner schleppte, hat ihn als Fälscher für die Ewigkeit gebrandmarkt. Der deutschnationale, früher in Heimatkunst machende Herausgeber der »Süddeutschen Monatshefte«, der während des Krieges — wenn ich nicht irre — zum Professor ernannte, wüsteste Heimkrieger Münchens, Herr Coßmann, ist ein Ehrenmann. Beides ist nunmehr gerichtsnotorisch.

Eisner hat gefälscht. Das Münchener Schöffengericht — gestützt auf das Gutachten einer stattlichen Zahl von »Sachverständigen« — fällte dieses Urteil gegen einen Toten.

## II.

Was soll Eisner gefälscht haben? Den Bericht des bayrischen Geschäftsträgers v. Schoen vom 18. Juli 1914 an den Grafen Hertling. Wie liegen die Tatsachen?

Vierzehn Tage nach Ausbruch der sogenannten Revolution, als die Mitschuldigen trotz dringlichsten Forderungen aller revolutionären Arbeiter in Versammlungen und in der Presse, sich weigerten, die Archive der kaiserlichen Regierung zu öffnen,

am 23. November 1918 veröffentlichte Kurt Eisner einen Auszug aus dem Bericht der Berliner bayerischen Gesellschaft, der allerdings unzweideutig und unbezweifelbar den Anteil der Berliner und Wiener Regierung am Ausbruch des Weltkrieges dokumentiert. Kein Wort steht in der durch Eisner besorgten Publikation von Deutschlands Alleinschuld. Eisner hat dieses aus der Berliner Voßstraße stammende Dokument als eine Bestätigung seiner längst eroberten Überzeugung begrüßt, er hat es für die Presse hergerichtet, ohne auch nur ein Wort daran zu ändern, er hat es offenbar gekürzt wiedergegeben, weil er als alter Journalist wußte, daß das sehr lange Schreiben in extenso von der Presse nicht gebracht werden würde. Er hat sich darin nicht getäuscht. Denn selbst seine gekürzte Fassung ist trotz dem Aufsehenerregenden des Inhalts von den meisten Zeitungen wiederum in gekürzter Form nur wiedergegeben worden. Sogar der »Vorwärts« brachte am 25. November 1918 den durch Eisner der gesamten Presse zugänglich gemachten Auszug mit Weglassung wichtiger Sätze. Nicht in irgendeiner Absicht, sondern offenbar wegen Raummangels. Also wiederum eine Fälschung?

Die raffinierte Strategie der kühnen Gegner des Ermordeten besteht darin, zu unterstellen:

1. Eisner habe ein historisches Dokument gekürzt, dadurch gefälscht.

2. Er habe Deutschland die alleinige Schuld am Weltkriege zugeschrieben.

3. Auf Grund der Eisnerschen Publikation sei der Friede von Versailles zustande gekommen.

Alle drei Behauptungen sind Lügen.

1. Eisner hat nicht als Historiker ein Dokument veröffentlicht. Als solcher hätte er philologisch getreu jeden Buchstaben entsprechend der Unterlage wiedergeben müssen. Hier handelte es sich aber in diesem Augenblick um keine Dokumentensammlung. Sondern der Feind der gestürzten kaiserlichen Regierung, der revolutionäre Agitator fand einen untrüglichen Beweis für den verbrecherischen und leichtfertigen Wahnsinn der Politik jener Machthaber, die im Juli 1914 das deutsche Volk regieren ließ. Er las diese Sätze und schleuderte sie hinaus. Sie wirkten.

Weil die Lüge — viereinhalb Jahre aufrechterhalten — endlich wie ein eitriges Geschwür aufbrach.

Selbst der »Vorwärts«, der dem Wahrheitsrigoristen Eisner nur kühl und spöttisch zu begegnen wußte, schrieb plötzlich über »Die Schuld der deutschen Machthaber am Kriege«: »Man hat uns gesagt, in Berlin habe man das Wiener Ultimatum an Serbien nicht gekannt. Eine Lüge! Berlin habe Wien zur Zurückhaltung ermahnt! Eine Lüge! Berlin hat Wien umgekehrt aufgeputscht. Wilhelm sagte in seiner Proklamation: „Mitten im Frieden hat uns der Feind überfallen!" Eine bodenlos freche, niederträchtige, schamlose Lüge!«

2. In der Eisnerschen Veröffentlichung steht keine Silbe von Deutschlands Alleinschuld.

3. Die Friedensmacher von Versailles brauchten Eisners Auszug aus dem Bericht des Herrn von Schoen nicht. Und wenn statt der 12 sachverständigen Professoren in München alle 93 aus dem Jahre 1914 wieder auferstanden wären und hätten sie ihr ahnungsloses und anmaßendes Gebrüll von neuem angestimmt: »Es ist nicht wahr! . . ., es ist nicht wahr! . . .« ,— die Lloyd George und Poincaré hätten sich um ihr Geschrei so viel gekümmert wie die Lloyd George und Clémenceau 1919 in Versailles.

Die Entente brauchte weder Eisner noch Foerster. Sie hatte die Dokumente der zum Kriege hetzenden Generäle in der Hand. Sie kannte ihre Bernhardiner, die den Willen und die Lust und die Pflicht zum Kriege wissenschaftlich begründeten. Sie hatte die Kriegshefte der »Süddeutschen Monatshefte«, die je nach Bedarf einem Feinde ihren besonderen Haß und ihre besondere Verachtung widmeten, und wenn sie noch eines Beweises bedurft hätte, so lieferte ihn ihr in letzter Stunde — kurz vor dem völligen Zusammenbruch — einer der draufgängerischsten Gesinnungsgenossen des Herrn Coßmann, der von der Schwerindustrie ausgehaltene General Keim. Dieser blutige Degen schrieb noch Ende Oktober 1918 unter dem Titel: »Kriegspolitik« in der »Täglichen Rundschau« folgende aufrichtige Sätze: »Deshalb ist dieses ewige Gerede vom Verteidigungskrieg stets ein Zeichen falscher Auffassung vom Wesen des Krieges, vom Geiste des Krieges gewesen! Er hat uns unendlich viel geschadet, weil es

eine innerliche Unwahrheit enthält, weil es jeder gesunden Kriegspolitik ins Gesicht schlägt.« . . .

Wer hat recht, der General von Montgelas, der je nach Bedarf umfallende Pazifist oder dieser General Keim, der Militarist, der jenen demokratischen, »pacifistischen Helden«, die $4^{1}/_{4}$ Jahre lang einen Verteidigungskrieg bejahten, innerliche Unwahrheit vorwirft?

III.

Zur Entscheidung der Frage liefert einen sehr dankenswerten, hochwillkommenen Beitrag das Buch, das der demokratische Abgeordnete P. Dirr unter dem Titel: »Bayrische Dokumente zum Kriegsausbruch und zum Versailler Schuldspruch« soeben im Verlag von R. Oldenbourg (München) herausgegeben hat.

Hier finden wir die Akten, Dokumente, Schriftstücke genau dem Wortlaut der Originale entsprechend wiedergegeben. Auch Herr Dirr will — wie seine demokratischen, deutschnationalen Freunde — Eisners Publikation als Fälschung erweisen. Es passiert ihm nur das Malheur, daß er für die von Eisner bekundete Auffassung, die er so leidenschaftlich bekämpft, neues und wichtiges Material herbeiträgt, als ehrlicher Mann veröffentlicht und so das Gegenteil von dem erreicht, was er und alle Coßmänner erstrebten.

Dirr druckt zweispaltig, links Eisners Veröffentlichung, rechts die Urschrift des Berichts, den der bayrische Geschäftsträger in Berlin, von Schoen, an den Vorsitzenden im Ministerrate, Grafen von Hertling, am 18. Juli 1914 aus Berlin sandte. Darin finden sich — links und rechts — folgende unvergängliche Sätze:

»*Der Schritt, den das Wiener Kabinett sich entschlossen hat, in Belgrad zu unternehmen und der in der Überreichung einer Note bestehen wird, wird am 25. d. Mts. erfolgen. Die Hinausschiebung der Aktion bis zu diesem Zeitpunkt hat ihren Grund darin, daß man die Abreise der Herren Poincaré und Viviani von Petersburg abwarten möchte, um nicht* (Herr Dier läßt hier fälschlicherweise Eisner »mit« statt »nicht« schreiben. Ich habe nachgeprüft und festgestellt, daß sich dieses sinnentstellende und irreführende »mit« in der von

Weil die Lüge — viereinhalb Jahre aufrechterhalten — endlich wie ein eitriges Geschwür aufbrach.

Selbst der »Vorwärts«, der dem Wahrheitsrigoristen Eisner nur kühl und spöttisch zu begegnen wußte, schrieb plötzlich über »Die Schuld der deutschen Machthaber am Kriege«: »Man hat uns gesagt, in Berlin habe man das Wiener Ultimatum an Serbien nicht gekannt. Eine Lüge! Berlin habe Wien zur Zurückhaltung ermahnt! Eine Lüge! Berlin hat Wien umgekehrt aufgeputscht. Wilhelm sagte in seiner Proklamation: „Mitten im Frieden hat uns der Feind überfallen!" Eine bodenlos freche, niederträchtige, schamlose Lüge!«

2. In der Eisnerschen Veröffentlichung steht keine Silbe von Deutschlands Alleinschuld.

3. Die Friedensmacher von Versailles brauchten Eisners Auszug aus dem Bericht des Herrn von Schoen nicht. Und wenn statt der 12 sachverständigen Professoren in München alle 93 aus dem Jahre 1914 wieder auferstanden wären und hätten sie ihr ahnungsloses und anmaßendes Gebrüll von neuem angestimmt: »Es ist nicht wahr! . . ., es ist nicht wahr! . . .« ,— die Lloyd George und Poincaré hätten sich um ihr Geschrei so viel gekümmert wie die Lloyd George und Clémenceau 1919 in Versailles.

Die Entente brauchte weder Eisner noch Foerster. Sie hatte die Dokumente der zum Kriege hetzenden Generäle in der Hand. Sie kannte ihre Bernhardiner, die den Willen und die Lust und die Pflicht zum Kriege wissenschaftlich begründeten. Sie hatte die Kriegshefte der »Süddeutschen Monatshefte«, die je nach Bedarf einem Feinde ihren besonderen Haß und ihre besondere Verachtung widmeten, und wenn sie noch eines Beweises bedurft hätte, so lieferte ihn ihr in letzter Stunde — kurz vor dem völligen Zusammenbruch — einer der draufgängerischsten Gesinnungsgenossen des Herrn Coßmann, der von der Schwerindustrie ausgehaltene General Keim. Dieser blutige Degen schrieb noch Ende Oktober 1918 unter dem Titel: »Kriegspolitik« in der »Täglichen Rundschau« folgende aufrichtige Sätze: »Deshalb ist dieses ewige Gerede vom Verteidigungskrieg stets ein Zeichen falscher Auffassung vom Wesen des Krieges, vom Geiste des Krieges gewesen! Er hat uns unendlich viel geschadet, weil es

eine **innerliche Unwahrheit enthält,** weil es jeder gesunden Kriegspolitik ins Gesicht schlägt.« . . .

Wer hat recht, der General von Montgelas, der je nach Bedarf umfallende Pazifist oder dieser General Keim, der Militarist, der jenen demokratischen, »pacifistischen Helden«, die $4^1/_4$ Jahre lang einen Verteidigungskrieg bejahten, innerliche Unwahrheit vorwirft?

III.

Zur Entscheidung der Frage liefert einen sehr dankenswerten, hochwillkommenen Beitrag das Buch, das der demokratische Abgeordnete P. Dirr unter dem Titel: »Bayrische Dokumente zum Kriegsausbruch und zum Versailler Schuldspruch« soeben im Verlag von R. Oldenbourg (München) herausgegeben hat.

Hier finden wir die Akten, Dokumente, Schriftstücke genau dem Wortlaut der Originale entsprechend wiedergegeben. Auch Herr Dirr will — wie seine demokratischen, deutschnationalen Freunde — Eisners Publikation als Fälschung erweisen. Es passiert ihm nur das Malheur, daß er für die von Eisner bekundete Auffassung, die er so leidenschaftlich bekämpft, neues und wichtiges Material herbeiträgt, als ehrlicher Mann veröffentlicht und so das Gegenteil von dem erreicht, was er und alle Coßmänner erstrebten.

Dirr druckt zweispaltig, links Eisners Veröffentlichung, rechts die Urschrift des Berichts, den der bayrische Geschäftsträger in Berlin, von Schoen, an den Vorsitzenden im Ministerrate, Grafen von Hertling, am 18. Juli 1914 aus Berlin sandte. Darin finden sich — links und rechts — folgende unvergängliche Sätze:

> »*Der Schritt, den das Wiener Kabinett sich entschlossen hat, in Belgrad zu unternehmen und der in der Überreichung einer Note bestehen wird, wird am 25. d. Mts. erfolgen. Die Hinausschiebung der Aktion bis zu diesem Zeitpunkt hat ihren Grund darin, daß man die Abreise der Herren Poincaré und Viviani von Petersburg abwarten möchte, um nicht* (Herr Dier läßt hier fälschlicherweise Eisner »**mit**« statt »**nicht**« schreiben. Ich habe nachgeprüft und festgestellt, daß sich dieses sinnentstellende und irreführende »mit« in der von

Eisner veröffentlichten Fassung nicht findet, sondern daß bei Eisner dem Original entsprechend »nicht« steht. Ein Druckfehler? Vermutlich. Aber kein Zweifel, daß der sich seiner Sorgfalt rühmende Herausgeber, Historiker von Beruf und Archivvorstand, jedem andern ein solches Versehen als Fälschung ankreiden würde. Wir tun's nicht. Sondern nehmen eine kleine Schlamperei an, die allerdings in einem historische Dokumente originaltreu wiedergebenden Werk trotz ihrer Geringfügigkeit viel härter zu rügen ist als Unterstreichung oder Weglassung von Sätzen in einem für die Presse bestimmten Auszug, der rein agitatorisch wirken soll, nach dieser Entgleisung des Archivrats gehen wir weiter im Text) *den Zweibundmächten eine Verständigung über eine etwaige Gegenaktion zu erleichtern. Bis dahin gibt man sich in Wien durch die gleichzeitige Beurlaubung des Kriegsministers und des Chefs des Generalstabs den Anschein friedlicher Gesinnung und auch auf die Presse und die Börse ist nicht ohne Erfolg eingewirkt worden.« (Ohne Erlaubnis der Herren Dirr und Coßmann und der zwölf Sachverständigen von mir dadurch gefälscht, daß ich diese Sätze im Manuskript unterstreiche und den Setzer bitte, sie zu sperren. Wegen der Großartigkeit der Selbstentlarvung derer, die den Krieg nicht gewollt haben. Wegen des nicht zu übertreffenden Schandmals, das sie sich selbst in diesen unauslöschlichen Sätzen, deren „Loyalität und Ehrlichkeit" jedem offenkundig ist, für alle Ewigkeit gesetzt haben.)*

Aber es kommt noch besser! Nach der Aufzählung der von vornherein als unerfüllbar aufgestellten Forderungen in der Note an Serbien schreibt der Prokurist (nicht der Direktor) der bayerischen Gesandtschaft seinem Chef in München:

*»Daß Serbien derartige, mit seiner Würde als unabhängiger Staat unvereinbare Forderungen nicht annehmen kann, liegt auf der Hand.*

*Die Folge wäre also der Krieg.*

*Hier ist man durchaus damit einverstanden, daß Österreich die günstige Stunde nutzt, selbst auf die Gefahr weiterer Verwicklungen hin. Ob man aber wirklich in Wien sich dazu aufraffen wird, erscheint Herrn von Jagow wie Herrn Zimmermann noch immer zweifelhaft. Der Unterstaatssekretär äußerte sich dahin, daß Österreich-Ungarn, dank seiner Entschlußlosigkeit und Zerfahrenheit, jetzt eigentlich der kranke Mann in Europa geworden sei, wie früher die Türkei . . . .«* ‹mehrere Sätze, nicht weniger belastende, die hier folgen, muß ich leider fortlassen, der Umfang dieses und mehrerer Hefte reichte nicht aus, alle die diskreten Bekenntnisse der Berliner »Friedensfreunde« zu fassen, die den Jämmerling in Wien mit Yohimbim und Satyrin potent zu machen suchten. Ich muß also »fälschen«, indem ich wichtiges Material fortlasse›.

Weiter:

*»Man ist also hier der Ansicht, daß es für Österreich sich um eine Schicksalsstunde handle, und aus diesem Grunde hat man hier, auf eine Anfrage aus Wien, ohne Zögern erklärt, daß wir mit jedem Vorgehen, zu dem man sich dort entschließe, einverstanden seien, auch auf die Gefahr eines Krieges mit Rußland hin.«* ‹Setzer, sperren Sie bitte! Ohne Zögern, mit jedem Vorgehen einverstanden, auch auf die Gefahr eines Krieges mit Rußland hin! So wollte man in Berlin »lokalisieren«.›

*»In Wien scheint man ein so unbedingtes Eintreten Deutschlands für die Donaumonarchie nicht erwartet zu haben, und Herr Zimmermann hat den Eindruck, als ob es den immer ängstlichen und entschlußlosen Stellen Wiens* ‹noch ein bischen Yohimbim! Anmerkung des Herausgebers› *fast unangenehm wäre, daß von deutscher Seite nicht zur Vorsicht und Zurückhaltung gemahnt worden sei.«*

## IV.

Aber zwölf Sachverständige bekunden unter Eid, von einer Schuld Deutschlands könne keine Rede sein. Schwören, diese Kriegsverbrecher seien bemüht gewesen, den Frieden zu erhalten berufen sich auf Karl Kautsky, den internationalen Sozialisten, der geschrieben habe: »Ich war sehr überrascht, als ich Einsicht in die Akten bekam. Meine ursprüngliche Auffassung erwies sich mir als unhaltbar. Deutschland hat auf den Weltkrieg nicht planmäßig hingearbeitet. Es hat ihn schließlich zu vermeiden gesucht.«

Die Ungenauigkeit im Ausdruck ermöglichte ihm eine solche Behauptung. Deutschland — wer ist, wer war Deutschland? Das »Volk«? Die Arbeitermassen? Oder die Regierung? Oder der Generalstab? Oder die vom preußischen Generalstab inspirierten Herren im Auswärtigen Amt, die den pacifistischer Neigungen dringend verdächtigen Kanzler vor vollendete Tatsachen zu stellen suchten? Bis auch er nicht mehr anders konnte?

Leider hat Eisner, weil ihm die hier von mir zitierten Stellen schon zur Kennzeichnung der Kriegspolitik der damaligen Machthaber genügten, Sätze fortgelassen, die er nicht fortlassen durfte, wenn er ein historisches Dokument zu veröffentlichen beabsichtigte. Schon um von vornherein alle jene irrsinnigen Vorwürfe, die ihm einst gemacht werden könnten, im Keime zu ersticken. Aber noch mehr: die von ihm fortgelassenen Sätze entlasten nicht etwa die damals regierenden Herren, sondern sie zeigen, wie raffiniert und plump zugleich sich diese deutschen Staatsmänner gebärdeten. Sie wußten nur allzugut, daß bei der damaligen Konstellation eine Lokalisierung des Krieges kaum im Bereich der Möglichkeit lag. Deshalb waren sie ja auch mit jedem Vorgehen, zu dem man sich in Wien entschlösse, ohne zu zögern einverstanden, selbst auf die Gefahr eines Krieges mit Rußland hin. Daß ein Krieg mit Rußland nicht den Weltkrieg bedeutete, wollen die überlebenden Herren des Auswärtigen Amtes heute noch den Mut haben, mit solchen Bêtisen hausieren zu gehen? Wollen sie den Gipfel ihrer Dummheiten und ihrer Verbrechen übergipfeln? Lokalisieren wollten sie den Konflikt? So dumm waren sie nicht, um das Utopische eines solchen Willens, wenn er vor-

handen gewesen wäre, nicht zu erkennen. Sie taten so, als ob. Und sie hielten es für hohe Politik, so zu tun, als ob. Schon um den noch schwankenden Kanzler und seine Gesinnungsgenossen zu zwingen, die Richtigkeit ihrer staatsmännischen Kriegspolitik einzusehen.

So heißt es wörtlich in dem Bericht des Herrn v. Schoen (von Eisner leider fortgelassen):

»*Wie sich die anderen Mächte zu einem kriegerischen Konflikt zwischen Österreich und Serbien stellen werden, wird nach hiesiger Auffassung wesentlich davon abhängen, ob Österreich sich mit einer Züchtigung Serbiens begnügen oder auch territoriale Entschädigungen für sich fordern wird.*«

Das wußte selbstverständlich die Reichsleitung nicht. Das wollte sie offenbar »den immer ängstlichen und entschlußlosen Stellen Wiens« allein überlassen. Obwohl sie (wörtlich!) es lieber gesehen hätte, »wenn mit der Aktion gegen Serbien nicht so lange gewartet würde und der serbischen Regierung nicht die Zeit gelassen würde, etwa unter russisch-französischem Druck, von sich aus eine Genugtuung anzubieten.« Ignoranz oder Scheinheiligkeit? Verbrecherisches Truggewebe, das Millionen und Abermillionen das Leben kostete, oder leichtsinniges Sichtreibenlassen? Man höre die hinterlistige Weisheit dieser Staatsmänner, die den Weltkrieg weder gewünscht noch gewollt haben:

»*Im ersteren Falle (wenn Österreich sich mit einer Züchtigung Serbiens begnügte) dürfte es gelingen, den Krieg zu lokalisieren, im anderen Falle (wenn Österreich auch territoriale Entschädigungen für sich fordern würde) wären größere Verwicklungen wohl unausbleiblich.*«

*Im Interesse der Lokalisierung des Krieges wird die Reichsleitung sofort nach der Übergabe der österreichischen Note in Belgrad eine diplomatische Aktion bei den Großmächten einleiten. Sie wird mit dem Hinweis darauf, daß der Kaiser auf der Nordlandsreise, und der Chef des großen Generalstabs, sowie der preußische*

*Kriegsminister in Urlaub seien, behaupten, durch die Aktion Österreichs genau so überrascht worden zu sein, als wie die andern Mächte. (Wie ich mir hier einzuschalten gestatte, ist nicht einmal die italienische Regierung ins Vertrauen gezogen worden).*

Auch diesen letzten, nicht unwichtigen Satz, hatte Eisner weggelassen. Warum? Um zu fälschen.

Daß an eine Lokalisierung des Krieges kein Ernsthafter mehr glauben konnte, geht aus einem acht Tage vor dem Schoenschen Bericht an den König von Bayern gerichteten Schreiben des Wiener Gesandten Tucher hervor. ‹Dirr S. 125›:

»*Die Majorität im Ministerrate war der Ansicht, daß diese Garantie nur mit Gewalt zu erreichen und daher die Demarche so durchzuführen sei, daß ein verkleinertes Serbien daraus hervorgehe.*«

Das war am 10. Juli 1914. Und die überschlau sein wollenden Trottel in Wien glaubten womöglich trotzdem an die Möglichkeit einer Lokalisierung, glaubten, wie der bayrische Gesandte in Wien unter dem 27. Juli 1914 noch berichtet, »daß England und Frankreich auf Rußland einwirken« werde, um dessen Eingreifen hintanzuhalten.

Den Entente-Staatsmännern erwächst in dem Grafen Lerchenfeld, dem bayrischen Gesandten in Berlin, ein wichtiger Zeuge für ihren Willen, den Frieden zu erhalten. Noch am 28. Juli 1914 berichtet er:

»*Daß keine der Großmächte einen europäischen Krieg will, daß namentlich Frankreich und England für eine Lokalisierung des Kampfes zwischen Österreich-Ungarn und Serbien sehr entschieden in Petersburg eintraten, steht außer Zweifel.*«

Die Äußerungen dieses liebenswürdigen Grafen zeichnen sich auch sonst durch Naivität und herzerfrischende Aufrichtigkeit aus.

Am 29. Juli 1914 berichtet er dem Grafen Hertling, daß der Staatssekretär des Innern, Herr Delbrück, bereits den Bürgermeister von Berlin aufgefordert habe, für alle Fälle für die Ver-

sorgung von Berlin Sorge zu tragen. Und dann fügt er hinzu: es »ergebe sich die Schwierigkeit, daß alles vermieden werden müsse, was im Ausland den Anschein erwecken könnte, als ob Deutschland zum Kriege dränge.« Wieder diese Philosophie des als ob. »Man gibt sich den Anschein friedlicher Gesinnung«. — »Die Reichsleitung wird behaupten, genau so überrascht worden zu sein. . . .« Das ist der Ton, das Leitmotiv, das in der grotesken Ouverture der Welttragödie immer wieder idiotisch grinsend auftritt. Als ob die andern, die mit allen Salben geschmierten, in allen Wassern gewaschenen, mit allen Hunden gehetzten Staatsmänner Frankreichs, Englands, Rußlands ebenso blöd wären wie die deutschen. Man hielt sie offenbar noch für blöder, unwissender, leichtfertiger, psychologisch unbegabter als sich selbst.

## V.

Schon erkennt der Leser: wichtiger als Eisner ist Dirr. Gab jener einen allzu flüchtigen Auszug aus einem einzelnen Bericht, so stehen wir bei Dirr an einer Fundgrube. Und alles, was er gibt, sind originalgetreue Dokumente. Dieser fromme Mann zog aus, um einen unbequemen Revolutionär als Fälscher zu entlarven, und fand bei dieser Gelegenheit einen Schatz, den er nicht mehr verbergen konnte, einen Berg von Dokumenten, so belastend für die damaligen Regierer und ihre Helfershelfer, daß Eisners Publikation künftig als eine schüchterne Andeutung verblassen wird.

Am 28. Juli 1914 rief der Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands die Berliner Arbeiterschaft zum Protest gegen den Krieg auf. Man demonstrierte in 82 Versammlungen.

Wie spiegelte sich der gewaltige Aufmarsch des Berliner Proletariats in den gräflichen Ministerpalästen?

Herr Graf Lerchenfeld schreibt dem Grafen Hertling Tags darauf, am 29. Juli 1914:

»Die gestrigen sozialdemokratischen Versammlungen und Demonstrationen gegen den Krieg sind ziemlich ruhig verlaufen. Die Stimmung der hiesigen Bevölkerung ist im allgemeinen eine gemessene. Man verlangt nicht den Krieg, aber man hat sich mit dem Gedanken abgefunden.« (Dirr, a. a. O. S. 159.)

So hörte der alte Graf die Stimme des Volks. Die Stimme seiner Herren war schwieriger zu erhorchen. Zu viele schwirrten durcheinander. Die dünne, von der Erhaltung des Weltfriedens flötende Bethmanns, die bierehrlichere des Korpsstudenten a. D. Zimmermann, die männliche, zielbewußte des Chors aus dem preußischen Generalstab. Wie sollte man sich da zurechtfinden? Nachdem man am 18. Juli sich mit jedem Vorgehen Österreichs, auch auf die Gefahr eines Krieges mit Rußland hin, einverstanden erklärt, nachdem man dem Wiener Kabinett eine Blankovollmacht in aller Form ausgestellt hatte (Dirr S. 7), berichtet am 30. Juli 1914 Graf Lerchenfeld nach München, »der Kanzler habe heute Nacht in energischer Weise dem Wiener Kabinett erklärt, daß Deutschland sich nicht in das Schlepptau der Balkanpolitik Österreichs stellen könne.« Linker Hand, rechter Hand, alles vertauscht. Plötzliche Kopflosigkeit? Infolge der Noten Sir Edward Greys? I bewahre. Vielmehr verwirrende Vielköpfigkeit der wirklich Regierenden.

Sie wußten, daß Serbien selbst die unannehmbaren Forderungen anzunehmen sich bereit erklären werde, sie wußten, daß Rußland nicht neutral bleiben werde, sie wußten bestimmt (spätestens schon am 30. Juli 1914*), daß England mit den Ententemächten gehen werde, und in aller Seelenruhe beurkundet in einem amtlichen Schriftstück der bayerische Gesandte am 31. Juli 1914 die folgenden Fakten mit diesen Worten:

> »*In hiesigen militärischen Kreisen ist man des besten Mutes. Schon vor Monaten hat der Generalstabschef Herr v. Moltke sich dahin ausgesprochen, daß der Zeitpunkt militärisch so günstig sei, wie er in absehbarer Zeit nicht wiederkehren kann. Die Gründe, die er anführt, sind:*
>
> *1. Überlegenheit der deutschen Artillerie. Frankreich und Rußland besitzen keine Haubitzen und können*

*) Aus Bericht 410 des Gesandten in Berlin an den Vorsitzenden im Ministerrat, Berlin, den 30. Juli 1914: »England habe keinen Zweifel gelassen, daß, wenn der Krieg ausbreche, es nicht in der Lage sei, ruhig zuzusehen. England werde mit den Ententemächten gehen.« (Dirr, a. a. O., S. 164.)

*daher keine Truppe in gedeckter Stellung mit Steilfeuer bekämpfen.*

2. *Überlegenheit des deutschen Infanterie-Gewehres.*
3. *Ganz ungenügende Ausbildung der französischen Truppe infolge zweijähriger Dienstzeit bei der Kavallerie und der gleichzeitigen Einberufung zweier Jahrgänge bei allen Waffengattungen infolge der Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit, darunter muß die Ausbildung gelitten haben.«*

Nach Feststellung dieser materiellen, militärischen Faktoren, die die Überlegenheit Deutschlands nach Ansicht des deutschen Generalstabchefs verbürgten, kommt der gewissenhafte Berichterstatter auf die — wie man weiß — nicht weniger wichtigen moralischen Faktoren zu sprechen, auf die Volksstimmung, auf die Haltung der internationalen, völkerbefreienden, revolutionären Sozialdemokratie bei Ausbruch des Krieges oder genauer, fünf Minuten vor zwölf. Ohne Aufregung, mit schlichter Sachlichkeit berichtet der alte Aristokrat, daß keinerlei Gefahr bestehe, daß alles gut gehe. Was soll diesen 71jährigen Greis noch wundern? Mag sein, daß er Schlimmeres gefürchtet hatte. Mag sein, daß das gute deutsche Volk ihn nicht enttäuschte. So kann er den zuversichtlichen, siegesgewissen Äusserungen des Generalstabchefs seine eignen Beobachtungen hinzufügen, die darin gipfeln: »Auch in den Kreisen der Bevölkerung ist die Stimmung eine ruhige und zuversichtliche.« Und jetzt kommt ein Satz, der die am 4. August 1914 beginnende Tragödie der deutschen Arbeiterklasse in der Sprache des Gegners mit nüchterner Genugtuung aufdeckt und vorwegnimmt:

*»Die Sozialdemokraten haben für den Frieden pflichtmäßig demonstriert, halten sich aber jetzt ganz still. Ein Abgeordneter, allerdings revisionistischer Richtung, mit dem der Reichskanzler gesprochen hat, hat versichert, daß an Aufruhr oder Generalstreik in der Sozialdemokratischen Partei von niemand gedacht werde.«*

Das war es. Das fehlte noch.

Des Generalstabs und der Führerin des Proletariats, der Sozialdemokratie, gewiß, durften sich die deutschen Machthaber von 1914 trotz den Feinden ringsum nicht Mut machen, das Va banque-Spiel zu gewinnen?

Zwar hatte das Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie noch am 28. Juli 1914 geschrieben:

> »Nicht der Zarismus ist in diesem Augenblick die schlimmste Kriegsgefahr, sondern das übelberatene Österreich.«

Und am 30. Juli 1914:

> »Aber hier handelt es sich nicht um Deutschlands Ehre und Gedeihen (das Vaterland war also nicht in Gefahr!), sondern um ein sinnloses Kriegsabenteuer, dem schleunigst ein Ende gemacht werden muß. . . .
>
> Das sozialistische Proletariat lehnt jede Verantwortung für die Ereignisse ab, die eine bis zum Aberwitz verblendete herrschende Klasse heraufbeschwört. Es weiß, daß gerade ihm neues Leben aus den Ruinen blühen wird. Alle Verantwortung fällt auf die Machthaber von heute!
>
> Für sie handelt es sich um Sein oder Nichtsein!
>
> Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!«

Das war mutig gesprochen. Aber am 4. August sollte man handeln und da war alles vergessen. Lerchenfeld und Bethmann und Hertling, und nicht zuletzt der preußische Generalstab, fürchteten die großen Worte nicht. Sie wußten, man werde für den Frieden pflichtmäßig demonstrieren und sich dann ganz still halten. Ja, ausdrücklich — um des Guten nicht genug tun zu können — hatte ein sozialdemokratischer Abgeordneter Herrn v. Bethmann die völlige Ungefährlichkeit der Sozialdemokratie versichert.

## VI.

Aufruhr? Generalstreik? — Burgfrieden, — lautete die Parole vom 31. Juli 1914 bis zum 9. November 1918. Um dieses Resultat zu erzielen, bedurfte es also auf der kriegsmäßig bereits hergerichteten Weltbühne nur weniger Kulissen und einer Drehung nach Osten, plötzlich war der Horizont verändert: keine Rede mehr von dem »wahnwitzigen Verbrechen

eines europäischen Krieges,« sondern: »das Vaterland ist bedroht,« keine Rede mehr von der »Götterdämmerung des Kapitalismus,« sondern: »nationale Verteidigung.« Und sie machten wahr, was sie sich rühmten, immer betont zu haben: »Wir lassen in der Stunde der Gefahr das eigene Vaterland nicht im Stich!« Viereinhalb Jahre lang machten sie es wahr, sie ließen dieses Vaterland Wilhelm II., Hindenburgs und Ludendorffs nicht im Stich und bewilligten neunmal die Mittel zur Kriegführung einer Regierung, die sie belogen und betrogen hatte. Viereinhalb Jahre lang.

Erst am 25. November 1918, als Eisner ein einziges Dokument veröffentlichte, das die Schuld der 1914 Regierenden selbst noch dem Blindesten offenbarte, schrieb der »Vorwärts« wieder im selben Tone wie im Juli 1914: »Die bayerische Regierung veröffentlicht Dokumente, die einen erdrückenden Beweis für die Schuld der früheren deutschen Machthaber am Weltkrieg darstellen.« ... Dann bringt er den Bericht des Herrn Schoen und schließt seine Anklage mit den gar nicht mehr burgfriedlichen, sondern der »Roten Fahne« würdigen Worten:

> »Und diese Bande elender Massenmörder, die in der Revolution durch den Großmut des Volkes wirklich glimpflich davongekommen ist, denkt noch immer daran, ihre blutbefleckte, lügenbeschmutzte Herrschaft noch einmal aufrichten zu können? Das Volk hat sie mit Schimpf und Schande davongejagt, und sie können ihrem Gotte auf den Knien danken, daß sie noch so davongekommen sind.«

Wieder schließt sich der Kreis. Genau vier Jahre und vier Monate vorher — am 25. Juli 1914 — hatte das Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei im selben Tone vorausgeahnt, was es hier rückblickend anklagt:

> »Sie wollen den Krieg, die gewissenlosen Elemente, die in der Wiener Hofburg Einfluß haben und Ausschlag geben ... Weil das Blut Franz Ferdinands und seiner Gattin unter den Schüssen eines irren Fanatikers geflossen ist, soll das Blut tausender von Arbeitern und Bauern fließen, ein wahnwitziges Verbrechen soll von einem wahnwitzigeren Verbrechen übergipfelt werden! ... Das öster-

reichische Ultimatum an Serbien kann der Fidibus sein, mit dem Europa an allen vier Ecken in Brand gesteckt wird!«

O weiser und gerechter Richter im »Vorwärts«: es wurde der Fidibus, mit dem Europa an allen vier Ecken in Brand Brand gesteckt wurde. Weil das Blut Franz Ferdinands und seiner Gattin unter den Schüssen eines irren Fanatikers geflossen war, floß bald das Blut tausender und abertausender und aberabertausender von Arbeitern und Bauern, wurde — nach des Vorwärts trefflichen Worten — ein wahnwitziges Verbrechen von einem weit wahnwitzigeren Verbrechen übergipfelt.

Man sage also nicht, die Sozialdemokratie habe die Lage falsch eingeschätzt und ihre Pflicht nicht gekannt. Und man hüte sich zu sagen, der »Vorwärts« habe fünf Tage vor der Katastrophe dieser Pflicht nicht den gebührenden Ausdruck gegeben.

Aber am 4. August stimmte die Reichstagsfraktion für die Kriegskredite. Die Partei stand Kopf. Noch am Vorabend der Katastrophe hatte das Zentralorgan der Partei von dem Frevel der chauvinistischen Presse Deutschlands brandmarkend gesprochen, die den teuren Bundesgenossen in seinen Kriegsgelüsten auf das äußerste anstachele, ja es hatte mit Scharfblick erkannt, daß »sonder Zweifel auch Herr v. Bethmann Hollweg Herrn Berchthold seine Rückendeckung zugesagt« habe. Und noch unbenebelt und unbestechlich durch Legenden, die üppig schon zu wuchern begannen, gedroht und gewarnt: Aber in Berlin spiele man dabei ein genau so gefährliches Spiel wie in Wien!

Hier irrte der »Vorwärts«. Die Kabinette von Berlin und Wien wußten bereits, daß das Spiel mit dem Feuer — wenigstens was die Arbeiterschaft, den »inneren Feind«, die antimonarchische, kriegsfeindliche, revolutionäre, internationale Partei des unentwegten Klassenkampfes betraf, nicht mehr gefährlich, keine Gefahr für die zum Kriege hetzenden »gewissenlosen Elemente« war.

## VII.

Und selbst Rosa Luxemburg, die als Erste auf Grund der historisch-materialistischen Methode mit genialer ~~Institution~~, kühlem Kopf und unerbittlichem Scharfblick den Bankrott, den Umfall von heute auf morgen, den politischen Selbstmord ihrer

Partei aufdeckte (in der 1915 schon verfaßten, 1916 gedruckten »Krise der Sozialdemokratie«), hat in allzu weitgetriebener Objektivität noch immer zu wohlmeinend angenommen: das von der deutschen Regierung am 4. August dem Reichstag vorgelegte Weißbuch habe den Umfall, das Aufgeben aller bisher verfochtenen Grundsätze, die Katastrophe der Sozialdemokratie bewirkt. Obwohl gerade dieses Weißbuch, wie sie Punkt für Punkt belegt, mit seinen offenen Bekenntnissen der Partei hätte die Augen öffnen müssen. Nichts davon. Rosa Luxemburg konnte nicht wissen, daß inzwischen, während die gesamte sozialdemokratische Presse Deutschlands das österreichische Ultimatum eine verbrecherische Provokation des Weltkrieges nannte (Leipziger Volkszeitung, Dresdner Volkszeitung, Münchener Post, Schleswig-Holsteinische Volkszeitung, Magdeburger Volksstimme, Frankfurter Volksstimme, Elberfelder Freie Presse, und nicht zuletzt die in Scheidemanns Wahlkreis Solingen erscheinende Bergische Arbeiterstimme), während diese Parteiorgane versicherten, »in Deutschland aber dürften es die Machthaber nicht wagen, das Leben eines einzigen Soldaten für die verbrecherische Machtpolitik der Habsburger aufs Spiel zu setzen, ohne den Volkszorn gegen sich heraufzubeschwören«, während die Regierung in Berlin also nach dem Ton der Presse, hätte annehmen müssen, sie treibe — wie der »Vorwärts« schrieb — ein genau so gefährliches Spiel wie in Wien, war Berlin, war Wien aus anderen Quellen besser unterrichtet. Die Machthaber nahmen die ernsten Worte der proletarischen Redakteure nicht ernst, sondern für Phrasen, die Demonstrationen für schöne Gesten, zu denen die Partei verpflichtet war. Nie kann der Satz in dem Bericht des Grafen Lerchenfeld vom 31. Juli 1914 ausgelöscht werden, wie eine ewige Wunde müßte er, wird er immer den Parteikörper an seine Sünden gemahnen: »Die Sozialdemokraten haben für den Frieden pflichtmäßig demonstriert, halten sich jetzt aber ganz still.« Dies der Eindruck der Herren in der Berliner Wilhelm- und Voßstraße: am 31. Juli 1914!

Und nicht genug. Während die sozialdemokratische Presse wenigstens mit Worten protestierte, drohte, warnte, schrie, hetzte, d. h. aufzuklären suchte, hatte ein sozialdemokratischer Führer,

Mitglied des Parlaments, dem Reichskanzler versichert, daß »an Aufruhr oder Generalstreik in der Sozialdemokratischen Partei von niemand gedacht werde«.

Zwar log er. Gedacht wurde schon daran. Rosa Luxemburg, Franz Mehring, Klara Zetkin waren schon jemand. Dennoch durfte er nicht nur für sich, sondern für die Mehrzahl seiner Kollegen die Versicherung abgeben.

Und mit Hilfe der gewaltigen Führer einer Viermillionenpartei sollten die Herren der Berliner Regierung das gefährliche Spiel nicht wagen? Der Generalstab drängte. Der philosophische und mit Kantscher Ethik ernsthaft ringende Kanzler schwankte, weinte, wurde schon gehöhnt: wegen seiner Schwäche. Wir brauchen einen Bismarck. Im Generalstab saß Moltke. Aber auch nicht der richtige. Nach Auffassung der schneidigen Generalstabsoffiziere, die endlich einmal Gelegenheit haben wollten, ihr Metier auszuüben. »Ran an den Feind!« — »Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner.« Kampf um die Weltherrschaft. England muß dran glauben. Der Zeitpunkt ist günstiger denn je. Deutschlands Mission: die Hegemonie in Europa, in der Welt zu erobern.

## VIII.

Alle diese Parolen waren unermüdlich vorbereitet worden von einem Verbande, dessen Tätigkeit, dessen Mitglieder von der bürgerlichen Presse bis zum Kriege verspottet oder verlacht, von der sozialdemokratischen Presse nicht ernst genug genommen wurden. Ich habe unter dem Drucke der Zensur im Juli 1915 (Forum, 2. Jahr, Heft 4) versucht, diese tüchtigen Männer des »Alldeutschen Verbandes« als die Propheten des Weltkrieges zu kennzeichnen. Sie spielten lange vor 1914 den Auftakt.

Am selben Tage, als Herr v. Schoen seinen berühmtgewordenen Bericht dem Grafen Hertling schickte, am 18. Juli 1914, ist in einem Leitartikel des Bundesorgans des Alldeutschen Verbandes, den »Alldeutschen Blättern«, das Folgende über Frankreich zu lesen: »Die Nation glaubt nach vierzig Jahren endlich das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen und erträgt in der sicheren Hoffnung auf baldige Entspannung das äußerste. Die Entscheidung muß schnell kommen, in den Jahren 1915 oder 1916 sollen die Würfel über das Schicksal Europas fallen.«

Am 4. Juli 1914, nach der Ermordung des österreichischen Thronfolgers, brachte das Bundesorgan einen Aufsatz unter dem Titel: »O du mein Österreich!« Hier finden wir bereits diese Sätze:

> In diesem Toten war Wille, und das mußte ihn erst recht zum Schicksalsmenschen machen, nachdem sein Vaterland, sein zukünftiges Reich, durch den Willensmangel Franz Josefs aus Rand und Band gebracht worden ist. Dieser Wille fehlt jetzt dem Habsburger Staate: wird ein anderer ihn ersetzen? Wer den Dingen auf den Grund geht, wird finden, daß seit Bismarcks Entlassung, vielleicht sogar seit dem Tage von Versailles kein wichtigeres Ereignis eingetreten ist, als Franz Ferdinands vorzeitiger Tod.

Vierzehn Tage nach Kriegsausbruch werden die folgenden »Alldeutschen Feststellungen zur Zeitgeschichte« gemacht: »Weite Kreise des deutschen Bürgertums nennen uns seit langem des Gewissen des deutschen Volkes: wir haben diesen Ehrennamen entgegengenommen, nun liegt uns ob, zu erweisen, ob wir uns seiner wert und würdig waren.

Dürfen wir Alldeutschen sagen, daß wir die Vorzeichen des furchtbaren Sturmes aus Ost und West, der jetzt heranbraust, rechtzeitig spürten?

Haben wir, wenn das geschah, rechtzeitig unsere Stimme erhoben zur Warnung unseres Volkes?

Haben wir unser Warnen laut, klar und stetig genug fortgesetzt, ohne müde zu werden?«

Und nun folgen die Belege. Und da ist zu sagen, diese Alldeutschen haben wahrlich »die Vorzeichen des furchtbaren Sturmes recht zeitig« gespürt. Und ohne müde zu werden, haben sie ihre Stimmen erhoben: »laut, klar und stetig genug.«

In diesem Rückblick auf ihre Tätigkeit äußern sie: »Was wir fanden, sei hiermit offen ausgebreitet vor Freunden und Feinden, vor Gesinnungsgenossen und Gegnern:« Und in der Tat ist das, was sie fanden, wert, festgehalten zu werden.

Beachtenswert jedoch bleibt die alldeutsche Formulierung, die bis auf die Nibelungentreue sofort nach Kriegsausbruch — man entsinne sich der ersten Kriegsmonate — von der Mehrzahl aller Schreiber übernommen wurde. Man beschimpfte die Alldeutschen, aber ab 2. August bestahl man sie. Die Kriegsterminologie selbst liberaler oder sozialdemokratischer Zeitungen wurde unbedenklich dem Sprachschatz der Alldeutschen Blätter entnommen.

Alles, was in den Alldeutschen Blättern seit Jahren über die Machenschaften unserer Feinde, über ihre geheimen Verträge zu lesen war, bekamen wir jetzt aufgewärmt vorgesetzt. Jeder Bürger erzählte es mit hochgezogenen Augenbrauen. Die Zusammenkunft in Baltischport? Abgekartete Sache! Um

uns, dumme Deutsche, in Sicherheit zu wiegen. Die neue russische Ostseeflotte? Warum wurde ihr Bau so beschleunigt? Weil England es wünschte. Serbiens Großmachtambitionen? Nur Rußland allein steckte dahinter. Deshalb ermutigte Rußland Serbien, mietete und schützte es Meuchelmörder. Rußland wartete nur auf die Gelegenheit, im Bunde mit England und Frankreich über uns herzufallen . . .

Die Alldeutschen Blätter prüften sich auf Herz und Nieren, ob sie jemals den Friedensschalmeien auch nur flüchtig getraut hätten. Niemals. Sie wußten, daß die große Auseinandersetzung einmal kommen, daß sie uns aufgezwungen werden wird. Der Verbandsvorsitzende, Rechtsanwalt Claß, hielt am 1. Dezember 1912 in Braunschweig eine Rede, in der er bereits hellseherisch die Konstellation von 1914 vorwegnahm:

»Es sei ein schlechter Gewinn, jetzt vielleicht den Krieg zu vermeiden um ihn wer weiß wie bald unter ungünstigeren Verhältnissen aufgedrungen zu bekommen, der moralische Eindruck des verminderten Ansehens dürfe nicht unbeachtet bleiben.«

Der Vorstand des Alldeutschen Verbandes verschloß sich dem eindringlichen Mahnruf seines Vorsitzenden nicht. Er nahm einstimmig als Ziel und Leitsatz der Verbandspolitik folgende Resolution an:

»Die politischen Ereignisse der letzten Wochen haben den schweren Ernst der Lage des gesamten Deutschtums in Mitteleuropa enthüllt und klar gemacht, daß ihm der Kampf um sein Dasein nicht erspart bleiben wird . . . Von dieser Überzeugung ausgehend, ist der Gesamtvorstand des Alldeutschen Verbandes der Ansicht, daß das Deutsche Reich die Schwächung oder gar Niederwerfung Österreich-Ungarns nicht zulassen darf, er erblickt in dem serbischen Vorstoße gegen die Donau-Monarchie den ersten Schritt zu einem umfassenden Angriff des Slaventums gegen das Deutschtum und beurteilt die Frage des Strebens nach einem Hafen an der Adria unter diesem Gesichtspunkte.«

Mit gerechtem Stolze dürfen die Alldeutschen Blätter vom 15. August 1914 dazu bemerken: »Was in dieser Entschließung des Jahres 1912 gesagt ist — es ist im Jahre 1914 eingetroffen, Wort für Wort.«

Weiter. Auf einer Vorstandssitzung in München am 20. April 1913 faßte derselbe Verbandsvorsitzende die alldeutsche Anschauung von der politischen Lage Europas dahin zusammen: »Nach allem, was zuverlässige Gewährsmänner uns berichten, sind wir der Überzeugung, daß die Auseinandersetzung zwischen Rußland und uns in allernächster Zeit stattfinden werde, sei es nun im Zusammenhang mit dem russisch-österreichischen Gegensatz, sei es im Wege eines unmittelbaren Zusammenstoßes.«

## IX.

Ich kann leider nicht alle Kostbarkeiten, die ich damals sammelte, hier aneinanderreihen. Raum fehlt. Obschon jede Perle in ihrer ursprünglichen Fassung sehenswert blieb. Ich muß mich begnügen, hier nur noch zwei Stellen anzuführen, die verraten, wie der Geist dieses nationalen Vereins die deutsche Diplomatie immer heftiger infizierte, wie die Weltanschauung dieser draufgängerischen Imperialisten mehr und mehr das von ihnen unablässig gehöhnte Auswärtige Amt eroberte, bis nicht mehr Herr v. Bethmann Hollweg, sondern der im Geiste des Alldeutschen Verbandes wirkende Generalstab die Politik in den entscheidenden Tagen bestimmte.

Am 19. April 1914 bereits stellte auf einer Vorstandssitzung in Stuttgart der zweite Vorsitzende, der Admiral Breusing, in seinem Bericht über die auswärtige Lage das Folgende fest:

»Die militärischen Maßnahmen an der deutschen und österreichischen Grenze sind geradezu bedrohlich, mobile Truppenmassen stehen unmittelbar vor unseren Toren. Man tut verwundert über diese Vorgänge — war man doch Rußlands nach Baltischport und Potsdam so sicher, daß man sich keiner unfreundlichen Handlung dieses Nachbarn versah. Unsere Freunde wissen, daß wir immer behauptet haben, unsere Diplomatie habe sich von den Russen täuschen lassen, und daß wir die gefährliche Irreführung unserer öffentlichen Meinung bekämpft haben. Heute kann es nur die eine Ansicht geben: An Englands Stelle hat Rußland die vorderste Kampfreihe gegen uns bezogen und Frankreich steht ihm ebenso bedingungslos zur Verfügung, wie es vorher England gefolgt ist.

Uns genügt die drohende Haltung Rußlands, seine militärischen Maßnahmen, sein unbedingtes Einverständnis mit Frankreich und dessen Kriegslust und Kriegsbereitschaft. So liegen die Dinge politisch — das Militärische wird von dem folgenden Berichterstatter noch besonders hervorgehoben werden. Wir sind seit langem der Überzeugung, daß die unnatürlichen Zustände in Europa, der Wille unserer Gegner, uns auszuschalten von jeder größeren weltpolitischen Betätigung — daß dies zu kriegerischen Auseinandersetzungen führen muß, daß es sich für uns längst nicht mehr ums Biegen handelt, sondern ums Brechen.«

Am 24. Oktober 1914 liefern die »Alldeutschen Blätter« äußerst fesselnde »Beiträge zur Vorgeschichte des Krieges«:

Wenn die vom Alldeutschen Verbande verfolgte Politik, wenn seine unablässigen Warnungen vor den Angriffsabsichten des Dreiverbandes

und seine stete Mahnung zum Ausbau unserer militärischen Machtmittel jemals einer Rechtfertigung bedurft hätten, so wäre sie durch den Ausbruch des Weltkrieges als gegeben zu betrachten. Das Ereignis, auf dessen naturnotwendiges Eintreten wir seit langen Jahren mit wachsender Bestimmtheit hingewiesen haben, dessen Zeitpunkt von den uns nahestehenden Offizieren fast mit mathematischer Sicherheit berechnet wurde, — es ist gekommen wie der Dieb in der Nacht.

Dies ist der Punkt, der geometrische Ort, wohin wir zum Ausbruch des ersten Weltkrieges zurückkehren müssen. Der Alldeutsche Verband rühmt sich, auf das naturnotwendige Eintreten des Weltkrieges seit langen Jahren mit wachsender Bestimmtheit hingewiesen zu haben. Den Zeitpunkt seines Ausbruchs hatten die ihm nahestehenden Offiziere fast mit mathematischer Sicherheit berechnet.

Was brauchen wir da noch Verteidigungen der deutschen Regierung? Die schlapp und ahnungslos genug war, sich überraschen zu lassen? Was soll das Gerede von der Lokalisierung? Wozu strengt sich ein Demokrat wie der Vorstand des Münchener Stadtarchivs, Herr Pius Dirr, durch Veröffentlichung von Dokumenten der Diplomaten an, um nachzuweisen, wie friedliebend sie waren. Dankenswert bleibt seine Arbeit. Wir warten, daß sich ein naher Fraktionsgenosse des Herrn Dirr ebenso anstrengt, daß der Reichswehrminister Herr Dr. Geßler die Akten des deutschen Generalstabs endlich veröffentlicht. Falls er's noch kann. Falls sie noch nicht den Feuertod gestorben sind.

Aber dieser Demokrat wird sich hüten, das zu tun, was der andere Demokrat tat.

Dem Alldeutschen Verbande gehörten oder gehören offen Männer an wie der General von Keim, der Generalleutnant von Liebert, Admiral z. D. Breusing, Mannesmann-Röhrenwerke, Kirdorf, Stinnes, Thyssen, alle Panzerplatten- und Pulverfabrikanten, — Oberbürgermeister, Generalsuperintendenten, Großgrundbesitzer, Chefredakteure, Geheimräte, Reichstagsabgeordnete, Landgerichtsdirektoren, Großindustrielle, Reeder, Universitätsprofessoren, also eine Schicht hochstehender Intellektueller, die im Gegensatz zu den bürgerlich-liberalen genau wissen, was sie wollen.

X

Zu wetten, eins gegen hundert, daß 90% aller hohen Offiziere dem Verbande als Mitglieder angehörten oder mit seinen Bestrebungen und Zielen sympathisierten.

Zahllose Tochtergesellschaften hat er während des Krieges gezeugt, unter denen die wichtigsten: die Deutsche Vaterlandspartei mit Tirpitz an der Spitze und der famose in München stationierte »Verein zur raschen Niederkämpfung Englands.«

Die Kriegsziele des Alldeutschen Verbandes übernahm sofort bei Kriegsausbruch der preußische Generalstab und mit ihm Ludendorff, der zweifellos ein Ehrenmitglied des Verbandes ist oder zu sein verdient. Daß nicht Bethmann, sondern die oberste Heeresleitung die Kriegführung und die Kriegsdauer, die Kriegsmethoden und die Kriegsziele bestimmte, braucht selbst halbwegs wachgebliebenen Demokraten-Hirnen nicht noch bewiesen zu werden. Der demokratische Reichswehrminister also hat endlich eine Aufgabe, seine Demokratie und seinen Pacifismus zu betätigen. Sein ihm unterstellter Vorgesetzter, der General v. Seeckt (ein klügerer, weil schweigsamerer Ludendorff), wird ihm dabei schon helfen. Daß die deutschen Diplomaten unschuldig am Kriege waren, ist bereits erwiesen. Daß der deutsche Generalstab, wenn denkbar, noch unschuldiger war, braucht nicht mehr erwiesen zu werden, denn er hat sich — wie jedes Kind weiß — um Politik nie gekümmert.

Schon wollen die deutschnationalen Fraktionen des Reichstags (Helfferich und Stinnes) — auf Grund des Münchener Prozesses gegen den Schurken Eisner — den Vertrag von Versailles aufrollen. So beginnt der Feldzug. Der Demokrat Dirr im Bunde mit dem Alldeutschen Coßmann widerlegt die durch die Entente und Ententisten genährte bösartige, kaum ausrodbare Legende von der Schuld. Nicht ohne Mut. Aber doch ein wenig unvorsichtig. Hochspannung! Wie, wenn die ruchlosen und in ihrer Brutalität oft raffinierten Entente-Staatsmänner die Publikation der Akten des Generalstabs forderten? Wenn sie im Weigerungsfalle Repressalien androhten? — Dann wird der Demokrat Geßler, Parteifreund Walter Rathenaus und Theodor Wolffs, die

Generalstabsakten zusammen mit dem Grafen Reventlow, dem Freunde Coßmanns, herausgeben, und wir werden uns dann nicht mehr mit dem Nachweis begnügen, daß die deutschen Machthaber den Krieg nicht gewollt haben, wir werden — so gereizt — endlich den dokumentarischen Beweis erbringen, daß wir im Felde unbesiegt geblieben sind. Das ist die nächste Losung, die sich schon in Titeln voreiliger Broschürenschreiber ankündigte. Gab es je eine Schlacht an der Marne? Oder gar eine Niederlage? Mag sein, daß der französische Generalstab Ähnliches behauptete! Mag sein, daß infolge der skrupellosen und übermächtigen Ententepropaganda, der unsere schlicht-ehrlichen Kriegspressequartiere natürlich unterlegen waren (trotz dem Obersten Nicolai, dem Viktor Schiff und Stössinger), — daß die ganze Welt, mit Ausnahme Deutschlands, daran glaubte. Wir haben die Veröffentlichung der Akten nicht zu fürchten. Wir werden den urkundlichen Beweis erbringen, daß es eine Schlacht an der Marne überhaupt nicht gab, daß wir also auch nicht besiegt werden konnten. Sind wir je geschlagen worden? Sind wir je geflohen? Strategische Rückzüge, die im Grunde Siege bedeuteten, sind Ludendorffs Genie zuweilen geglückt. Kleine Schlappen, aber kein Zurückweichen, keine Niederlage gab es in dem Siegeslauf der deutschen Armee — viereinviertel Jahre lang, bis zum Oktober 1918, da kam der Dolchstoß von hinten.

Mit dieser Wunde im Rücken fiel Wilhelms ruhmreiches Heer. Schuld der deutschen Arbeiter allein, die nicht mehr kämpfen wollten, daß uns der Sieg entrissen wurde. Er war zum Greifen nahe. Liebknecht und die Seinen hatten gewühlt, Eisner die Münchener Krupparbeiter schon im Januar 1918 gegen das mit Sozialdemokraten verabredete vaterländische Hilfsdienstgesetz mobilisiert und zum Streiken aufgehetzt. Sie haben ihren Lohn dahin.

Auferstehen wird das Volk, wenn es seine falschen Freunde, die demagogischen Arbeiterführer, davonjagt, und wieder wie einst im Mai — in der großen Zeit — uns folgt, uns Unschuldigen und Unbesiegten! Wir sind bereit. Reichswehr verhält sich still. Absichtlich. Noch vorhandene dünne Revolutionsnebel sinken. Bayrische Löwen mit uns. Sieg heißt das Losungs-

wort. Wir kehren zurück und alles, selbst der dicke Fritz auf Wilhelms Thron, wie republikanische Beamte ihn titulieren: S. M. S. (Seine Majestät Sattlermeister) ist Euch verziehen.

• • •

Ein amtliches Dokument, das der Archivarius Dirr mitzuteilen vergessen hat, beschließe den Reigen der Beweise für die Unschuld und Aufrichtigkeit der deutschen Diplomatie von 1914.

SCHREIBEN DES BAYRISCHEN GESANDTEN IN BERLIN, GRAFEN LERCHENFELD, AN DEN BAYRISCHEN MINISTERPRÄSIDENTEN, GRAFEN HERTLING

Berlin, 9. Dezember 1914.

Hochverehrter Freund!

Das französische Gelbbuch liegt hier noch nicht vor. Die Zeitungen haben aber bereits Auszüge gebracht. Der »Matin« erwähnte eine Unterredung zwischen Ew. Exzellenz und dem französischen Geschäftsträger Allizé, die auch in deutschen Zeitungen behandelt wird. Nach dem »Matin«-Auszug hatten Ew. Exzellenz Herrn Allizé gesagt, daß Ihnen das österreichische Ultimatum bekannt sei. Nach dem »Berliner Tageblatt« hatten Ihre Mitteilungen gelautet, daß das Ultimatum Ihnen in seinen Hauptzügen bekannt sei und daß Sie die Lage für ernst hielten. Ich lege die erwähnten Ausschnitte samt einem Ausschnitt aus den »Times« in der Anlage bei.

Heute hat Graf Wedel auf die Note bemerkt, daß diese Zeitungsmeldungen hier großes Aufsehen erregt hätten. Das Auswärtige Amt habe allen Staaten und der Öffentlichkeit gegenüber immer daran festgehalten, daß ihm das österreichische Ultimatum vor seiner Überreichung in Belgrad nicht bekannt gewesen sei. Dieses Gebäude, das für die Stellung des Reiches dem jetzigen Feinde gegenüber wichtig sei, würde durch die Äußerung Ew. Exzellenz an Herrn Allizé, wenn sie unwiderlegt bleibt, umgestürzt.

Ich habe Graf Wedel erwidert, daß Ew. Exzellenz das Ultimatum sicherlich nicht gekannt hätten. Wenn die Unterredung mit Herrn Allizé überhaupt stattgefunden hätte, was ich nicht weiß, so würde Ew. Exzellenz diesem gewiß nur gesagt haben, daß Österreich, wie die Dinge liegen, ernste Garantien von Serbien verlangen müsse, und daß hiernach die Lage ernst sei.

Nun ist mir aus den Akten bekannt, daß Ew. Exzellenz durch den Bericht des damaligen Geschäftsträgers, Herrn v. Schön, vom 18. Juli laufenden Jahres Nr. 386 den wesentlichen Inhalt der österreichischen Ultimatumsnote ersehen hätten. Schön hat aber in seinem Bericht darauf hingewiesen, daß

Deutschland behaupten werde, es sei von der österreichischen Aktion ebenso überrascht worden wie alle anderen Mächte. Dabei muß es selbstverständlich bleiben, und es muß daher auf alle Fälle bestritten werden, daß Ew. Exzellenz den Inhalt des Ultimatums vor seiner Überreichung gekannt haben. Denn, wie der »Matin« sagt, kann nicht angenommen werden, daß das, was man in München wußte, nicht in Berlin bekannt gewesen wäre.

Ich erwarte nun den Befehl, was ich dem Graf Wedel auf seine Anfrage antworten soll.

Dem Auslande gegenüber muß, wie schon gesagt, auf alle Fälle alles bestritten werden. Was die Stellung gegenüber dem hiesigen Auswärtigen Amt betrifft, so dürfte hier in Betracht kommen, daß die österreichische Note in Belgrad am 23. Juli, also am selben Tage in Belgrad übergeben worden ist, an dem die angebliche Unterredung Ew. Exzellenz mit Herrn Allizé stattgefunden haben soll. Ferner, daß schon vorher einiges aus der Note am Tage vor dem 23. in der Presse durchgesickert war. (»Münchener Neueste Nachrichten« vom 22. Juli: »Vor einer neuen Krise.«) Es wird in diesem Artikel von der Unterdrückung der verbrecherischen Propaganda in Serbien gesprochen. Die Lage war also ernst und es muß verständlich sein, wenn Ew. Exzellenz den französischen Geschäftsträger darauf aufmerksam gemacht haben. Es ist endlich auch möglich, daß Unterstaatssekretär Zimmermann sich der Unterredung mit Schön (18. Juli) nicht mehr erinnert und daß man den Bericht Schöns vom gleichen Tage ignoriert. Aber darauf ist kein Verlaß. Es scheint mir deshalb nicht zu empfehlen, dem Auswärtigen Amt jede Kenntnis der österreichischen Note in Abrede zu stellen, aber ebensowenig notwendig, des Berichtes Schöns Erwähnung zu tun, wenn nicht danach gefragt wird.

Aber Ew. Exzellenz werden dies alles am besten selbst ermessen und ich bitte, meine Vorschläge nur meiner guten Absicht anzurechnen, die Sache glatt aus der Welt geschafft zu sehen.

Noch eines möchte ich bemerken: Es wird wohl darauf hinauslaufen, daß eine Richtigstellung in der »Bayerischen Landeszeitung« erscheint. Vielleicht senden mir Ew. Exzellenz gleich mit der Antwort auf diesen Brief einen Entwurf einer Erklärung, den ich im Auswärtigen Amt zur Sprache bringen kann.

In treuer Ergebung

Ew. Exzellenz treu ergebener
Graf Lerchenfeld.

Das Schriftstück des edlen Greises beweist: Wir hatten 1914 lauter Talleyrands.

# GUSTAV LANDAUER
## † 2. MAI 1919
### (ZUM DRITTEN JAHRESTAG SEINER ERMORDUNG DURCH NOSKES WEISSE GARDEN)

Gustav Landauer, der 25 Jahre lang in einer öffentlichen Sphäre wirkte, die den Politikern und jedem, der sehen wollte, sichtbar sein konnte, blieb dennoch bis zur Revolution ein Unbekannter. Man munkelte, sprach aber nicht gern von ihm. In der Geschichte der sozialistischen Bewegung Deutschlands spielte er dieselbe — man möchte sagen — anonyme Rolle. In den achtziger Jahren gehörte er noch der Sozialdemokratie an und bildete mit Gumplowitsch (Sohn), Kampfmayer u. a. den extremsten linken Flügel der Partei. Er redigierte damals den Berliner »Sozialist«, schrieb in seinem Geist (nicht in dem der andern), schrieb daher zu eigen, zu frei, und man nahm ihm den »Sozialist« aus der Hand. Landauer wurde auch aus der Partei ausgestoßen. August Bebel sprach damals von Gustav Landauer und seinen Freunden als von »Hunden auf den Fersen des Proletariats«. Landauer schloß sich damals den Anarchisten an. 1908 gründete er den neuen »Sozialist«, den er als sein eigenes, keiner Partei dienstbares Organ bis 1915 fortführte. Von dem Geist, in dem dieses Blatt geschrieben war, gibt ein Band gesammelter Aufsätze aus den Jahren 1900 bis 1915 einen vorzüglichen Begriff*). Als Schriftsteller hatte sich Landauer in dem engeren Kreis der deutschen Intelligenz durch seine Schriften »Skepsis und Mystik«, »Die Revolution«, »Aufruf zum Sozialismus« (erste Ausgabe vom Jahre 1911), durch seinen »Meister Eckhardt« (eine Neuübersetzung), sowie durch seine Übersetzungen Kropotkinscher Schriften (»Geschichte der französischen Revolution«, »Gegenseitige Hilfe«, »Landwirtschaft, Industrie, Handwerk«), ferner durch Übersetzung dichterischer Werke, die er mit seiner Frau, der feinsinnigen Dichterin Hedwig Lachmann, gemeinsam machte, zuletzt durch prachtvolle Walt Whitman-

*) Gustav Landauer, Rechenschaft, Verlag von Paul Cassirer, Berlin, 1917.

Übersetzungen einen Namen gemacht. In den Kriegsjahren beschäftigte er sich mit der Zusammenstellung und Ausarbeitung von Vorträgen, die er über Shakespeare gehalten hatte, dieses sein letztes und literarisch bedeutendstes Buch ist aus seinem Nachlaß unter dem Titel »Shakespeare« in zwei Bänden herausgekommen. Seine in den ersten Revolutionswochen erschienene Sammlung von »Briefen aus der französischen Revolution« hatte er ebenfalls in den Kriegsjahren vorbereitet*). Seine Arbeiten über Hölderlin, Strindberg und andere seiner Lieblinge kommen jetzt, nach und nach gesammelt, ans Licht, ebenso unter dem Titel »Der werdende Mensch«, Arbeiten aus früherer Zeit, die zuerst im »Sozialist« erschienen waren. Aber die gewaltige Arbeitsleistung des Schriftstellers soll ein andermal gewürdigt werden, hier will ich jetzt nur von dem revolutionären Sozialisten Landauer sprechen, an dem viel gesündigt worden ist — durch Schweigen vielleicht mehr als durch Reden.

•

Landauers Weltanschauung war eine idealistische, als Sozialist war er von Pierre Joseph Proudhon, von Pjotr Kropotkin und von Leo Tolstoj beeinflußt. Marx oder vielmehr den Marxismus und die materialistische Geschichtsauffassung bekämpfte er. Der Marxismus war ihm eine Art sozialer Fatalismus, bei dem die ökonomische Mechanik des Lebens die Rolle des Fatums übernimmt. Ein solches Fatum, eine solche Mechanik des Lebens, in der wir nur Rädchen und Schrauben, bestenfalls durch äußere Kraft bewegte Hebel wären, leugnete er.

Für Landauer war Sozialismus »die Willenstendenz geeinter Menschen, mit Hilfe eines Ideals eine neue Wirklichkeit zu schaffen«. Es muß ein Wille sein, und es muß ein Ideal sein, und eine neue Wirklichkeit muß geschaffen werden: mit diesen wenigen Worten ist die ganze Lehre Landauers umschrieben. Der Sozialismus wächst nicht aus dem Kapitalismus heraus, wie Marx gelehrt hatte, er erblüht auch nicht aus dem Kapitalismus, er stellt sich auch nicht als reife Frucht am Baume des Kapitalis-

*) Die beiden zuletzt genannten Werke sind bei Rütten & Loening, Frankfurt a. M., erschienen.

mus ein, sondern Sozialismus stammt und wird geboren aus einem dem Kapitalismus entgegengesetzten Geist der Brüderlichkeit, der erst einmal über uns kommen muß wie ein Pfingstwunder; der Sozialismus ist immer, zu allen Zeiten möglich, wenn wir ihn wollen; und er ist immer, zu allen Zeiten unmöglich, wenn wir ihn nicht schaffen. In seinem Vorwort zur Revolutionsausgabe des »Aufrufs«*) kann Landauer es sich nicht versagen, seine alte Kritik des Marxismus in einer leise spottenden Klage zu wiederholen: »Mit grenzenloser Bitterkeit spreche ich es aus: es zeigt sich, daß ich in allem Wesentlichen Recht hatte mit dem, was ich vor langer Zeit in diesem »Aufruf« und in den Aufsätzen meines »Sozialist« gesagt habe. Eine politische Revolution in Deutschland stand noch aus, nun ist sie gründlich vollbracht, und nur die Unfähigkeit der Revolutionäre beim Aufbau der neuen Wirtschaft vor allem und auch der neuen Freiheit und Selbstbestimmung könnte schuld sein, daß eine Reaktion käme und die Einnistung neuer Gewalten des Privilegs . . . . Der Kapitalismus hat nicht die Entwicklungsfreundlichkeit gehabt, sich langsam und brav in den Sozialismus umzuwandeln; er hat auch nicht das Wunder getan, in seinem platzenden Zusammenbruch den Sozialismus zu gebären. Wie sollte das Prinzip des Schlechten, des Drucks, der Beraubung und der Philisterroutine auch Wunder tun? Der Geist, der in diesen Zeiten, wo der Schlendrian bösartige Pest wird, Rebellion heißen muß, der Geist tut Wunder; er hat sie getan, als er in einer Nacht die Verfassung des Deutschen Reiches änderte und aus einem unantastbar heiligen Staatsgebilde der deutschen Professoren eine Vergangenheitsperiode deutscher Kraut- und Schlotjunker machte. Der Zusammenbruch ist da; Rettung kann nur der Sozialismus bringen, der nun wahrlich nicht als Blüte des Kapitalismus erwachsen ist, sondern als Erbe und verstoßener Sohn vor der Türe steht, hinter der der Leichnam des unnatürlichen Vaters verwest; der Sozialismus, der nicht in einem Höhepunkt des Nationalreichtums und üppiger Wirtschaft als Feiertagsgewand über den schönen Leib der Gesellschaft gezogen werden kann, sondern im Chaos

*) »Aufruf zum Sozialismus« von Gustav Landauer, Revolutionsausgabe, zweite vermehrte und verbesserte Auflage, verlegt bei Paul Cassirer, Berlin, 1919.

fast aus dem Nichts geschaffen werden muß . . .« Landauer hatte freilich recht, wenn er meinte, daß der Geist der Brüderlichkeit, aus dem echter Sozialismus entspringt, den Kapitalismus wahrhaftig nicht zur Voraussetzung habe, aber ob er auch darin recht hatte, den Sozialismus (als künftige Wirtschaftsordnung, nicht bloß als Weltanschauung und psychische Kategorie) als zu jeder Zeit möglich, also auch unabhängig von der voraufgehenden ökonomischen Entwicklung, hinzustellen, das darf füglich bezweifelt werden. Eine sozialistische Ära scheint nicht denkbar ohne eine im Riesenmaßstab zusammengefaßte Wirtschaft, zu der die kapitalistischen Trusts allerdings das äußere Vorbild werden gegeben haben müssen.

Landauers Sozialismus war kein evolutionistischer, sondern ein revolutionärer Sozialismus, mit Proudhon war er der Meinung, daß die Revolution dem Staate ein Ende zu machen bestimmt sei, daß ihre Aufgabe sei, an Stelle der Politik die Soziale, an Stelle des politischen Zentralismus die unmittelbare Verbindung der wirtschaftlichen Interessen der werktätigen Massen, die W i r t s c h a f t s z e n t r a l e zu setzen. »Räumt mit den autoritären Vermittlern auf, schafft die Schmarotzer ab, sorgt für die unmittelbare Verbindung eurer Interessen: dann ist die Gesellschaft, die Erbin des Feudalismus, die Erbin des Staats, geschaffen.« (Proudhon.) Landauer wußte, wie das zu machen sei, er war einer der ersten in Deutschland, der den Gedanken des Rätesystems, den wir den Russen verdanken, freudig übernahm. Das große russische Volk schuf die einzige soziale Form, die eine Ausschaltung der Schädlinge, der gewissenlosen Ausbeuter, der Spekulanten, der Schmarotzer und ebenso ihrer Schutzherren, der feudalen oder bourgeoisen Offizierskaste, der Staatspfründner usw. ermöglicht: das Rätesystem, das eben nichts andres ist als eine unmittelbare Verbindung der Werktätigen unter sich unter Ausschluß aller Ausbeuter und Unterdrücker. Die Abschaffung des politischen Zentralismus und dessen Ersetzung durch einen obersten Wirtschaftsrat ist ja das Ziel des Kommunismus. »Der Staat muß zum Absterben gebracht werden und an die Stelle der Weltpolitik konkurrierender Raubstaaten muß ein internationales Zusammenleben und Zusammenarbeiten wirtschaftlich und sozial

freier Völker treten«, sagt auch der marxistisch gerichtete Sozialismus und Kommunismus. Es versteht sich von selbst, daß dieses Ziel nur auf dem Wege der Weltrevolution erreicht werden kann. Das Mittel hierzu ist die Diktatur des Proletariats, dessen klassische Form das System der Arbeiter-Räte ist.

Landauer selbst war indes kein Freund der »Diktatur des Proletariats«, das bekundete er Ende 1918 in einem Flugblatt, das betitelt ist: »Die vereinigten Republiken Deutschlands und ihre Verfassung,« worin es heißt: »Und wer fürchtet jetzt noch eine Diktatur des Proletariats?« (Er hatte im Vorhergehenden vom Rätewesen gesprochen, wie er es sich dachte.) »Ich würde sie auch, nein, nicht fürchten, sondern hassen und bekämpfen als Pest, wenn sie drohte, sie steht nicht bevor, bevorsteht, früher als irgend jemand ahnt, nicht die Diktatur, sondern die Abschaffung des Proletariats und die Erstehung der neuen Menschengesellschaft.« Meinte nun Landauer die Diktatur des Pöbels oder die Diktatur eines von neronischem Wahnsinn ergriffenen Proletariers à la Noske — wir wissen es nicht, wer die Revolution will, kann die Diktatur der Revolutionäre nicht hassen. Wie sollte denn auch mit den »autoritären Vermittlern«, mit den »Schmarotzern« aufgeräumt werden, wie sollte der schädliche Einfluß der Kapitalisten und Imperialisten, der bürgerlichen Presse usw., die sämtlich an den alten Einrichtungen der Unterdrückung und des Volksbetrugs aufs höchste interessiert sind, ausgeschaltet werden können, wenn das arbeitende, ausgebeutete, entrechtete Volk ihnen im Augenblick des Umsturzes und während der — oft lange dauernden — Revolution im Rat der Menschen Sitz und Stimme einräumen wollte? Und wie sollte denn auch, in Industrieländern, eine soziale Revolution gelingen können, die sich nicht vorwiegend auf die revolutionäre Elite der Arbeiterschaft stützen, die etwa auf die Masse der ewig Indifferenten, Unentschlossenen, Lauen, Rücksicht nehmen wollte? Die große Masse eines Volkes ist wohl nie im eigentlichen Sinne revolutionär, sie ist zumeist passiv, immer ohne Initiative, immer ohne Wissen um die Mittel und Wege einer Verbesserung ihrer Lage, fast immer schwachmütig und voll Wankelsinn. Für diese große, träge, passive, stumm leidende, dumpf-revolutionäre Masse

müssen die vordersten Reihen der intelligentesten, energischesten, zielklarsten Arbeiter denken und handeln. Die schwankenden Elemente folgen den entschiedeneren, die große Masse der Indifferenten schlägt sich auf die Seite derer, die den Sieg davongetragen haben. Siegt der Sozialismus, so sind sie dessen froh, da sie fühlen, daß es ihnen nun nur immer besser gehen kann, siegt die Reaktion, so fügen sie sich ächzend in das jahrhundertelang ertragene bittere Los. Die sozialistische Avantgarde muß dennoch mit der dumpf-revolutionären Masse rechnen, doch nicht so, daß sie von ihr etwa revolutionäre Direktiven erwartete, sondern so, daß sie deren Trägheit, deren entscheidendes Gewicht in den Dienst der neuen Ordnung stellt.

Dies alles wußte auch Landauer, und niemand war mehr damit einverstanden als er. Dies beweist sein Eintritt in die bayrische Räteregierung, die mit einer Diktatur — freilich einer zaghaften, schwachen — gleichbedeutend war. In seiner kurzen Amtstätigkeit als Kommissär für Volksaufklärung scheute er sich denn auch nicht im mindesten, die ihm vom revolutionären Soldatenrat übertragenen diktatorischen Vollmachten auszuüben.

Diktatur ist übrigens ein ebenso weiter Begriff wie Demokratie, und in Revolutionszeiten fallen sie zusammen: die Demokratie wird ganz und gar, was ihr Name besagt: eine Herrschaft des Volkes, was sie aber ohne Beseitigung der Volksbedrücker nicht sein kann. Die Diktatur hinwiederum verliert den Charakter der Willkür und Eigenmächtigkeit, wenn sie im Namen der Revolution auf Grund von Rätebeschlüssen ausgeübt wird.

Könnte man sich des Unterdrückungsapparates, der »Staat« genannt, nicht auch gegen die herrschenden kapitalistischen und imperialistischen Kliquen bedienen? Diese Frage hat sich Landauer wohl nie gestellt oder, wenn er sie sich gestellt hat, für sich verneinend beantwortet. Dies allein unterscheidet Landauer grundsätzlich von den russischen Kommunisten. Landauer konnte sich eine Verwirklichung des Sozialismus nur aus dem »Geist«, nicht aus der »Gewalt« denken. Landauer sah den Hauptfeind der Menschen auch weniger im realen Staat mit seinen entsetzlichen Machtmitteln, als vielmehr in dem Phantom »Staat«, das in der Einbildung eingeschüchterter und gutgläubiger Menschen

als falscher Patriotismus und wahrer Hörigkeitswahn spukt. Diesem Phantom und diesen Phantasmen wollte er zu Leibe rücken, fest darauf vertrauend, daß es nur darauf ankomme, in den Menschen ihr Ursprüngliches zu wecken, um das Leben zu einem guten und freudigen zu machen. Die russischen Kommunisten, die im Grunde dasselbe wollten, was Landauer will, sahen den Hauptfeind nicht in dem Phantom »Staat«, nicht in den künstlichen Schranken«, die der Staat zwischen den Menschen aufrichtet, sondern in den realen Machtmitteln des Staates, und sie zielten nicht darauf ab, diese Machtmittel zu zerstören, sondern bemächtigten sich ihrer, um deren schneidende Schärfe gegen die Erfinder dieser Machtmittel zu wenden und den alten, zähen, noch immer mächtigen Feind mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. L. B.

# GUTE AUSKUNFT

Der Verlag von Eugen **Diederichs** in Jena kündigt im »Börsenblatt für den deutschen Buchhandel« ein Werk über Rußland mit diesen Worten an:

WER SAGT UNS ZUVERLASSIG, WIE ES IN RUSSLAND IN WAHRHEIT AUSSIEHT?

Die Zeitungen berichten je nach ihrem Parteistandpunkt über die russischen Verhältnisse. Die Linksradikalen erblicken ein werdendes Zukunftsparadies, die Rechten erklären, Rußland sei eine Hölle. Die Berichterstatter aller Parteien sehen die Dinge durch eine entsprechend gefärbte Brille. So kam es, daß heute keiner mehr den Zeitungen glaubt und keiner sich in Deutschland die Frage beantworten kann: Ist es mit der Sowjet-Regierung von Heute wirklich so schlimm bestellt, daß an einen Aufbau Rußlands überhaupt nicht zu denken ist? **Haben wir überhaupt noch eine von Rußland kommende Weltrevolution zu fürchten?** . . . «

Und kaum ist die Frage gestellt, da hat der gebildete Mitteleuropäer sie auch schon beantwortet: »Rußland,« sagt Diederichs (Jena), »wendet sich wieder Asien zu, der Traum einer europäischen Weltrevolution ist ausgeträumt« Der kaum noch ängstliche Bürger ist völlig beruhigt und beschließt, mit dem sich wieder Asien zuwendenden Rußland bald wieder nach alter guter europäischer Art Geschäfte zu machen. Weltrevolution? Ausgeträumt und abgesagt. Nur noch Kinderschreck. Diederichs hat vollkommen recht: Weltgeschäfte macht man mit Rußland.

# DIE HUNGERSNOT UNTER DEN WOLGA-DEUTSCHEN

## Dem russischen Volkskommissariat für Gesundheitswesen erstatteter Bericht

## VON DR. M. ZETKIN

*30 Millionen Menschen sterben Hungers. Verhungern buchstäblich. Aufrufe über Aufrufe flehen um Hilfe. Die Arbeiter aller Länder sammeln. Frithjof Nansen stellt sich an die Spitze des Hilfswerks. Er wirbt und wirkt unermüdlich. Großes wurde geleistet. Alles zu wenig, nicht genügend, bleibt Stückwerk.*

*So große Not fragt nicht, ob der Spender Freund oder Feind der Bolschewiki ist. Abgestumpft gegen alle Aufrufe hat sich das deutsche Bürgertum bisher sehr kühl in seiner oft betonten Menschenliebe benommen. Die Bourgeoisie Amerikas, Frankreichs, Englands, Spaniens, Skandinaviens gab schneller und mehr. So bringt — um nur ein Beispiel zu nennen — die größte bürgerliche Zeitung Spaniens „El Sol" regelmäßig auf der ersten Seite einen großen Artikel über Rußland mit dem Motto darüber: „15 Pesetas können ein Leben retten!" — Anzuerkennen ist die Haltung der „Frankfurter Zeitung", und auch das „Berliner Tageblatt" regte sich, allerdings noch schüchtern. Wo aber bleiben die anderen großen Kulturorgane?*

*Wie unermeßlich, wie erschreckend die Not ist, kann eindringlicher als alle Aufrufe dieser sachliche Bericht eines jungen Arztes zeigen, der aus Liebe zu den russischen Arbeitern und Bauern ins Hungergebiet reiste. Der Sohn Klara Zetkins gibt seine Eindrücke, Beobachtungen und Erlebnisse als Mensch und Arzt wie ein Chronist, dem Objektivität das Höchste ist, ohne zu schwarz oder zu rosa zu färben. Das Tatsächliche, das er berichtet, erschüttert. Und ruft auf alle Menschen, die noch fühlenden Herzens sind, zum Kampf gegen die Qualen und Leiden der Hungernden.*

### I.

Im Auftrage des Volkskommissariats für Gesundheitswesen besuchte ich in der Zeit vom 22. November bis 2. Dezember 1921 das Unabhängige Deutsche Gebiet an der Wolga*). Die Bevölkerung — insbesondere auf den Dörfern — war dem V. f. G. dafür dankbar, daß es sich um sie kümmerte und daß es gerade einen Vertreter geschickt hatte, der die Muttersprache der Bewohner sprach. Dazu kam, daß ich vom V. f. G. der dortigen Abteilung für Gesundheitswesen über 300 Pud an Produkten mitbrachte, so daß ich nicht mit ganz leeren Händen erschien.

Nach allem, was ich bisher gehört und gelesen hatte, war mein allgemeiner Eindruck der: Es ist besser geworden. Das Elend ist geringer und es tritt nicht mehr so hervor. Dafür gibt es eine Reihe von Ursachen: Die Ernte war zwar sehr schlecht, aber dennoch — ein weniges hat sie geliefert. Die, denen es am schlechtesten ging, sind ausgewandert oder gestorben. Mit dem Schluß der Flußfahrt hat auch der Andrang großer Volksmengen an den Landestellen aufgehört. Vielleicht unter der Einwirkung

*) Genau gesehen habe ich Marxstadt, dann Fischer, Kano, Krasny Jar, Paulskoje, Philippsfeld.

dieser Umstände und des folgenden haben die Seuchen nachgelassen. Schließlich hat sich immer mehr die Hilfe von außen und die Organisation im Innern geltend gemacht. Es sind Kartoffeln geliefert worden, die Kinderküchen, die Komitees zur gegenseitigen Hilfe haben angefangen zu arbeiten, die Abt. f. G. hat sich aufgerafft und schafft Ordnung.

Jetzt sieht man nicht mehr die Scharen verzweifelnder, hungernder Menschen, nicht mehr an den Landestellen ganze Haufen verwesender Leichen, nicht mehr in den Straßen von Marxstadt die wilden Rudel verwaister Kinder. Stirbt jetzt ein Hungernder auf offener Straße, was leider immer noch vorkommt, so wird die Leiche baldigst hinweggebracht*). Findet sich ein verlassenes hungerndes Kind, so wird es versorgt. Freilich, schon diese einfachen Maßnahmen erfordern von den verantwortlichen Arbeitern einen ganz unverhältnismäßigen Aufwand an Energie.

Alles in allem: Es herrscht Ordnung. Nur die vielen Häuser mit den vernagelten Fenstern, die offenbar von ihren Bewohnern verlassen sind, die zahlreichen Spuren eben abgerissener Häuser, ab und zu die langen Züge der Kinder, die vor den Küchen anstehen, hie und da ein Bettler, sie verraten, daß hier der Hunger herrscht*).

II.

Daß es in dieser Kornkammer Rußlands zu einer solchen Hungersnot gekommen ist, daran sind eine Reihe von Ursachen schuld. Unter den Einwirkungen des Krieges und des Bürgerkrieges ist der Bodenertrag überhaupt herabgesunken, wurde die Landfläche immer mehr verkleinert. Trockenheit verursachte schon 1920 eine Mißernte. Wenig geschickte Verwaltungsmaßnahmen zu Beginn des heurigen Jahres, ein Bauernaufstand im März, das Bandenunwesen — das alles brachte den geringen Lebensmittelbestand aufs äußerste herunter. Wir sehen daher die ersten Todesfälle an Hunger schon im Februar 1921. Und nun kam, alle anderen Ursachen an Wucht bei weitem überragend, die fürchterliche, unbarmherzige Dürre des Frühjahrs und Sommers 1921. Damit war das Schicksal der Bevölkerung besiegelt. Nur noch Hilfe von außen verheißt Rettung.

III.

Das deutsche Gebiet hatte am 20. August 1920 eine Bevölkerung von 454 811 Menschen, die zu 97,7 % deutsch waren. An Land sind vorhanden etwa 1 336 368 Desjatinen, davon sind brauchbar 1 028 775 Desjatinen. Wald gibt es so gut wie keinen. Auf eine Seele kommen 2,2 Desjatinen brauchbares Land, auf 1 qkm 30,6 Menschen.

Ich gebe in folgender Tabelle eine Übersicht über die Anbauflächen der letzten Jahre. (Flächen in Desjatinen.)

*) In den Dörfern, die weit ab vom Verkehr liegen und die ich wegen Mangel an Fahrgelegenheit nicht besuchen konnte, sieht es wohl noch schlechter aus. Aber auch dort ist es nach den Berichten besser geworden. Das wahre Blend erkennt man erst, wenn man planmäßig die Häuser besucht.

# DIE HUNGERSNOT UNTER DEN WOLGA-DEUTSCHEN

**Dem russischen Volkskommissariat für Gesundheitswesen erstatteter Bericht**

## VON DR. M. ZETKIN

*30 Millionen Menschen sterben Hungers. Verhungern buchstäblich. Aufrufe über Aufrufe flehen um Hilfe. Die Arbeiter aller Länder sammeln. Frithjof Nansen stellt sich an die Spitze des Hilfswerks. Er wirbt und wirkt unermüdlich. Großes wurde geleistet. Alles zu wenig, nicht genügend, bleibt Stückwerk.*

*So große Not fragt nicht, ob der Spender Freund oder Feind der Bolschewiki ist. Abgestumpft gegen alle Aufrufe hat sich das deutsche Bürgertum bisher sehr kühl in seiner oft betonten Menschenliebe benommen. Die Bourgeoisie Amerikas, Frankreichs, Englands, Spaniens, Skandinaviens gab schneller und mehr. So bringt — um nur ein Beispiel zu nennen — die größte bürgerliche Zeitung Spaniens „El Sol" regelmäßig auf der ersten Seite einen großen Artikel über Rußland mit dem Motto darüber: „15 Pesetas können ein Leben retten!" — Anzuerkennen ist die Haltung der „Frankfurter Zeitung", und auch das „Berliner Tageblatt" regte sich, allerdings noch schüchtern. Wo aber bleiben die anderen großen Kulturorgane?*

*Wie unermeßlich, wie erschreckend die Not ist, kann eindringlicher als alle Aufrufe dieser sachliche Bericht eines jungen Arztes zeigen, der aus Liebe zu den russischen Arbeitern und Bauern ins Hungergebiet reiste. Der Sohn Klara Zetkins gibt seine Eindrücke, Beobachtungen und Erlebnisse als Mensch und Arzt wie ein Chronist, dem Objektivität das Höchste ist, ohne zu schwarz oder zu rosa zu färben. Das Tatsächliche, das er berichtet, erschüttert. Und ruft auf alle Menschen, die noch fühlenden Herzens sind, zum Kampf gegen die Qualen und Leiden der Hungernden.*

### I.

Im Auftrage des Volkskommissariats für Gesundheitswesen besuchte ich in der Zeit vom 22. November bis 2. Dezember 1921 das Unabhängige Deutsche Gebiet an der Wolga*). Die Bevölkerung — insbesondere auf den Dörfern — war dem V. f. G. dafür dankbar, daß es sich um sie kümmerte und daß es gerade einen Vertreter geschickt hatte, der die Muttersprache der Bewohner sprach. Dazu kam, daß ich vom V. f. G. der dortigen Abteilung für Gesundheitswesen über 300 Pud an Produkten mitbrachte, so daß ich nicht mit ganz leeren Händen erschien.

Nach allem, was ich bisher gehört und gelesen hatte, war mein allgemeiner Eindruck der: Es ist besser geworden. Das Elend ist geringer und es tritt nicht mehr so hervor. Dafür gibt es eine Reihe von Ursachen: Die Ernte war zwar sehr schlecht, aber dennoch — ein weniges hat sie geliefert. Die, denen es am schlechtesten ging, sind ausgewandert oder gestorben. Mit dem Schluß der Flußfahrt hat auch der Andrang großer Volksmengen an den Landestellen aufgehört. Vielleicht unter der Einwirkung

*) Genau gesehen habe ich Marxstadt, dann Fischer, Kano, Krasny Jar, Paulskoje, Philippsfeld.

dieser Umstände und des folgenden haben die Seuchen nachgelassen. Schließlich hat sich immer mehr die Hilfe von außen und die Organisation im Innern geltend gemacht. Es sind Kartoffeln geliefert worden, die Kinderküchen, die Komitees zur gegenseitigen Hilfe haben angefangen zu arbeiten, die Abt. f. G. hat sich aufgerafft und schafft Ordnung.

Jetzt sieht man nicht mehr die Scharen verzweifelnder, hungernder Menschen, nicht mehr an den Landestellen ganze Haufen verwesender Leichen, nicht mehr in den Straßen von Marxstadt die wilden Rudel verwaister Kinder. Stirbt jetzt ein Hungernder auf offener Straße, was leider immer noch vorkommt, so wird die Leiche baldigst hinweggebracht*). Findet sich ein verlassenes hungerndes Kind, so wird es versorgt. Freilich, schon diese einfachen Maßnahmen erfordern von den verantwortlichen Arbeitern einen ganz unverhältnismäßigen Aufwand an Energie.

Alles in allem: Es herrscht Ordnung. Nur die vielen Häuser mit den vernagelten Fenstern, die offenbar von ihren Bewohnern verlassen sind, die zahlreichen Spuren eben abgerissener Häuser, ab und zu die langen Züge der Kinder, die vor den Küchen anstehen, hie und da ein Bettler, sie verraten, daß hier der Hunger herrscht*).

## II.

Daß es in dieser Kornkammer Rußlands zu einer solchen Hungersnot gekommen ist, daran sind eine Reihe von Ursachen schuld. Unter den Einwirkungen des Krieges und des Bürgerkrieges ist der Bodenertrag überhaupt herabgesunken, wurde die Landfläche immer mehr verkleinert. Trockenheit verursachte schon 1920 eine Mißernte. Wenig geschickte Verwaltungsmaßnahmen zu Beginn des heurigen Jahres, ein Bauernaufstand im März, das Bandenunwesen — das alles brachte den geringen Lebensmittelbestand aufs äußerste herunter. Wir sehen daher die ersten Todesfälle an Hunger schon im Februar 1921. Und nun kam, alle anderen Ursachen an Wucht bei weitem überragend, die fürchterliche, unbarmherzige Dürre des Frühjahrs und Sommers 1921. Damit war das Schicksal der Bevölkerung besiegelt. Nur noch Hilfe von außen verheißt Rettung.

## III.

Das deutsche Gebiet hatte am 20. August 1920 eine Bevölkerung von 454 811 Menschen, die zu 97,7 % deutsch waren. An Land sind vorhanden etwa 1 336 368 Desjatinen, davon sind brauchbar 1 028 775 Desjatinen. Wald gibt es so gut wie keinen. Auf eine Seele kommen 2,2 Desjatinen brauchbares Land, auf 1 qkm 30,6 Menschen.

Ich gebe in folgender Tabelle eine Übersicht über die Anbauflächen der letzten Jahre. (Flächen in Desjatinen.)

*) In den Dörfern, die weit ab vom Verkehr liegen und die ich wegen Mangel an Fahrgelegenheit nicht besuchen konnte, sieht es wohl noch schlechter aus. Aber auch dort ist es nach den Berichten besser geworden. Das wahre Elend erkennt man erst, wenn man planmäßig die Häuser besucht.

# DIE HUNGERSNOT UNTER DEN WOLGA-DEUTSCHEN

**Dem russischen Volkskommissariat für Gesundheitswesen erstatteter Bericht**

## VON DR. M. ZETKIN

*30 Millionen Menschen sterben Hungers. Verhungern buchstäblich. Aufrufe über Aufrufe flehen um Hilfe. Die Arbeiter aller Länder sammeln. Frithjof Nansen stellt sich an die Spitze des Hilfswerks. Er wirbt und wirkt unermüdlich. Großes wurde geleistet. Alles zu wenig, nicht genügend, bleibt Stückwerk.*

*So große Not fragt nicht, ob der Spender Freund oder Feind der Bolschewiki ist. Abgestumpft gegen alle Aufrufe hat sich das deutsche Bürgertum bisher sehr kühl in seiner oft betonten Menschenliebe benommen. Die Bourgeoisie Amerikas, Frankreichs, Englands, Spaniens, Skandinaviens gab schneller und mehr. So bringt — um nur ein Beispiel zu nennen — die größte bürgerliche Zeitung Spaniens „El Sol" regelmäßig auf der ersten Seite einen großen Artikel über Rußland mit dem Motto darüber: „15 Pesetas können ein Leben retten!" — Anzuerkennen ist die Haltung der „Frankfurter Zeitung", und auch das „Berliner Tageblatt" regte sich, allerdings noch schüchtern. Wo aber bleiben die anderen großen Kulturorgane?*

*Wie unermeßlich, wie erschreckend die Not ist, kann eindringlicher als alle Aufrufe dieser sachliche Bericht eines jungen Arztes zeigen, der aus Liebe zu den russischen Arbeitern und Bauern ins Hungergebiet reiste. Der Sohn Klara Zetkins gibt seine Eindrücke, Beobachtungen und Erlebnisse als Mensch und Arzt wie ein Chronist, dem Objektivität das Höchste ist, ohne zu schwarz oder zu rosa zu färben. Das Tatsächliche, das er berichtet, erschüttert. Und ruft auf alle Menschen, die noch fühlenden Herzens sind, zum Kampf gegen die Qualen und Leiden der Hungernden.*

### I.

Im Auftrage des Volkskommissariats für Gesundheitswesen besuchte ich in der Zeit vom 22. November bis 2. Dezember 1921 das Unabhängige Deutsche Gebiet an der Wolga*). Die Bevölkerung — insbesondere auf den Dörfern — war dem V. f. G. dafür dankbar, daß es sich um sie kümmerte und daß es gerade einen Vertreter geschickt hatte, der die Muttersprache der Bewohner sprach. Dazu kam, daß ich vom V. f. G. der dortigen Abteilung für Gesundheitswesen über 300 Pud an Produkten mitbrachte, so daß ich nicht mit ganz leeren Händen erschien.

Nach allem, was ich bisher gehört und gelesen hatte, war mein allgemeiner Eindruck der: Es ist besser geworden. Das Elend ist geringer und es tritt nicht mehr so hervor. Dafür gibt es eine Reihe von Ursachen: Die Ernte war zwar sehr schlecht, aber dennoch — ein weniges hat sie geliefert. Die, denen es am schlechtesten ging, sind ausgewandert oder gestorben. Mit dem Schluß der Flußfahrt hat auch der Andrang großer Volksmengen an den Landestellen aufgehört. Vielleicht unter der Einwirkung

*) Genau gesehen habe ich Marxstadt, dann Fischer, Kano, Krasny Jar, Paulskoje, Philippsfeld.

dieser Umstände und des folgenden haben die Seuchen nachgelassen. Schließlich hat sich immer mehr die Hilfe von außen und die Organisation im Innern geltend gemacht. Es sind Kartoffeln geliefert worden, die Kinderküchen, die Komitees zur gegenseitigen Hilfe haben angefangen zu arbeiten, die Abt. f. G. hat sich aufgerafft und schafft Ordnung.

Jetzt sieht man nicht mehr die Scharen verzweifelnder, hungernder Menschen, nicht mehr an den Landestellen ganze Haufen verwesender Leichen, nicht mehr in den Straßen von Marxstadt die wilden Rudel verwaister Kinder. Stirbt jetzt ein Hungernder auf offener Straße, was leider immer noch vorkommt, so wird die Leiche baldigst hinweggebracht*). Findet sich ein verlassenes hungerndes Kind, so wird es versorgt. Freilich, schon diese einfachen Maßnahmen erfordern von den verantwortlichen Arbeitern einen ganz unverhältnismäßigen Aufwand an Energie.

Alles in allem: Es herrscht Ordnung. Nur die vielen Häuser mit den vernagelten Fenstern, die offenbar von ihren Bewohnern verlassen sind, die zahlreichen Spuren eben abgerissener Häuser, ab und zu die langen Züge der Kinder, die vor den Küchen anstehen, hie und da ein Bettler, sie verraten, daß hier der Hunger herrscht*).

## II.

Daß es in dieser Kornkammer Rußlands zu einer solchen Hungersnot gekommen ist, daran sind eine Reihe von Ursachen schuld. Unter den Einwirkungen des Krieges und des Bürgerkrieges ist der Bodenertrag überhaupt herabgesunken, wurde die Landfläche immer mehr verkleinert. Trockenheit verursachte schon 1920 eine Mißernte. Wenig geschickte Verwaltungsmaßnahmen zu Beginn des heurigen Jahres, ein Bauernaufstand im März, das Bandenunwesen — das alles brachte den geringen Lebensmittelbestand aufs äußerste herunter. Wir sehen daher die ersten Todesfälle an Hunger schon im Februar 1921. Und nun kam, alle anderen Ursachen an Wucht bei weitem überragend, die fürchterliche, unbarmherzige Dürre des Frühjahrs und Sommers 1921. Damit war das Schicksal der Bevölkerung besiegelt. Nur noch Hilfe von außen verheißt Rettung.

## III.

Das deutsche Gebiet hatte am 20. August 1920 eine Bevölkerung von 454 811 Menschen, die zu 97,7 % deutsch waren. An Land sind vorhanden etwa 1 336 368 Desjatinen, davon sind brauchbar 1 028 775 Desjatinen. Wald gibt es so gut wie keinen. Auf eine Seele kommen 2,2 Desjatinen brauchbares Land, auf 1 qkm 30,6 Menschen.

Ich gebe in folgender Tabelle eine Übersicht über die Anbauflächen der letzten Jahre. (Flächen in Desjatinen.)

---

*) In den Dörfern, die weit ab vom Verkehr liegen und die ich wegen Mangel an Fahrgelegenheit nicht besuchen konnte, sieht es wohl noch schlechter aus. Aber auch dort ist es nach den Berichten besser geworden. Das wahre Elend erkennt man erst, wenn man planmäßig die Häuser besucht.

| | Jahrgang | | | |
|---|---|---|---|---|
| | 1917 | 1920 | 1921 | 1922 |
| Roggen . . . . . | 141 501 | 158 829 | 135 350 | 119 452 |
| Weizen . . . . . | 346 480 | 346 524 | 30 292 | — |
| Gerste . . . . . | 32 205 | 27 864 | 2 680 | — |
| Hafer . . . . . | 12 538 | 6 842 | 1 252 | — |
| Hirse. . . . . . | 1 895 | 3 004 | 13 625 | — |
| Kartoffeln . . . . | 5 650 | 9 031 | 2 433 | — |
| Insgesamt | 540 269 | 552 094 | 185 632 | 119 452 *) |

Die Ernteerträge sollen früher bis zu 160 Pud auf die Desjatine erreicht haben. Der Ertrag schwankt natürlich je nach Boden und Jahrgang. Als Durchschnittsernten wurden mir genannt z. B. für das Dorf Philippsfeld 80 Pud auf die Desjatine, für Fischer 32—40 Pud.**) Wie erwähnt, sind die Erträge allmählich gefallen, 1919 sind sie schon niedrig — und doch, welch ein Unterschied gegen 1920 und 21.

Mittelernte in Pud von der Desjatine:

| Jahrgang | Roggen | Weizen |
|---|---|---|
| 1919 . . . . . | 29 | 22 (von mir berechnet) |
| 1920 . . . . . | 3,4 | 5,52 (nach den Angab. der Unterabt. f. Landw.) |
| 1921 . . . . . | 2,46 | 1,6 |

Die Verkleinerung der Anbaufläche — großenteils bedingt durch Saatmangel — und das Sinken des Ertrags vereint haben folgendes Ergebnis gezeitigt:

Gesamternte des Gebiets (in Pud):

| | Jahrgang | | |
|---|---|---|---|
| | 1919 | 1920 | 1921 |
| Roggen . . . . . . . . | 5 687 867 | 419 520 | 93 356 |
| Weizen . . . . . . . . | 8 376 099 | 1 915 514 | 15 397 |
| Gerste . . . . . . . . | 86 326 | 148 859 | 3 335 |
| Hafer . . . . . . . . . | 125 268 | 55 309 | 5 474 |
| Hirse . . . . . . . . . | 3 198 | 5 274 | 23 491 |
| Kartoffeln . . . . . . | 1 751 006 | 1 445 019 | 446 000 |
| Insgesamt | 16 029 764 | 3 989 505 | 587 153 |

*) Das ist natürlich nur die Herbstanbaufläche 1921/22. Im vorigen Jahre betrug sie 135 350 Desjatinen.

**) Zum Vergleich gebe ich einige Weizenerträge auf die Desjatine, umgerechnet nach den Angaben des Stat. Jahrb. f. d. Deutsche Reich, 1921:

| Belgien 1913 | Bulgarien 1913 | Deutschland 1918 | Europ. Rußland 1916 |
|---|---|---|---|
| 168 | 106 | 114 | 55 |

Wir sehen: Das Ergebnis der Ernte war schon sehr knapp im Jahre 1920, im Jahre **1921** gar waren für eine Bevölkerung von etwa 350 000 nur rund **590 000 Pud** vorhanden zur Versorgung bis zur nächsten Ernte. Denn wesentliche Vorräte waren der vorjährigen Mißernte wegen und aus anderen Gründen nicht mehr vorhanden. In der Hungerhilfskommission zu Marxstadt wird $^1/_2$ Pfund an Lebensmitteln für den Kopf und Tag als die unterste Grenze dessen angesehen, was der Bevölkerung unbedingt geboten werden muß. Dieses Minimum ist freilich ganz ungenügend. Setzen wir es aber als zulässig, so wären nötig für 350 000 Menschen auf ein Jahr rund 1 600 000 Pud, d. h. die Ernte hat nur den dritten Teil des unbedingt Nötigen geliefert.

Mit dem Mangel an Lebensmitteln für die Menschen Hand in Hand geht ein womöglich noch stärkerer an Viehfutter. Infolgedessen kann das Vieh nicht durchgefüttert werden, es wird geschlachtet, umsomehr als die Bevölkerung in ihrem Hunger bei dem Kornmangel notgedrungen sich an Fleisch hält. Da weiterhin viel Vieh zum Austausch gegen Getreide weggeschafft wird, da auch die Auswanderer einen Teil des Viehs mitgenommen haben,*) so ist das Schlußergebnis von alledem eine ganz bedrohliche Abnahme des Viehbestands.**)

Viehbestand des Gebiets (nach Angabe des Statistischen Amtes):

| | Jahrgang 1917 | 1920 | 1921 (15. Aug.) |
|---|---|---|---|
| Pferde | 150 248 | 157 167 | 69 508 |
| Rindvieh | 187 424 | 154 309 | 71 033 |
| davon Kühe | 79 702 | 86 626 | 55 903 |
| Kamele | 5 259 | 6 240 | 4 748 |
| Schafe und Ziegen | 334 514 | 218 934 | 65 722 |
| Schweine | 86 603 | 79 009 | 19 432 |
| Insgesamt | 843 750 | 702 285 | 286 346 |

Seit 15. August 1921 ist die Zahl des Viehes weiterhin abgesunken. Wie es um das Vieh jetzt steht, zeigen ein paar Beispiele aus einigen Dörfern. Es wurden mir angegeben in

| | | Früher | Jetzt | |
|---|---|---|---|---|
| Philippsfeld: | Pferde | 5—600 | 40 | (keins arbeitsfähig) |
| | Kühe ca. | 500 | 68 | |
| Kano: | Pferde ca. | 1500 | 150 | (120 sollen überwintert werden) |
| | Kühe über | 500 | 139 | (sollen alle „ „ ) |
| Fischer: | Pferde (Arbeitspferde) | 800 | 150 | (1. Juli 1921 noch 361) |
| | Kühe: | 5—600 | 150 | |

*) Bis 15. Juni 1921 hatten die Auswanderer mitgenommen 7337 Pferde, 169 Kamele, 473 Melkziegen. (Die Zahlen sind unvollständig.)

**) Ich will hier ausdrücklich bemerken, daß auch Pferde häufig geschlachtet werden, seltener Hunde und Katzen, anscheinend nie Kamele.

Ganz allgemein wird angenommen, daß im Frühjahr nur noch etwa 10% der Pferde vorhanden sein werden, ob in arbeitsfähigem Zustande, ist sehr fraglich.

Wichtig für die Beurteilung der Zukunft ist auch der Umstand, daß in steigendem Maße landwirtschaftliche Maschinen und Geräte im Austausch gegen Lebensmittel in andere Gouvernements wandern. Im Herbst 1920 fanden sich im Gebiet 37 947 Pflüge, 61 328 Eggen, 1 597 Sämaschinen, 25 000 Erntemaschinen, zahlreiche Dreschmaschinen, Reinigungsmaschinen u. s. f. vorhanden (Stat. Amt). Am 15. Mai 1921 wurde festgestellt eine Verringerung der Pflüge um 20,3%, der Eggen um 14,4%. Seitdem hat die Abnahme der Maschinen und des Inventars überhaupt reißend Fortschritte gemacht. Nach Ansicht der Sachverständigen wird im Frühling der größte Teil der landwirtschaftlichen Werkzeuge verschwunden sein.

Trotz der Not gibt es noch Lebensmittel auf freiem Markte, allerdings wohl nur in einzelnen Orten, die leicht von einer begünstigteren Gegend aus zu erreichen sind, und wo ein stark besuchter Markt guten Absatz verspricht. So ein Ort ist Marktstadt mit seinen 15000 Einwohnern. Es kosteten dort

| | | |
|---|---|---|
| 1 Pud Mehl | 340—550 000 | Rubel (je nach Weiße) |
| 1 Pfund Weißbrot | 12 000 | „ |
| 1 „ Schwarzbrot | 7 000 | „ |
| 1 Liter Milch | ca. 6 000 | „ |
| 1 Pfund Butter | ca. 25 000 | „ |
| 1 Ei | 1 000 | „ |
| 1 Pfund Fleisch | 6—7 000 | „ |

## IV.

Betrachten wir nun die Bewegung der Einwohnerzahl. Es werden angegeben für:

| | | | |
|---|---|---|---|
| | 1917 | 382274 | Menschen |
| | 1919 | 455532 | (+19,2%, bedingt durch Rückkehr der Demobilisierten auch durch Flüchtlinge aus damaligen Hungergebieten) |
| 28. August | 1920 | 452629 | (Mißernte!) |
| 15. August | 1921 | 359460 | (darunter angebl. 150000 — 160000 Kinder bis 14 Jahre) |

In Wahrheit hat das Gebiet verloren vom August 1920 bis August 1921 etwa 122000 Menschen, da mit über 28000 Geburten zu rechnen sein soll.

Der Verlust von rund 33% der Bevölkerung ist eingetreten teils durch Abwanderung, teils durch Tod.

Bis 15. Juni 1921 waren abgewandert 35364 Menschen (17078 männlichen, 18286 weiblichen Geschlechts). Und zwar sollen bis zu eben jenem Zeitpunkt ausgewandert sein 7246 Familien.

Man kommt zu dem Ergebnis, daß vom 1. September 1920 bis 1. Dezember 1921 etwa 13 % der ursprünglichen Bevölkerung des Gebiets an Ort und Stelle gestorben sein müssen. Es waren demnach — roh gerechnet — von 450000 Menschen 58500 gestorben.

Bis 15. August 1921 betrug angeblich der gesamte Menschenverlust 122000 (s. o.). Bis dahin müssen nach unserer Rechnung rund 45000 gestorben sein, also müßten ungefähr 75000 ausgewandert sein oder etwa 16½ % (von 450000), oder bis heute an die 20 %.

Es mögen also etwa 18% = rund 80000 Menschen bis heute abgewandert sein.

Das Gesamtergebnis wäre: An Ort und Stelle sind bis heute gestorben etwa 58500, ausgewandert sind rund 80000, die heutige Bevölkerung zählt annähernd 320000 Seelen.

Von den Auswanderern ist eine große Menge, ganz gewiß mehr als die Hälfte, gestorben. Genaue Zahlen liegen nicht vor. Aber alle Berichte, die ich nicht im Einzelnen anführen will, ergeben dasselbe.*)

Fassen wir nun zusammen: Bis heute sind etwa 13% der ursprünglichen Bevölkerung in ihrer Heimat gestorben, 18% sind ausgewandert, von diesen ist mehr als die Hälfte gestorben. Ich glaube, wir sagen nicht zu viel, wenn wir annehmen, daß bis heute über 20% der ursprünglichen Bevölkerung umgekommen sind.**)

## V.

Hungernde wurden gezählt am 15. Juni 1921 300637 (bei einer Gesamtbevölkerung von 359460 am 15. August 1921). Am 15. August wurde festgestellt: Es hungern bezw. werden hungern (nach ihren eigenen Angaben)

| | | | |
|---|---|---|---|
| am | 15. August | 33 316 | Familien |
| „ | 15. September | 46 828 | „ |
| „ | 15. Oktober | 52 498 | „ |
| „ | 15. November | 54 918 | „ |
| „ | 15. Dezember | 56 000 | „ |
| „ | 15. Januar | 56 796 | „ |

Der Familienstand betrug ursprünglich 7,2 Mitglieder, er ist natürlich mit fortschreitender Hungersnot gesunken. Da aber am 15. August die Gesamtzahl der Familien 58 91 betrug, so werden von Mitte Januar an fast alle Menschen nur noch mit Unterstützung leben können. Nach einer neuen Statistik hungerten im ganzen Gebiet am 1. Dezember 1921 318312 Menschen.

*) Gen. Biermann, Bevollmächtigter des »WZJK« bei den ausländischen Missionen in Saratow, schätzt, daß 60% der Auswanderer umgekommen sind.

**) Nach Angab. von Prof. Syrnew in »Rußland«, Bd. VI, starben im Durchschnitt der Jahre 1888—97 in den Gouv. Samara und Saratow jährl. auf 100 Einw. 4,39. Es hätten demnach »normalerweise« 5,49 % sterben dürfen (in 15 Monaten).

VI.

Was ist nun bisher an Hilfe geleistet worden?

Es sind bisher geliefert worden für die Hungernden 147000 Pud Kartoffeln und 20000 Pud Getreide, auf Lager befinden sich noch etwa 25000 — 30000 Pud an Lebensmitteln. Außerdem sind zur Herbstaussaat vom Staat 540558 Pud Roggen gegeben worden, angeblich hat — nach Angabe der Unterabteilung für Landwirtschaft — die Bevölkerung aus ihren Vorräten noch 50000 Pud Roggen dazugetan. Das ist ganz unwahrscheinlich. Vielmehr kann man überall erfahren, daß die Bevölkerung ungefähr den 5. Teil des Saatguts unmittelbar zu ihrer Ernährung verwandt hat — also ungefähr 110000 Pud. (Die übrigen 430000 Pud dienten zur Herbstaussaat).

Die Summe der Produkte ergibt 307000 Pud. Bei einer Bevölkerung von 350000 Köpfen bedeutet das ungefähr 1/2 Pfund an Lebensmitteln auf Kopf und Tag für 2 1/2 Monate.*) Was ich in den einzelnen Dörfern erfuhr, bestätigt das eben Gesagte . . .

In allerletzter Zeit, d. h. im letzten Drittel des Novembers, haben die Küchen der Nansenhilfe und der A. R. A. angefangen, im Gebiet zu arbeiten. In den bequem erreichbaren Orten sind sie bereits im besten Gange, sie versorgen dort schon, man kann sagen, alle Kinder (aber bisher noch keine Erwachsenen). Mit der weiteren Einrichtung neuer Küchen in abgelegeneren Dörfern geht es leider ziemlich langsam.

Schließlich möchte ich noch kurz die Ersatznahrungsmittel besprechen, mit denen die Bevölkerung sich behilft. Da ist zu nennen eine offenbar ziehmlich stärkemehlhaltige Wurzel, an einigen Orten Mutterwurzel benannt. Die Bevölkerung stellt Mehl aus ihr her. — Davon, daß z. Zt. Erde genossen wird, konnte ich nichts hören, dagegen wird vielfach berichtet von Brot, das unter Zusatz von Holzmehl, von gemahlener Baumrinde, von gemahlenen Eicheln, von getrockneten Nesseln bereitet wird. Gen. Biermann hat Brot gesehen, das aus Mehl, Sonnenblumenölkuchen und Pferdemist hergestellt war. In der Not werden auch Tierhäute gekocht, steinharte Fruchtschalen gegessen usw.

VII.

Was muß in Zukunft getan werden? Zunächst muß die Bevölkerung bis zur nächsten Ernte versorgt werden. Was ist dazu nötig? Das Hungerhilfskomitee hat angenommen, daß ein Minimum an Lebensmitteln von 1/2 Pfund auf den Kopf und Tag nötig sei. Das wird etwa 700 Kalorien ergeben anstatt 3000, die ein Erwachsener braucht. Offensichtlich hat man damit gerechnet, daß die Bevölkerung sich doch noch ein wenig helfen kann. Legen wir dieses Minimum von 1/2 Pfund zugrunde, so

*) Daß dieses von der Hungerhilfskommission festgelegte Minimum von 1/2 Pfund im Tag durchaus ungenügend ist, darauf wurde schon verwiesen. — Einige 100 Pud Fische u. dergl., die überdies geliefert wurden, spielen keine Rolle.

ergibt sich für eine Bevölkerung von 350 000 Menschen ein Bedarf von etwa 920000 Pud für die Zeit vom 1. Januar bis 1. August 1922.

Demgegenüber ist in Rechnung zu stellen:

1. Der Staat will ganz erhalten 47 000 Menschen (Angestellte und deren Angehörige, nach Angabe von Pomgol).
2. Die Nansenhilfe will 50 000 Kinder ernähren, die A. R. A. 75 000.
3. Die Nansenhilfe will 100 000 Erwachsene ernähren die A. R. A. das Sanitätspersonal.
4. Die Gouv. Gomel und Briansk wollen zusammen liefern bis 1. Januar für 300 000 Menschen im Monat pro Kopf je 8 Pfund Mehl, vom 1. Januar ab etwa $7^1/_2$ Pfund Mehl. Das ergäbe für die Zeit vom 1. Dezember 1921 bis 1. August 1922 etwa 450 000 Pud.
5. Im Austausch gegen Produkte der Industrie sollen bis Ende Dezember zu erwarten sein 130 000 Pud. (So soll Turkestan liefern im Austausch gegen 700 000 Arschin Stoff 60 000 Pud Weizen, 20 000 Pud Reis, 25 000 Pud Roggen).

Fassen wir zusammen: 272 000 Menschen sollen vom Staat und den Hilfsorganisationen ernährt werden. Also müssen — bei einer Bevölkerung von 350 000 — noch 78 000 Menschen versorgt werden. Das erfordert bei einem Minimalbedarf von $^1/_2$ Pfund pro Tag und Kopf für die Zeit vom 1. Januar bis 1. August etwas über 200000 Pud.

Dem stehen 580 000 Pud gegenüber, auf die man einigermaßen rechnen kann. Das heißt also: Der Bevölkerung würde mehr geliefert werden können als das ganz ungenügende Minimum. Wenn die oben genannten Hilfsquellen, deren Reichtum noch nicht bekannt ist, nicht allzuknapp fließen, so ist Hoffnung vorhanden, daß die Bevölkerung bis zur nächsten Ernte wirklich ausreichend ernährt werden kann

## VIII.

Wie wird es aber mit der nächsten Ernte aussehen? Wie bekannt, sind etwa 120 000 Desjatinen mit Roggen besät worden. Der Boden ist zwar vielfach nur sehr oberflächlich bearbeitet worden, dafür war das Wetter zur Zeit der Saat sehr günstig. Leider war es im November und Dezember anders, es war kalt (bis 20 Grad unter Null), dabei gab es keinen Schnee. Also: Drohende Trockenheit des Bodens im Frühjahr und mangelnder Schutz gegen Kälte.

Nehmen wir eine Mittelernte von 30 Pud die Desjatine an, so müßten die 120 000 Desjatinen 360 000 Pud liefern oder etwas mehr als 1 Pfund pro Kopf und Tag für 1 Jahr (bei 350 000 Bevölkerung). Unter den heutigen Umständen wäre aber eine solche Ernte schon gut. Wenn daher die Bevölkerung wirklich gesichert sein soll, so muß im Frühjahr noch angebaut werden, was möglich ist.

## IX.

Was muß getan werden, um der Bevölkerung zu helfen? Es müssen, das ist ja selbstverständlich, die nötigen Lebensmittel möglichst rasch an Ort und Stelle geschafft werden. Im Ganzen, wie wir sahen, ein — allerdings ungenügendes — Minimum von 920 000 Pud. Dann muß auch das Frühjahrssaatgut in das Gebiet geschafft werden — an Weizen allein etwa 1 Million Pud. Es handelt sich also um eine Frage der Aufbringung und des Transports.

Was der Staat etwa aus den Ergebnissen des Prodnalogs liefern oder im Auslande kaufen kann, das hat uns hier natürlich nicht zu beschäftigen. Doch sollte er womöglich sofort und fürs erste eine gewisse Menge liefern, bis die anderen Aktionen wirklich wirken (z. B. 70 000 Pud, was für 200 000 Menschen auf 4 Wochen reichen würde.

Wie steht es nun um die Unterstützung durch die Gouvernements Gomel und Briansk? Diese wollen so verfahren: Jeden Monat soll ein bestimmter Satz vom Lohn oder Gehalt der Arbeiter und Angestellten einbehalten werden, und zwar mindestens 5%. Was für eine Summe dabei herauskommen werde, konnte mir nicht gesagt werden. Auf alle Fälle wäre es sehr gut, wenn der Staat auf diese Summe einen erheblichen Vorschuß gäbe, damit die Lebensmittel schneller und billiger gekauft werden könnten.*)

Ferner soll in den genannten Gouvernements jeden Monat einmal am Sonntag gearbeitet werden (Woskresonik). Der ganze Verdienst und ein Teil der Produktion soll den Hungernden zugute kommen. Schließlich soll eine Agitation dahin führen, daß jedes Dorf sich verpflichtet, eine bestimmte Zahl von Hungernden zu ernähren.

Die Durchführung des letzten Teils des Programms ist weitaus am schwierigsten. Es muß so rasch und tatkräftig als möglich vorgegangen werden. Vor allem muß durchgesetzt werden, daß die Dörfer usw. sich zu zahlenmäßig festgelegten Leistungen verpflichten, so daß sich ein begründeter Voranschlag machen läßt und eine Übersicht gewonnen werden kann über das, was wirklich herauskommen wird. Sonst fährt man nur mit der Stange im Nebel herum.

Im Gebiet selbst sollten immer wieder die örtlichen Behörden angespornt werden, daß sie Einrichtung und Arbeit der Küchen derart vorbereiten, daß die Hilfsorganisationen keinen Grund zu Klagen, Einwänden und Verzögerungen haben. Aber andererseits sollte man auf diese Organisationen einwirken, daß sie das Hilfswerk nicht durch bürokratische Forderungen hemmen.

---

*) Es hat sich z. B. gezeigt, daß beim Kartoffeleinkauf eine Verzögerung fast zur Verdoppelung der Auslagen geführt hat, oder, besser gesagt, man hatte mit dem, was man ausgab, ein paar Wochen früher nahezu das Doppelte käufen können.

Insbesondere die A. R. A. sollte auch ohne ärztliche Untersuchung die Unterstützungsbedürftigkeit hungernder Kinder anerkennen.*)

Da wir bei der Ernährung sind, zum Schluß noch eine Anregung. Ließe es sich nicht erreichen, daß das Getreide bis aufs äußerste ausgemahlen wird? Ließe sich nicht eine Mischung der schlechteren und besseren Mehle durchsetzen? Und schließlich, ließe sich nicht das Kuchenbacken einschränken? Ich muß gestehen, daß mir unbekannt ist, inwieweit die technischen und juristischen Voraussetzungen für die vorgeschlagenen Maßregeln gegeben sind. Ich glaube aber, daß man in Westeuropa derart vorgehen würde

X.

Was den Transport anlangt, so können wir uns wiederum nicht mit dem beschäftigen, was die staatlichen Bahnen werden leisten können. Dagegen muß auf die gänzliche Unzulänglichkeit der örtlichen Transportmittel hingewiesen werden. Es gibt im Gebiete 287 Ortschaften, außerdem zahlreiche abgelegene Gehöfte usw. Die größten Entfernungen von der Bahn mögen an die 70 Werst betragen, dabei ist aber noch nicht sicher, daß nun der nächstgelegene Bahnhof auch wirklich zu Versorgungszwecken benutzt werden kann. Die Wolga kommt für den Verkehr erst Ende April wieder in Betracht, im übrigen sind viele Orte von ihr ebensoweit entfernt wie von der Bah.n

Die Pferde des Gebiets sind wegen Futtermangels schon jetzt nicht leistungsfähig. Augenblicklich müssen zur Bewältigung der laufenden Verpflegungsarbeit usw. täglich 430 Paar Pferde gehen, es wird immer schwieriger, für diese das nötige Futter, insbesondere Heu, aufzutreiben. Was man zumeist füttert, ist dorniges, holziges Zeug, die Pferde lassen sich damit nicht arbeitskräftig erhalten, sie werden sogar krank davon. So nimmt die Zahl der tauglichen Pferde reißend ab. Wenn die große Aufgabe des Transports der Lebensmittel und des Saatguts auf die weit entfernten Dörfer gelöst werden soll, wird man ihr mit den vorhandenen Pferden und den paar Kamelen nicht gerecht werden können. Um z. B. 1900000 Pud zu fahren (d. h. Minimalversorgung und Saatgut), wären 95000 Fuhren nötig (die Fuhre zu 20 Pud). Die oben genannten 430 Paar Pferde können diese Arbeit natürlich nicht bewältigen.

Die beste Lösung wäre die Verwendung von Lastautomobilen, das Gebiet ist für sie geeignet. Solange ich dort war, scheint nur ein einziges Personenauto betriebsfähig gewesen zu sein, auch das streikte meist wegen Benzinmangels. Am 2. Dezember trafen drei Lastwagen ein, versprochen sollen 20 sein. Die Hauptsache ist, daß sie wirklich kommen und das recht bald.**)

*) Sonst müssen bei der geringen Zahl der Ärzte und dem Transportelend unliebsame Verzögerungen entstehen. (Übrigens handelt es sich nur um einzelne Fälle.)

**) Daß 20 Wagen nicht viel heißen will, zeigt eine Rechnung. Wenn es 5 Tonnenwagen sind, brauchen sie zur Bewältigung von 1900000 Pud bei 2 Fahrten im Tag 158 Tage, mehr als 5 Monate, vorausgesetzt einen ununterbrochenen, ungestörten Betrieb.

## XI.

Da wir gerade beim Transport sind, muß ernstlich auf einen sehr ärgerlichen Mißstand hingewiesen werden, der schleunigst abgestellt werden sollte. Die Klagen sind allgemein, daß ohne Bestechung mit größeren Summen (Millionen) oder mit Butter und dergleichen auf den Bahnhöfen des Gebiets nicht zu erreichen ist.*) So wird berichtet, daß Transporte mit Maschinen und Gerät, die in Smolensk usw. gegen Lebensmittel vertauscht werden sollen, 2—3 Wochen herumliegen, weil es angeblich unmöglich ist, sie abzufertigen. Mag sein. Aber merkwürdig ist es doch, daß es plötzlich geht, wenn geschmiert wird. Ich habe auch den Eindruck gewonnen, daß einzelne Behörden sich veranlaßt sehen, zur Vereinfachung und Beschleunigung der Geschäfte die Bahn zu schmieren.

Es muß freilich gesagt werden, daß andererseits die Beamten und Arbeiter häufig klagen, daß sie monatelang keinen Gehalt und nur einen lächerlichen Pajok erhalten haben. Bestechlichkeit ist die unmittelbare Folge. Es gehört unbedingt zur Hungerhilfe, daß den Beamten in den Hungergebieten ein Existenzminimum gesichert ist, sonst muß die Arbeit notwendig stocken.

## XII.

Erhebliches zur Bekämpfung der Not kann auch getan werden durch Unterstützung der Industrie. Einmal könnte die Kaufkraft der Arbeiter und Angestellten gehoben werden,**) vor allem aber läßt sich eine große Menge von Waren gewinnen, die zum Austausch geeignet sind und deren Rußland bedarf.

Eine Besonderheit des Gebiets ist die Erzeugung landwirtschaftlicher Maschinen nach eigenen Mustern. Die größte Fabrik beschäftigte früher 300 Menschen, im Geschäftsjahr 1913/14 z. B. erzeugte sie u. a. 2045 Putzmaschinen, 2080 Pflüge usw. In den letzten Jahren arbeitete sie vor allem für das Heer. Es fehlt ihr an Kohlen und an Gußeisen von genau bestimmter Beschaffenheit.

Sehr wichtig ist auch eine ausgedehnte Textilhausindustrie. Früher gab es 50 000 Webstühle, jetzt sind es ihrer noch 30 000, sie könnten angeblich 2—3 Millionen Arschin Kattun monatlich liefern. Tatsächlich arbeiten aber zur Zeit nur 5000 Stühle. Durch die Verselbständigung des Gebiets ist die Industrie auseinandergerissen worden: Die Webstühle gehören dem deutschen Gebiet, die Garnspinnerei dem Gouv. Saratow. Es hat sich ein Gegensatz der Interessen gebildet, der die Produktion hemmt. Saratow verlangt als Bezahlung des gelieferten Garns 60—70 pCt. der fertigen Ware, was die Deutschen zu hoch finden. Das

*) Besonders geklagt wird über den Bahnhof in Pokrowskaja.

**) Die Industrie ist überwiegend Hausindustrie, verbunden mit Landwirtschaft. 1920 wurden gezählt: Nichtackerbautreibende und Professionelle 16 044 unter 176 178 Arbeitsfähigen von 16—50 Jahren.

Zentrum sollte dafür sorgen, daß es möglichst rasch zu einer billigen Einigung käme.

Ferner besteht eine beträchtliche Lederindustrie. Gerade für sie wäre jetzt Rohstoff reichlich und billig zu beschaffen, wegen der zahlreichen Schlachtungen. Aber es fehlt an Lohe, überhaupt an Gerbstoffen. (In den letzten Jahren wurden jährlich noch etwa 80 000 große Häute gegerbt, z. Zt. können wegen des Mangels an Lohe nur etwa 20 000 fertiggestellt werden.*)

Im Einzelnen anführen möchte ich noch die Zigarrenindustrie. In Marxstadt werden jetzt täglich 4000 Zigarren hergestellt (ganz von Hand). Wäre elektrisches Licht vorhanden, könnten 6000 hergestellt werden. Aber es fehlt an Leitungsdraht.

Schließlich seien kurz erwähnt ein paar Kleingewerbe: Es werden erzeugt Schleifsteine, Strohhüte, Pelze, Sweater, Strumpfe, Filz und Filzwaren. (Im Gebiet sollen sich noch beträchtliche Vorräte von Wolle, besonders auch Kamelwolle, finden).

Die Mühlenindustrie liegt z. Zt. natürlich danieder, ich will ihrer nur gedenken, um zu zeigen, was es früher hier an Korn gab. Die Mühlen konnten zusammen 1 265 600 Pud Mehl monatlich liefern!

## XIII.

Der Austausch von Geräten aller Art gegen Lebensmittel oder auch Geld gibt ebenfalls zu einigen Bemerkungen Anlaß. Die Geräte gehen meist in weit entfernte Gebiete, und so ist zu befürchten, daß die Landwirtschaft in den kommenden Jahren sehr leiden wird unter diesem Massenverlust an wertvollen Maschinen. Ein Überblick über seine Größe sollte baldigst geschaffen werden.

Eine rasche Belieferung mit Lebensmitteln wird auch diesen Verlust einschränken. Im übrigen könnte der Staat vielleicht Darlehen auf das Inventar geben oder es selbst erwerben, um einer wucherischen Ausbeutung der Notlage des Volkes durch Einzelne entgegenzuwirken.**)

## XIV.

Nun zur Sorge für die nächstjährige Ernte. Die Saatfläche soll schon vorbereitet sein. Eine Million Pud Weizen ist versprochen. Diese Hilfe genügt aber nicht. Es müssen noch geliefert werden in erster Linie Saatkartoffeln, dann Banatmais, Bohnen, Linsen, Erbsen, Kraut, alle Rübenarten, Kohlraben, Tomaten (bezw. deren Samen).

Aber damit ist noch nicht angebaut. Da die vorhandenen Zugtiere zu gering an Zahl und zu schwach sein werden, so muß man ernstlich daran

*) Das Leder wäre auch vorzüglich geeignet für den Außenhandel.

**) So berichtet ein zuverlässiger Zeuge, daß ein Bauer im März d. Js. eine Mähmaschine für 7000 Rubel verkaufte. Soviel kostete ein Pfund Brot.

denken, Motorpflüge und Traktoren in genügender Zahl (mit Bedienungsmannschaft) zur Stelle zu schaffen. Soweit mir bekannt, hat die Vertretung des Gebiets schon bei der deutschen Kolonistenbank in Berlin Schritte getan zur Aufnahme einer Anleihe zwecks Ankaufs der nötigen Pflüge. Aber ohne staatliche Hilfe ist an einen durchgreifenden Erfolg nicht zu denken.

Meiner Auffassung nach soll man sich aber nicht zu sehr auf Traktoren usw. verlassen. Es ist doch sehr zweifelhaft, ob sie wirklich werden beschafft werden können. Ich glaube, man sollte sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß es nötig werden wird, möglichst viel von Hand — mit Spaten und Karst anzubauen. Ich sprach verschiedenen Genossen im Gebiet von dieser meiner Meinung, fand aber wenig Gegenliebe. Ich bleibe aber dabei, daß eine Familie im Laufe von 6 Wochen ein recht erhebliches Stück Land anbauen kann. Ich freue mich, in Nr. 282 der Prawda einen Bundesgenossen gefunden zu haben, der sich besonders auf Japan und China beruft. Ich könnte auf gewisse Gebiete Süddeutschlands verweisen und auf die dortigen Erfolge.

Diese Arbeit ließe sich recht gut als Notstandsarbeit ausführen. Ich verfechte unbedingt den Standpunkt, daß niemand, der noch kräftig genug ist, ohne jegliche Leistung Unterstützung bekommen soll, er soll arbeiten und sei es auch zunächst nur für sich. Jedenfalls darf in diesem Kampf gegen den Hunger kein Mittel unversucht bleiben, auch nicht der Landbau ohne Tiere und ohne Traktoren.

## XV.

Wir haben gesehen, daß seit der Mißernte des Jahres 1920 etwa 20 % der Bevölkerung gestorben sind. Woran sind die Leute in solcher Menge gestorben?

Die meisten sind — unmittelbar oder mittelbar — Hungers gestorben. Das ist die Antwort, die einem jeder gibt der das Gebiet kennt.

Was das klinische Bild der Hungerkrankheit betrifft, so überwiegt entschieden die Zahl der »Geschwollenen«. Ganz abgemagerte Gestalten sieht man seltener (am meisten noch unter den Kindern). Natürlich ist auch bei den anderen das Fettpolster verschwunden. Aber das Gesicht ist gedunsen, Beine und Scrotum sind geschwollen (Ansarka), dazu kommen Ergüsse in alle seröse Höhlen. Der Leib ist umso dicker, als sich zum Aszites häufig Meteorismus gesellt.

Skorbut kommt so gut wie nicht vor. Ein Kollege hat einen Fall gesehen, das ist alles. Vereinzelte Suggillationen am Körper sind etwas häufiger . . .

Lebensschwäche der Neugeborenen scheint auch des öfteren als Hungerfolge vorzukommen.*)

Geistesstörungen sollen häufig sein. Zahlen liegen nicht vor, ich selbst habe wenig davon gesehen. Meist handelt es sich um Hungerdelirien. Nicht selten findet sich bei den Kranken die Wahnvorstellung, sie hätten ungeheure Vorräte an Lebensmitteln, oder auch, sie hätten sehr gut gegessen.

Im Ganzen ist das typische Bild des Hungerkranken: Gedunsenheit, Erdfarbe des Gesichts, Pulsverlangsamung.

Der Tod tritt meist ohne Kampf und ganz unerwartet ein. Der Kranke sitzt, spricht, ißt etwas, sieht nicht schlechter aus als sonst. Er legt sich auf die Seite, zieht die Decke über den Kopf, scheint zu schlafen. Man sieht nach: der Kranke ist tot.

Eigentümlich sind die Todesfälle nach raschem Essen übergroßer Mengen, von ihnen wird öfers berichtet. Bei einem Teil der Fälle scheint es sich in erster Linie darum zu handeln, daß der stark gefüllte Magen das geschwächte Herz derart bedrängt, daß es unmittelbar erliegt. (Andere mitwirkende Vorgänge will ich hier nicht erörtern). In einem andern Teil der Fälle aber geht dem Tod ein starker und schmerzhafter akuter Meteorismus zuvor. Die ganze Erscheinung verdient jedenfalls eine wissenschaftliche Beobachtung. Die Sterblichkeit der Hungerkranken ist eine recht hohe. In den verschiedenen Krankenhäusern Marxstadts wurden als »hungerkrank« aufgenommen in der Zeit vom 1. April bis 1. November 1921 1620 Menschen, davon starben 369 = 22,8 %. Von denen, die ausgesprochen geschwollen sind, sterben nach der Erfahrung des Leiters des Krankenhauses Nr. 1 in Marxstadt Dr. Rothermel gar 63 %.

## XVI.

Vier Seuchen haben die Hauptmaße der hungergeschwächten Todesopfer dahinngerafft: Cholera, Ruhr, Bauchtyphus, Fleckfieber.

Bedauerlicherweise habe ich gerade über die schwerste der Seuchen, über die Cholera, fast keine genauen Angaben bekommen. Es scheint aber, daß man — wenigstens für das deutsche Gebiet — die Häufigkeit der Erkrankung überschätzt hat, weil man sie zunächst in den größten Orten, an Bahnhöfen und Landungsstellen sah, wo große Mengen elenden Volks zusammenströmten und unter den ungesundesten Bedingungen hausten. Vielfach hat man auch, davon konnte ich mich überzeugen, nicht nur alle Brechdurchfälle, sondern alle Darmkartarrhe, ja sogar die Ruhr kurzweg als »Cholera« bezeichnet. Sicherlich war sie auf dem Lande, in den sehr weiträumig angelegten Dörfern, viel seltener, als man nach den üblichen Schilderungen zu denken geneigt ist. Aus den Angaben, die ich im

*) In Deutschland hat man während des Krieges festgestellt, daß die Neugeborenen stark unterernährter Mütter doch ebenso kräftig waren wie die anderen, sie hatten sich eben auf Kosten der Mutter genährt. Aber bei Hungerzuständen, wie wir sie hier sehen, ist das offenbar anders, hier wird auch das Kind im Mutterleib betroffen.

Dorfe Fischer erhielt, berechne ich, daß dort etwa 0,7 % der mittleren Bevölkerung an Cholera erkrankte. Im Juli war der Höhepunkt der Seuche. Seitdem ist sie ganz erloschen. Bis 15. Juni waren nach offiziellen Angaben im ganzen Gebiet 481 Todesfälle an Cholera zu verzeichnen.

Die gefährlichste Krankheit nach der Cholera war die Ruhr. Sie soll »sehr verbreitet« gewesen sein. Die Zahl der gemeldeten Fälle ist sicher viel zu niedrig. Auch dieses Leiden wütete am heftigsten im Juli. Es ist jetzt so ziemlich verschwunden.*)

Das ganze Jahr über heimgesucht wird die Bevölkerung vom Bauchtyphus und vom Fleckfieber.

Die Mortalität der einzelnen Krankheiten war nach den Beobachtungen im Krankenhaus Nr. 1 zu Marxstadt in runden Zahlen:

| | | |
|---|---|---|
| Es starben bei: | Cholera | 90 % |
| | Bauchtyphus | 25 % |
| | Fleckfieber | 14 % |
| | Dysenterie | 30 % |

Von allen Pfleglingen des Krankenhauses starben durchschnittlich 10 %.

Zur Zeit meines Aufenthalts bot sich mir folgendes Bild: In den Dörfern Hungernde fast in jedem Haus, die meisten Menschen sahen schlecht aus, »Geschwollene« waren häufig. 0,7 bis 1 % der Bevölkerung litten an Bauchtyphus, Fleckfieber, Recurrens, so daß auch in kleineren Orten 15—20 Menschen ernstlich krank waren, in Dörfern von 1200—2000 Einwohnern betrug der wöchentliche Zugang an Kranken 4—5, das Fleckfieber überwog dabei deutlich. Da dessen Mortalität aber sehr gering war, so starben überhaupt verhältnismäßig wenig Menschen, etwa 1—2 in der Woche. Nach den Berichten allerdings zu urteilen gibt es nach der Steppe zu Dörfer, wo es bei weitem schlimmer aussieht.

Der Zahl nach verhielten sich die verschiedenen Krankheiten zueinander auf den Dörfern — nach Angabe der Feldschere — ganz so wie in der folgenden Aufstellung, die aus dem Krankenhaus Nr. 1 in Marxstadt stammt (Dr. Rotermel): Die eine Hälfte war hungerkrank, die andere in der Hauptsache seuchenkrank. Von denen, die nicht hungerkrank waren, litten (rund gerechnet):

| | |
|---|---|
| an Fleckfieber . . . . . . | 50 % |
| „ Bauchtyphus . . . . . | 25 % |
| „ Rückfallfieber. . . . . | 15 % |
| „ anderen Krankheiten. . | 10 %. |

In den Marxstädter Kinderheimen, wo natürlich in erster Linie die elenden Kinder untergebracht werden, soll völlig gesund sein nur

*) Vielfach als Ruhr angesprochen wurden akute Darmkatarrhe, die sich bei Hungernden einstellten, wenn man begann, sie wieder zu ernähren.

etwa 1 % (Dr. Weil), ausgesprochen krank 70—80 %. Von den Aufgenommenen sollen sterben 8—10 %.

In der letzten Zeit war ein rasches Ansteigen des Fleckfiebers festzustellen. Es wurden gemeldet:

| Im Monat | Bezirk | Fälle | % der derzeitigen Bevölkerung (ca.) |
|---|---|---|---|
| September. . . . | Bezirk Marxstadt | 27 | 0,02 |
| Oktober . . . . | Bezirk Marxstadt | 91 | 0,07 |
| November . . . | Stadt Marxstadt allein | 340 | 2,2 |

Auch der Typhus scheint wieder zuzunehmen, wenn auch langsamer.

## XVII.

Tuberkulose in allen Formen soll nicht selten gewesen sein. Jetzt sieht man sie kaum noch. Man vermutet, daß die Kranken zum größten Teil gestorben seien.

Lues soll gleichfalls verbreitet sein.

Sehr häufig ist die Malaria. Der Feldscher von Fischer hat unter einer Bevölkerung von etwa 10 000 Menschen (in 3 Dörfern) in diesem Sommer etwa 500 Fälle manifester Malaria gesehen. Im Kinderheim in Paulskoje wurde im Sommer bei 25 % der Kinder Malaria beobachtet.

Eine wahre Volksgeißel ist das Trachom. Ursache seiner großen Häufigkeit soll vor allem der folgende Brauch sein: Morgens waschen sich alle Familienglieder nacheinander in derselben Schüssel und trocknen sich mit demselben Handtuch.*)

Nach Angabe des Naturarztes Lehmann in Marxstadt, der eine große Erfahrung hat, leiden an Trachom auf dem Lande mindestens 20 %. Dieselbe Zahl gibt der Feldscher von Paulskoje für die Bevölkerung, unter den Kindern des Kinderheims dort wurden ebenfalls 20 % Trachomkranke festgestellt. Augenarzt Dr. Scheffer in Krasny Jar glaubt sogar, es seien 50 % der Bevölkerung trachomkrank.

Ich selbst habe soviel Trachomfälle nicht gesehen. Während meiner Anwesenheit wurde die Zahl der Trachomkranken an der Musterschule in Marxstadt festgestellt: 3 unter 54 Schülern = 5,6 %. Die Kinder schienen allerdings besser gehalten als der Durchschnitt.

Für die Menschen gibt es nur noch eine einzige Frage: Wie werde ich satt? Alles andere wird vernachlässigt. Kein Mensch kümmert sich um eine Krankheit, die ihn nicht gerade sehr stört.

---

*) Bei den Russen der hiesigen Gegend findet sich Trachom viel seltener als bei den Deutschen, die Russen waschen sich nicht in einer Schüssel, sondern mit fließendem Wasser.

## XVIII.

Wir wollen uns jetzt dem Gesundheitswesen des Gebiets zuwenden. Das ganze Sanitätswesen untersteht einer zentralen Leitung in Marxstadt. Die Weiträumigkeit des Gebiets in Verbindung mit den großen Mängeln des Nachrichten- und Transportdienstes beeinträchtigt freilich sehr den Wert der Zentralisation.

Im Gebiet arbeiten 31 Ärzte – also etwa ein Arzt auf 10000 Bewohner. Das ist wenig, besonders bei den weiten Entfernungen, um die es sich handelt. – Ich darf vielleicht hier gleich sagen, daß ich von den Ärzten des Gebiets den besten Eindruck gewonnen habe.

An Betten sind vorhanden alles in allem 990, darunter 500 Seuchenbetten, das ist ebenfalls eine unzureichende Zahl.

Das beste Krankenhaus Marxstadts ist z. Z. das chirurgische, d. h. es hat die saubersten und freundlichsten Räume, etwa 25 Kranke können aufgenommen werden. – Gut ist auch das Entbindungsheim am selben Ort, es bietet Platz für etwa 18 Frauen. Diese werden erst bei Wehenbeginn aufgenommen und bleiben meist 8 Tage.*) An den beiden aufgezählten Anstalten wirken Spezialisten. – Die anderen 3 Krankenhäuser Marxstadts sind wesentlich schlechter. Das Krankenhaus Nr. 1 z. B. ist seinerzeit für 25 Betten gebaut worden, soll jetzt – offiziell – 125 Kranke aufnehmen, nimmt aber wegen Mangel an Stroh und überhaupt an Bettzeug nur etwa 60 auf. (Die beiden letzten Krankenhäuser sind das Seuchenkrankenhaus für Kinder mit 40 Betten und das Kinderkrankenhaus für nicht ansteckende Krankheiten mit etwa 90 Betten.)**)

## XIX.

Die Erwachsenen erhalten im Krankenhaus Nr. 1 zu Marxstadt im Tag $1/2$ Pfund Brot, 100 g Grütze, $1/2$ Pfund Fleisch, 18 g Fett, dazu »reichlich« Kartoffeln = etwa 1800 Kalorien. (Früher gab es kein Fett, dafür Zucker.) – Im Chirurgischen Krankenhaus bekamen sie $1/2$ Pfund Brot, $1/4$ Pfund Bohnen, $1/2$ Pfund Fleisch, Fett? = 1300 Kalorien

Wenn wir bedenken, daß ein gesunder Erwachsener, der nicht besonders schwer arbeitet, immerhin nach Voit im Tag 2965 Kalorien nötig hat, so können wir leicht einsehen, wie tief die obigen Sätze sind. Aber auch der Qualität nach ist die Nahrung vielfach ganz unzureichend, Kinder, die nur Mehl oder Brot erhalten, sind des notwendigen Fetts und des unentbehrlichen Eiweißes so gut wie ganz beraubt.

Daraus ergibt sich: Man muß natürlich zunächst der Bevölkerung die Mindestmenge an Nahrung überhaupt, die sie braucht, liefern (rein quantitativ in Kalorien berechnet) aber man

*) Im Monat durchschnittlich 50 – 60 Entbindungen.

**) Der Ausdruck »Betten« darf nicht zu wörtlich genommen werden. Es gibt fast mehr Pritschen als Betten!

muß zugleich danach trachten, die Nahrung auch qualitativ möglichst günstig zu gestalten. Den Kindern sollte das ganz unentbehrliche Eiweiß nicht fehlen zu einer Zeit, wo ringsum das Vieh geradezu herdenweise geschlachtet wird. In zweiter Linie müßte für Zufuhr von Fett, erst in dritter für die von Zucker gesorgt werden.

XX.

Richten wir unser Augenmerk auf die vorhandenen Anstalten, so ist ganz klar, daß die Zahl der vorhandenen Betten viel zu gering ist. In Westeuropa rechnet man auf 1000 Einwohner 5 Betten in öffentlichen Krankenhäusern, dabei sind dort viel weniger Kranke zu erwarten als hier. Legen wir aber trotzdem den dortigen Maßstab an und rechnen wir mit 350 000 Einwohnern, so wären nötig 1750 Betten.

Da sind weiter die Aborte! Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich behaupte, daß diese so ziemlich überall in einem unmöglichen Zustande sind, dazu meist nicht ausreichend für die Menge der Kranken. Sie verpesten schon im Winter die Luft, wie mag es erst im Sommer sein! Gewöhnlich hat man sich so geholfen, daß sich die Kranken in einem besonderen Raum eines Eimers bedienen, der dann von einem Wärter ausgeleert wird, freilich meist im Abort, d. h. zu nahe bei den Krankenräumen. Es muß dafür gesorgt werden, daß in genügender Entfernung von den Krankenräumen verschließbare Senkgruben angelegt werden — ohne Rücksicht auf die Bequemlichkeit der Wärter, der Inhalt der Gruben muß regelmäßig desinfiziert und rechtzeitig entleert werden. — An vielen Orten auf dem Lande wäre es gegen den jetzigen Zustand ein Fortschritt, wenn in genügendem Abstand ein Graben angelegt würde, den man nach einiger Zeit zuschütten und durch einen neuen daneben ersetzen könnte.

Schlimm steht es auch mit den Bädern. Im Marxstädter Krankenhaus Nr. 1 z. B. gibt es kein Bad. Ähnlich ist es fast überall, man findet wenig oder keine Bäder. Freilich habe ich den Eindruck, daß man allzusehr geneigt ist, wenn man keine Zinkbadewannen oder noch feinere bekommen kann, zu sagen: Man gibt uns kein Bad. Duschen wären entschieden billiger einzurichten und häufig hygienisch einwandfreier als Wannenbäder. Im Notfall kann die Dusche durch die Übergießung aus einem Kübel ersetzt werden.

Noch schlechter als mit den Bädern sieht es mit der Desinfektion*) und Entlausung aus. Die nötigen Vorrichtungen fehlen einfach vollkommen. Man kann zwar Notbe-

*) Hier ist natürlich die Rede von der allgemeinen Desinfektion der Wäsche, der Kleider usw. im Kampf gegen die Seuchen. Die Desinfektion bezw. Sterilisation im Chirurg. Krankenhaus usw. ist einwandfrei.

helfe schaffen, aber unter den heutigen Umständen auch nur mit größeren Mitteln.

Schon die Isolierung der Infektionsfälle geschieht nicht immer sehr rasch und sehr sorgfältig. Schüsseln mit Desinfektionsmitteln für Personal und Kranke sieht man auch nicht. Daß Wäsche und Kleider den Kranken nicht regelmäßig abgenommen werden können, daran ist der Mangel an Krankenhauswäsche schuld. Bedenkt man noch, daß häufig mehrere Kranke auf einer Pritsche nebeneinander liegen, so kann man sich die Wahrscheinlichkeit einer gehäuften Übertragung von Krankheiten ausmalen.

Gerade deshalb sollten alle erreichbaren Mittel zum Kampfe herangezogen werden; ganz besonders gegen das Fleckfieber. Sehr bewährt hat es sich, grundsätzlich jeden Kranken vor der Aufnahme in den Krankensaal gründlich zu rasieren*) und abzuseifen. Hat man noch saubere Hemden zur Verfügung, so läßt sich bei einiger Kontrolle der Krankensaal so ziemlich läusefrei halten. Das ist ja alles wohlbekannt, aber ich wage doch, daran zu erinnern, weil ich so gar nichts davon gesehen habe, daß man dessen eingedenk ist.**)

Ein erheblicher Mißstand, den wir schon des öfteren erwähnen mußten, ist der Mangel an Bettstellen. Überall sieht man Pritschen, häufig sind sie so eingerichtet, daß 3, 4 und mehr Kranke gemeinsam auf derselben Pritsche liegen (ich glaube, bis zu 15! in einigen Sammelstellen für hungernde Kinder). Sogar im Seuchenkrankenhaus ist das der Fall.***)

Ferner fehlt es an Matratzen, sogar Stroh, Gras usw. sind nicht vorhanden, mit denen man Säcke füllen könnte. (Sie sind zurzeit viel zu kostbare Futtermittel, als daß sie zu haben wären.) Auch hier kann nur durch Überweisung von Geld oder Betten geholfen werden.

Daß man so wenig Wäsche hat, so wenig Decken, Krankenröcke, Mäntel, fast keine warmen Pantoffeln, Filzstiefel, Kleider, das macht sich sehr empfindlich bemerkbar. Die Hygiene des Krankensaales wird durch diesen Mangel schwer beeinträchtigt. Die Kranken frieren. In den Kinderheimen kann man die Kleinen nicht regelmäßig an die frische Winterluft bringen, wie es sein sollte.

Nur kurz erwähnen will ich noch, daß es den Krankenhäusern sehr an Unterschiebern, Uringläsern, Gummiringen und -Kissen, Eisblasen und dergl. fehlt.

---

*) D. h. überall am Körper, wo irgend Haare in größerer Menge sitzen.

**) Natürlich braucht man eine größere Menge Rasiermesser, Schleifsteine usw.

***) Gerade der Anblick dieser Pritschen macht in vielen Krankenhäusern einen so üblen Eindruck. Schlechte Luft, mangelhafte Beleuchtung, schmutzige Kleider, gemeinsame Pritschen, alles übervoll — unwillkürlich prallt man zurück.

XXI.

Überall Mangel. Es fehlt an Thermometern, an Messern, Scheren, Pinzetten, an Spritzen und Canülen.

Ferner fehlt es an Verbandstoffen und Medikamenten.*)

Keine Möglichkeit zu den einfachsten Laboratoriumsuntersuchungen, nicht einmal auf Eiweiß kann untersucht werden. Ein Mikroskop ist nicht vorhanden. Die verantwortlichen Genossen in Marxstadt bitten sehr um die Einrichtung eines chemisch-bakteriologischen Laboratoriums. Es ist klar, daß auch in den beiden anderen Bezirksstädten wenigstens kleinere Laboratorien eingerichtet werden sollten. Die Einrichtung zur Untersuchung auf Eiweiß und Zucker müßte sich überall finden, wo ein Arzt arbeitet.

Mit Recht klagen die Ärzte, daß sie keine medizinische Literatur erhalten. Nicht einmal von dem, was in Moskau erscheint, bekommen sie etwas zu sehen. Auch waren sie sehr begierig, zu hören, auf welchem Wege und zu welchen Bedingungen sie sich Literatur aus dem Auslande verschaffen könnten.**)

XXII.

Zur Assanierung des Gebiets sind noch weitere Maßnahmen nötig. Eine der ersten müßte sein die Entseuchung oder einfacher die Beseitigung des Konzentrationslagers und Gefängnisses in Marxstadt. Dieses Lager ist nachgewiesenermaßen ein Seuchenzentrum und bedroht die ganze Stadt (mit ihren 15 000 Einwohnern). Infolge der letzten Amnestie ist jetzt ziemlich viel Platz, außerdem ist es ordentlich geheizt. Das ist aber auch alles Gute, was sich von ihm sagen läßt. Die Gefangenen liegen auf gemeinsamen Pritschen in ihren schmutzigen Kleidern. Es gibt keine Wäsche, keine Decken, kein Stroh, keine Seife, kein Bad, keine Entlausung. Ernährung: täglich ½ Pfund Brot, ⅛ Pfund Fleisch, 3 Sol. Fett = 700 Kalorien. Der Krankenraum ist meist überlegt, das Krankenhaus nimmt wegen Strohmangels die Kranken nicht ab. In »ruhigen Zeiten« starben hier 1–2 Menschen täglich. Die Gefangenen sind zum größten Teil Untersuchungsgefangene, ihr Vergehen ist zumeist Diebstahl, augenblicklich sind es ihrer etwa 100.

*) Von Verbandstoffen fehlt in erster Linie Watte. Von Medikamenten fehlen: Herzmittel (Digitalis, Digalen, Coffein, Kampfer), Expatoratien (Ipecacuancha), Chinin, Cocain, Atropin, Eserin. Ferner: Pockenlymphe (die zuletzt gesandte war wirkungslos!)

**) Dr. Scheffer in Krasny Jar bittet um Beschaffung des großen Handbuches v. Graefe-Saemisch. Dieses sollte wirklich bei einer Spezialanstalt für Augen vorhanden sein.

Die Kanalisation ist ein weiterer Punkt, der unsere Aufmerksamkeit verdient. In Marxstadt sind 2 Straßen kanalisiert. Das Abwasser, vermischt mit dem Inhalt der zugehörigen Aborte, fließt ohne weitere Reinigung auf der Höhe der Stadt in die Wolga (oder soll fließen, z. Zt. waren die kanalisierten Straßen dadurch verpestet, daß die Kanalisation nicht richtig arbeitete). Da wohl von fast allen größeren Orten an der Wolga ungereinigte Abwässer in den Strom fließen, ist es kein Wunder, daß dessen Wasser häufig verseucht ist. Trotzdem holt sich die Bevölkerung aus der Wolga Wasser zum Waschen. Der Grund ist, daß das Wasser der oberflächlichen Brunnen zu hart ist und daher zu viel Seife erfordert. Das Wolgawasser wird dann natürlich auch anderweitig verwandt, getrunken usw. (Es ist an sich ein Unding, daß die Bevölkerung 1/2 Stunde weit fahren muß, um Wasser zu holen, besonders jetzt bei dem Mangel an Zugtieren.)

Es gibt im Orte mehrere tiefere Brunnen, die einwandfreies Wasser liefern sollen. Einer davon, der 34 m tief ist, soll allein ganz Marxstadt mit Wasser versorgen können. Unglücklicherweise arbeitet die Pumpe häufig nicht. 2 Tage arbeitet sie, 3 Wochen steht sie, heißt es. Es wäre Sache des Gesundheitsamtes, einmal, die Bevölkerung aufzuklären, dann aber, immer wieder au die zuständige Behörde zu drücken, daß sie die Stadt mit gutem Wasser in genügender Menge versieht Dann wäre gewiß eine Seuchenquelle verstopft.

## XXIII.

Sehr erschwert wird der Kampf mit den Krankheiten durch den oft erwähnten Mangel an Transportmitteln. Dieser hat es z. B. verschuldet, daß verschiedentlich Kinderkrippen mehrere Tage ohne Lebensmittel blieben. (Die Krippen waren nicht einmal sehr weit ab von Marxstadt, so 7—12 Werst.) Dieser Mangel macht einen raschen Krankentransport in dringenden Fällen unmöglich, verhindert den Krankentransport in größerem Umfang überhaupt, erschwert die ärztliche Versorgung der Bevölkerung ungeheuer.

Selbst die Leichen können nur unter den größten Schwierigkeiten weggebracht werden. So sah ich im ersten Krankenhause in Marxstadt einen Haufen von etwa 20 Leichen in einem Leichenhause von vielleicht 16 qm Bodenfläche. Später wuchs der Haufen noch immer mehr an, man konnte die Leichen einfach nicht zur Beerdigungsstätte schaffen.

Wie es mit den Zugtieren steht, wissen wir. Ich glaube daher, daß man der Abteilung für Gesundheitswesen mindestens drei Lastautos überweisen sollte, für jeden der drei Bezirke eines.

XXIV.

Alle die bisher besprochenen Maßnahmen werden sich freilich beim Wiederausbruch einer großen Epidemie als unzureichend erweisen. Wenn wir annehmen, daß nur 10 % der Bevölkerung in einem kürzerem Zeitraume erkrankten, so ist klar, daß eine genügende Bettenzahl – außer dem Hause – für sie nicht geschaffen werden kann. Die Kranken müssen dann ganz einfach daheim behandelt werden. Zur Durchführung einer solchen Aufgabe wären besonders geeignet fliegende Seuchentrupps mit Seuchenärzten, gut geschultem Personal, insbesondere Desinfektoren, und selbstverständlich mit den nötigen Desinfektionsapparaten und -Mitteln. Wenn diese Trupps die notwendigen Maßregeln ergreifen — wie Isolierung von Häusern, Straßen, ganzen Vierteln, fortlaufende und Schlußdesinfektion, wenn sie der Bevölkerung zeigen, wie sie sich zu verhalten hat, so wird der Erfolg weit größer sein als der durch Einrichtung einiger Betten. Die Deutschen an der Wolga hoffen, daß ihnen solche Kolonnen zugeschickt werden und daß auch die eine oder andere ausländische Mission in ihrem Gebiet eingesetzt wird.

Die Belehrung der Bevölkerung durch Wort und Schrift ist von höchster Bedeutung bei der Bekämpfung aller Krankheiten, insbesondere aber der Seuchen. Die Zahl derer, die mündlich wirken könnten, ist zu gering, kann bei dem Veskehrselend auch nicht recht ausgenützt werden. Es muß also mit der Zeitung, mit Flugschriften und kleinen Heften gearbeitet werden. Die beiden Druckereien des Gebiets sind jetzt schon überlastet. Ich glaube daher, man sollte versuchen, aus Deutschland die nötige Literatur zu bekommen, dort sind im Kriege genug entsprechende Schriften gedruckt worden.

Wir sind am Ende. Alles in allem: Der Hunger ist zurückgedrängt, die Seuchen werden darniedergehalten, aber beide haben noch Riesenkräfte. Wir müssen immer vor Augen haben, daß nur schleunige, daß nur ausgiebige Hilfe den Erfolg sichern, daß nur Ausdauer zum Ziele führen kann. Jede Verschleppung muß das ganze Werk gefährden. Eine Unterbrechung der Versorgung auf nur 8 Tage kann bewirken, daß alle bisher gebrachten Opfer vergeblich waren. Hunger und Seuchen werden sich dann wieder erheben und vernichten, was noch zu vernichten ist.

*»Man denke sich, jemand von einem anderen Planeten sähe auf unseren Planeten herab und sähe, was dort geschieht, sähe, wie das Volk an der Wolga am Verhungern ist, wie es sich zu Hunderten und Tausenden seinen Weg über die gefrorenen Straßen Rußlands sucht, schlecht gekleidet und einige barfuß, und sähe auf der anderen Seite der Welt, ganz in der Nähe, die vielen Nahrungsmittel, mit denen die Bevölkerung nichts anzufangen weiß. Was würde er von uns auf der Erde denken? Würde er diese Erde nicht, wie jemand es ausdrückte, für ein Irrenhaus oder für die Hölle halten?«* *Nansen vor dem Völkerbund (1921)*

# DIE DEFLORIERTEN
## ODER: SIE SCHLIEFEN ALLE MIT ANSPACH

Es gibt Menschen, die ihre Narrheit berühmt macht, wie Wilhelm II, und Menschen, die durch die Narrheit der anderen berühmt werden, wie Erich Anspach. Der zweite Typus ist sicherlich sympathischer. Denn während jener, zur Macht gelangt, nur schädlich zu wirken vermag durch direkte Einwirkung auf Schicksal und Geschehen, ist die Wirkung des Typus Anspach belehrend, weil demaskierend. Man hat die Parallele gezogen zwischen Anspach und dem Schuster Voigt. Diese Parallele besteht in der Methode, nicht im Effekt. Der Hauptmann von Köpenick, berühmt auch er durch die Narrheit der Anderen, profitierte an dieser Narrheit und offenbarte dabei auf köstliche Art eine Gewohnheit des Durchschnittsdeutschen, deren Existenz kaum einem zweifelhaft war: die Gewohnheit, beim Anblick einer Uniform auf den Hintern zu fallen. Wogegen der Fall Anspach eine Verschlingung und Verfilzung der Narrheiten enthüllte, die, hätte ein Komödienschreiber sie geschildert, grotesk übertrieben genannt worden wäre, — bis zu dem Tage, da die Presse Gelegenheit bekam, sich zu entrüsten.

Anspach ist einem Liebhaber aus dem alten französischen Lustspiel zu vergleichen, dessen Rolle aus lauter »Beiseite« bestünde. Zehn Damen, zu denen er in zärtlicher Beziehung steht, sind um ihn geschart, er flüstert einer jeden der Reihe nach zu, daß er sie, nur sie, liebe, — jede glaubt es, obgleich sie ja sehen muß, daß er mit der neuen anderen ebenso flüstert wie mit ihr und obgleich die Erfahrung ihr ja sagen müßte, daß der Liebhaber ein Libertin ist. Denn jede der zehn Damen ist dumm genug, sich für klug zu halten, für klüger als die anderen neun, über die sie zu triumphieren glaubt, da der Umstrittene jenen zwar vielleicht sagen könnte, daß er sie liebe, was er aber nur aus List täte, — indes er zu ihr, zu ihr allein aufrichtig zu sein pflegt.

Im Falle Anspach tragen die zehn gefoppten Frauen die Namen hoher deutscher Ämter, großer Parteien und ausländischer Militärs. Der Spion, Gegen- und Wieder-Gegen-Spion stieg in all die Betten, welche diese Frauen ihm bereit hielten. Und als die Sache aufflog, hatten die Vertrauensseligen Mühe, die Wechselbälge, Früchte sträflichen Verkehrs, zu verleugnen. Alle sagen sie jetzt, um nicht blamiert zu erscheinen, sie hätten den Anspach zwar unter die Decke kommen lassen, es sei aber zu nichts gekommen, weil sie ja gewußt hätten, welcher Art der Geist war, der dem warmen Körper innewohnte. General Lefévre und Weismann und die Parteien beschwören ihre Keuschheit, ohne die Attrappen des Verkehrs leugnen zu können — und jeder weist hohnlächelnd auf den nächsten: »Der hat sich mit Anspach e r n s t l i c h eingelassen.« Wenn aber der Eine jemals gegen den Anderen etwas gesagt hat, so benützt der Geschmähte die Gelegenheit, daran, daß Jener bisweilen seine Informationen in süßen Stunden mit Anspach bezogen haben soll, zu beweisen, daß man ihm überhaupt nicht mehr glauben dürfe.

Durch solche wechselseitigen Intriguen hat diese Affäre in Vielen schlechtes Gewissen und eine ungemütliche Stimmung erzeugt. Sie fürchten, ihr guter Ruf sei für immer hin, — und bedenken doch nicht, daß heutzutage — namentlich im politischen Leben der deutschen Republik — nichts leichter ist, als ein zehnmal in der Öffentlichkeit defloriertes Mädchen zum elften Male für eine Jungfrau auszugeben.

Methusalem Cliff

# AUS DEM FORUM-ARCHIV

## BISMARCKS FÄLSCHUNG DER EMSER DEPESCHE oder »DER ALTE DEUTSCHE LÜGENGOTT LEBT NOCH«

*Nach eigenem Geständnis*

Auch Bismarck hatte 1870 den deutsch-französischen Krieg nicht gewollt. Wir waren schon damals überfallen worden.

Immerhin, da die Sache glückte, und erst nach vielen Jahren hat er seine Urheberschaft zugegeben, ja sich ihrer gerühmt. Der Sieg erleichterte ihm das Geständnis. Trotzdem bleibt zu sagen: er war ein anderer Kerl, dieser altpreußische Junker, als die Zimmer- und Coßmänner und Ludendorff. Gesteht er doch selbst, daß er zwar den kriegerischen Geist der Generalstäbler, dessen Notwendigkeit evident ist, nicht missen mochte, daß er aber die Moltkesche Theorie, »einen Krieg, der uns früher oder später wahrscheinlich bevorstand, anticipando herbeizuführen, bevor der Gegner zu besserer Rüstung gelange«, zwanzig Jahre lang bekämpft habe. (Die Herren von 1914 hatten daraus nichts gelernt, vgl. Moltke II., am 31. Juli 1914 über die ganz ungenügende Ausbildung der französischen Truppe und die Überlegenheit der deutschen Artillerie . . . .) »In der Überzeugung«, fährt Bismarck fort, »daß auch siegreiche Kriege nur dann, wenn sie aufgezwungen sind, verantwortet werden können, und daß man der Vorsehung nicht so in die Karten sehen kann, um der geschichtlichen Entwicklung nach eigner Berechnung vorzugreifen.«

Aufgezwungen werden Kriege immer. Zu verantworten sind sie jedoch nur, wenn man gesiegt hat.

Und so verantwortete er sich: »Kein Mensch weiß, wie widerstrebend der Kaiser zu den Taten, für welche er jetzt verherrlicht wird, hat gezwungen werden müssen, so damals in Ems Benedetti gegenüber . . . Niemand wußte, welche Schwierigkeiten es gemacht habe, ihn zum französischen Kriege zu bringen. Er habe in Ems Benedetti alles konzediert, was jener gefordert habe. Das betreffende Telegramm habe er (Bismarck) in Berlin empfangen, gerade wie Moltke und Roon bei ihm diniert haben. Beide hätten die Gabeln hingelegt und nicht mehr essen mögen. Es sei ein zweites Olmütz schlimmerer Art gewesen. Er habe dann aus dem fünfzig Zeilen langen

zur Publikation bestimmten Telegramm ein solches von vier Zeilen gemacht und publiziert, was wie eine grobe Abweisung französischer Überhebung geklungen und zum Kriege geführt habe« (der bismärckische Staatsminister Freiherr Lucius von Ballhausen in seinen »Bismarck-Erinnerungen«, Stuttgart 1920, S. 91/92, unter dem 25. September 1876 bei einem Besuch in Varzin).

Bismarck selbst bestätigt im berühmten 22. Kapitel seiner »Gedanken und Erinnerungen« alles, was sich Ballhausen 1876 notiert hatte. Er spricht von der Abneigung Wilhelms I gegen den Krieg. »Er war 73 Jahre alt, friedliebend und abgeneigt, die Lorbeeren von 1866 in einem neuen Kampfe aufs Spiel zu setzen, aber wenn er von weiblichen Einflusse frei war, so blieb das Ehrgefühl des Erben Friedrichs des Großen und des preußischen Offiziers in ihm stets leitend. . . . Man hat mir erzählt, daß die Königin Augusta ihren Gemahl vor seiner Abreise von Ems nach Berlin in Tränen beschworen habe, den Krieg zu verhüten im Andenken an Jena und Tilsit. »Ich halte die Angaben für glaubwürdig bis auf die Tränen«, setzt Bismarck als boshafter Frauenkenner hinzu. Er war zum Rücktritt entschlossen. Am 13. Juli 1870 lud er Roon und Moltke zu Tisch. Beide waren sehr niedergeschlagen, daß es keinen Krieg geben sollte. Und als Bismarck ihnen das Telegramm Wilhelms I. aus Ems vorlas, wurden sie noch niedergeschlagener, so daß sie Speise und Trank verschmähten. Doch der schlaue Bismarck weiß Rat. »In Gegenwart meiner beiden Tischgenossen reduzierte ich das Telegramm durch Streichungen, ohne ein Wort hinzuzusetzen oder zu ändern, auf eine Fassung«, deren »konzentrierte Redaktion« Moltke zu dem berühmten Ausruf entzückte: »So hat das einen anderen Klang, vorher klang es wie Chamade, jetzt wie eine Fanfare in Antwort auf eine Herausforderung«.

Das war der Zweck der Übung. Nach Moltkes treffendem Epigramm erläuterte Odysseus seine Absichten noch klarer:

»Wenn ich diesen Text, welcher keine Änderungen und keinen Zusatz des Telegramms enthält, in Ausführung des Allerhöchsten Auftrags sofort nicht nur an die Zeitungen, sondern auch telegraphisch an alle unsere Gesandschaften mitteilte, so wird er vor Mitternacht in Paris bekannt sein und nicht nur wegen des Inhalts, sondern auch wegen der Art der Verbreitung den Eindruck des roten Tuches auf den gallischen Stier machen. Schlagen müssen wir, wenn wir nicht die Rolle des Geschlagenen ohne Kampf auf uns nehmen wollen. Der Erfolg hängt aber doch wesentlich von den Eindrücken bei uns und anderen ab, die der Ursprung des Krieges hervorruft, es ist wichtig, daß wir die Angegriffenen seien, und die gallische Überhebung und Reizbarkeit wird uns dazu machen, wenn wir mit europäischer Öffentlichkeit, soweit es uns ohne das Sprachrohr des Reichstags möglich ist, verkünden, daß wir den öffentlichen Drohungen Frankreichs furchtlos entgegentreten.

Diese meine Auseinandersetzung erzeugte bei den beiden Generalen einen Umschlag zu freudiger Stimmung, dessen Lebhaftigkeit mich überraschte. Sie

hatten plötzlich die Lust zu essen und zu trinken wiedergefunden und sprachen in heiterer Laune. Roon sagte: »Der alte Gott lebt noch und wird uns nicht in Schande verkommen lassen.«

Nein, sie verkamen nicht in Schande, sondern wurden hochgeehrt. Aber der alte Gott ist ein Gott der Rache, der die Sünden der Väter heimsuchte an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied und sie verkommen ließ, unschuldig, in Not und Dreck und in Schande.

## MINISTER GEGEN, OBERREGIERUNGSRAT FÜR SPITZEL

Der Reichswehrminister, Herr Geßler, hat einem Mitarbeiter des »Berliner Tageblatts« gegenüber jüngst seinen Abscheu vor Spitzeln ausgesprochen. Er sprach ein kräftiges Wörtlein. »Das ist der Fluch, der auf der Verwendung von Spitzelberichten beruht,« meinte er sehr treffend angesichts des von den Herren Weiß und Weißmann lange gesuchten kleinen Anspach. Und nicht ohne verblüffende Psychologie und mit diplomatischer Geste fügte er hinzu:

> »Ich habe in den letzten Jahren vor dem Rätsel gestanden, daß französische Staatsmänner von verantwortlicher Stelle aus Behauptungen in die Welt setzten, die, wie ich genau wußte, objektiv unwahr waren. Ich habe mich zu dem Gedanken nicht durchringen können, daß sie bewußt die Unwahrheit sagten. Ebenso schien mir unmöglich, daß die verantwortlichen Leiter der interallierten Militärkontrollkommission sich die unwahren Behauptungen aus den Fingern gesogen und so die Unterlagen für die Angriffe aufgebracht haben sollten. Und wenn ich heute brennende Scham darüber empfinde, daß ein Deutscher — aus welchen Beweggründen es auch immer sei — durch freche Fälschungen dazu beigetragen hat, die Befriedung Europas hintenan zu halten, dem gegenseitigen Mißtrauen von neuem Nahrung zu geben,« schloß Dr. Geßler, »so läßt mich seine Enlarvung doch hoffen, daß nunmehr eine Besserung eintritt, daß noch so schön aufgemachte und gestempelte Papiere nicht mehr ohne weiteres als Dokumente angesehen werden. Wer Spitzel anfäßt, besudelt sich!«

Das wollen wir festhalten! Aber kaum war ihm das Wort entfahren, möcht' er's im Busen gern bewahren. Denn vierundzwanzig Stunden später beweist an derselben Stelle der Oberregierungsrat am Polizeipräsidium Berlin, Herr Dr. Weiß, daß man sich besudeln muß, daß man Spitzel halten muß. Er drückt das so aus: »Gewisse politische Kreise pflegen den Behörden (seien Sie ruhig, Herr Reichswehrminister, er meint nicht Sie!) das Unterhalten eines innerpolitischen Nachrichtendienstes zu verargen. Man kennt die Angriffe gegen die »amtlichen Spitzel«, gegen die berüchtigte Spitzelabteilung Ia, und ähnliche liebevolle Worte«. Zu diesen Vorwürfen müsse er folgendes sagen:

> Die Vorteile dieses amtlichen Nachrichtenapparates gegenüber dem gekennzeichneten privaten Nachrichtendienst bestehen darin, daß die Behörde mittelst ihrer Exekutivorgane in der Lage ist, die ihr von »Spitzeln« zugehenden Nachrichten auf ihre Richtigkeit nachprüfen zu lassen, und

daß sie solche Nachrichten weiterzuverbreiten, bzw. zur Grundlage amtlicher Maßnahmen zu verwerten pflegt, die sie als **wahre** erkannt hat.

Ferner:

Die politische Partei*) zu deren Aufgaben die Bekämpfung staatsfeindlicher Bestrebungen gehört, kann sich nicht mit Repressivmaßnahmen, das heißt mit der Aufklärung **begangener** politischer Straftaten begnügen, sondern ihre Haupttätigkeit muß präventiver, **vorbeugender** Art sein.

Um vorzubeugen, benötigt man Spitzel. Dem einen sind sie ein Fluch und eine brennende Scham. Dem andern sind sie ein Segen und das Fluchen des sittlich Entrüsteten ein Gelächter. Er besudelt sich halt!

## VON DER NOT DER PRESSE

»Die Zeit«, zweimal täglich erscheinendes Organ der »Deutschen Volkspartei«, wurde in den vergangenen Monaten, als das Abonnement aller Tageszeitungen monatlich 30 Mark kostete, jedem Gast der Berliner Straßenbahn für 7.50 Mark pro Monat angeboten. Und Friseure erhielten dieses gesegnete, von der Not der Zeit verschonte Organ gar für 7.50 Mark ein ganzes Vierteljahr. Vermutlich: zur Einführung in die besseren, aber ärmeren Kreise.

Das Kapital weiß, was es der öffentlichen Aufklärung schuldet.

---

*) Druckfehler für »Polizei«? Der Setzer des Berliner Tageblatts sträubte sich, er hatte bereits vor Jahr und Tag gelesen, daß es keine politische Polizei mehr gäbe, daß im besonderen die Abteilung Ia aufgelöst sei, deshalb korrigierte er überklug den Chef der politischen Polizei und setzte vier andere Buchstaben.

---

## *AN DIE LESER DES »FORUM«*

Wir nähern uns mit Riesenschritten österreichischen Preisen. Die sprunghafte Erhöhung aller Herstellungskosten — im letzten Monat erneut um 35% — zwingt **das Forum**, den Abonnementsbetrag für das Jahr auf 120 Mark, für das Vierteljahr auf 30 Mark, den Preis für das Einzelheft auf 10 Mark festzusetzen.

Es ist also für die Postbezieher eine Nachzahlung von 12.50 Mark, für die Vierteljahrsabonnenten, die das Forum direkt von uns erhielten, eine Nachzahlung von 5 Mark und für die Jahresabonnenten eine Nachzahlung von 60 Mark, erforderlich. Zahlkarte liegt bei.

Das nächste Heft des Forum wird am 1. Juli 1922 erscheinen.

---

Herausgeber und verantwortl. Redakteur: Wilhelm Herzog in Berlin
Arbeiterorganisationen und Betriebe erhalten das Forum um ein Viertel billiger, Arbeitslose und politische Gefangene umsonst.
Forum-Verlag Berlin W 35.
Druck: Buchdruckerei Wilhelm & R. Saling & Co., Berlin SW 68.

# DAS FORUM

*6. Jahr* *Juli 1922* *Heft 10*

(Abgeschlossen am 20. Juli 1922)

## NICHT DER MÖRDER, DER ERMORDETE IST SCHULDIG

Vor zwei Monaten schrieb ich's hier. Inzwischen wurde ein weiterer Schuldiger »hingerichtet«. Unschuldig zwar vom Standpunkt seiner Mörder. Denn er war nichts weniger als das, wofür sie ihn hielten. Er hatte seinem, ihrem Kaiser ehrlich und mit Eifer gedient. Der Adlerorden 2. Klasse wurde ihm dafür zum Lohn. Er hatte — als die Zeit noch groß war — Hindenburg treffend mit Luther verglichen und den obersten Gott der Mörder nicht ohne Erfolg umschwärmt.

Republikaner? Wenn's denn sein muß.

Demokrat? — Um unter Wilhelm Minister zu werden, mußte man sich mindestens taufen lassen. Unter Ebert genügte der Eintritt in die Demokratische Partei.

Freund der Sozialisten? — »Niemals hat Sozialismus die Herzen der Menschheit entflammt, und keine große und glückliche Tat ist jemals in seinem Namen geschehen« (Walther Rathenau 1917 in seinem Buch: »Von kommenden Dingen«, das er mir mit handschriftlicher Widmung — wie vermutlich hundert andern — sandte: in Ergebenheit überreicht 27. 3. 17).

Hohenzollernfeind? — Zu seinen nächsten Freunden gehörten — während Wilhelms Glanzzeit — die Offiziere des kaiserlichen und kronprinzlichen Hauptquartiers.

Jude? (Darum mußte er fallen, dachten die Mörder.) — Ein Renegat, der aus Selbsthaß zum Antisemiten wurde.

Also: unschuldig verurteilt und hingerichtet.

Aber: schuldig dennoch, denn dieser jetzt mit den höchsten Ehren zu Grabe getragene Repräsentant der deutschen Demokratie

und Republik wußte, wie es in seiner Demokratie und seiner Republik bestellt war. Er war klüger und skeptischer als die andern. Er wußte, wo die reale Macht war. Er wußte, wer die Mörder Liebknechts und Rosa Luxemburgs waren. Er kannte den Geist des deutschen Offizierkorps. Er hatte mitangesehen, wie man Erzberger niedergeknallt hatte.

Was hat dieser »leidenschaftliche Republikaner« seit dem 6. Dezember 1918, dem Tage, da die monarchistischen Feinde der Republik zum ersten Male vorstießen, gegen sie unternommen? Was hat er getan nach dem 16. Januar 1919, der Ermordung Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs? Geschwiegen hat er. Und als von Monat zu Monat die Reihe der Ermordeten, der von deutschen Offizieren oder ihren gemieteten Totschlägern »auf der Flucht Erschossenen« wuchs, was tat der Prophet, der immerfort behauptete, wir seien »nicht da, um des Besitzes willen, nicht um der Macht willen, auch nicht um des Glückes willen« sondern wir seien da »zur Verklärung des Göttlichen aus menschlichem Geiste«, wie kämpfte da der Prophet, wie verklärte er Göttliches aus menschlichem Geiste? — Stand er auf gegen sein Volk? Gegen seine Klasse? Wo war die Inbrunst und der Zorn des Propheten? Geißelte er wie Jesaias die Gesellschaft, der er angehörte? Wurde er von ihr deshalb geschmäht, verleumdet, verfolgt, eingekerkert? Viele Bücher, viele Aufsätze hat er geschrieben, aber kein Wort gegen das Regime der Mörder unter Noske. Was tat er? Versuchte er mit uns, dieses Land zu entbochen und zu entnosken? — Der Apostel schwieg, blieb weiter an der Spitze von mehr als 40 Aktiengesellschaften, präsidierte Sitzungen der Schwerindustrie, der Hochfinanz, den »Chefbesprechungen« der A. E. G., wurde Pacifist und Demokrat, eingeschriebenes Mitglied der Partei, und nur als solches Minister für Wiederaufbau, Regierungskommissar in London, schließlich Bismarcks Nachfolger, Minister des Auswärtigen. Als Monarchist a. D., als Jude, als Antisozialist.

War er deshalb klug zu nennen? Was hatte er für sein Volk — wie er gern zu sprechen pflegte — damit erreicht?

Wenig. Deprimierend wenig. Wir sind nicht um des Besitzes willen, nicht um der Macht willen, auch nicht um des Glückes willen da. Schön. Aber auch nicht um der Eitelkeit willen. Und dieser Mann von vielen Gaben war eitel, grenzenlos eitel. Dieser Teufel lockte den armen Reichen ins Verderben, schaufelte ihm das Grab.

Wußte er nicht als verantwortlicher Minister der deutschen Republik, daß es Geheimorganisationen gab? Daß sie über 40 000 Mitglieder zählen, die sich Treue und der Republik den Tod geschworen haben? Wußte er nicht, was für ein Instrument die republikanische Reichswehr seines Parteigenossen Geßler ist? Überblickte sein abgeklärter Geist nicht die zwangsläufige Entwicklung der Morde von Liebknecht bis zu Erzberger? Hatte er wirklich gegenüber Warnungen nichts als die dumme Heldenpose? — Nein, er wußte alles, er fand die Heldenpose Mördern gegenüber gewiß lächerlich, aber er wurde, nicht kraft seiner Weltanschauung, sondern durch seine Eitelkeit — zum Fatalisten.

Der nach den höchsten Idealen greifende Prophet, der den Sozialismus als Interessenvertretung, als Agitation eines entgötterten Materialismus, als Partei tief verachtete, demütigte sich, unterwarf sich, erniedrigte sich zum Parteidemokraten, zum Genossen der Petersen, Wiemer, Gothein. Und wurde — nur wer sich selbst erniedrigt, den können wir erlösen — dadurch Minister und Kollege der Demokraten Geßler und Groener.

An diesem Widerspruch oder vielmehr an diesem Zuviel von Sympathien, die er einflößen wollte, mußte er zugrundegehen. Man konnte nicht mit Harden, Gustav Landauer, mit † † † Kommunisten befreundet sein und zugleich mit Ludendorff, und mit dem General, den künftige Noskesozialisten, die U. S. P. a. D., unfreundlich Hundsfottgeneral tauften, in einer Partei und einem Kabinett sitzen. Das rächt sich. Der Ermordete ließ seinen Mördern die Waffen. Nicht aus Großmut, oder aus Stärke, oder aus Mangel an Furcht, sondern aus Schwäche. Dadurch, daß er als Parteifreund mit den Herren Groener und

Geßler zusammenregierte, daß er selbst als fragwürdiger Republikaner nichts Ernstes gegen die Feinde der Republik unternehmen konnte, daß er, der jetzt gemeuchelte Repräsentant der Republik, sich stützen mußte auf die monarchistischen Offiziere und auf Wilhelms Geheimräte und Richter, erwuchs seine Tragik. Ihr fiel er zum Opfer. Alles andere ist Gerede.

Jetzt schreit der Vorwärts: gereinigt müssen die Justiz, das Auswärtige Amt, die Auslandsvertretungen, die Reichswehr werden. Das Kind ist ins Wasser gefallen. Jetzt wollen sie den Brunnen zudecken. Der Ermordete steht nicht wieder auf. Aber der Schuldigen bleiben noch genug zurück.

Wollen sie nicht sein Schicksal teilen, so müssen sie sich an ihre Brust schlagen und mehr als dreimal rufen: Nostra culpa, nostra culpa, nostra culpa! Und auch das genügt nicht. Umkehren müßten sie auf ihrem Weg. Ihn nicht durch »Schutzgesetze« verrammeln. Zurück zur Arbeiterschaft. Auf sie allein sich stützen. Mit ihr gegen alle Voll-, Halb-, Viertelmonarchisten (d. h. gegen Deutschnationale, Volksparteiler, Demokraten) für die Republik, ihre Sicherung, ihren Ausbau, ihre Ehre, ihre Zukunft kämpfen. Nicht durch Terror in einer Demokratie entschlossene Dummköpfe abschrecken oder belehren wollen. Sondern sich selbst ändern oder abschaffen. Ja, wandeln. Ihr Damaskus erleben. Der einzige, der von diesem Schicksalsweg etwas ahnt, scheint der das Beste wollende, aber offenbar allzu eingeengte Kanzler zu sein, der für seine bürgerlichen Verhältnisse wohltuend unvorsichtige Äußerungen von sich gibt, die man ihm nicht vergessen wird. Fast alle andern scheinen unbelehrbar. Durch keine neue Hinrichtung aufzuklären. Ihre Schuld wächst von Mord zu Mord. 15. 7. 22.

# ES GIBT KEINE MÖRDERZENTRALEN . . .

Es gibt keine Mörderzentralen in der freiesten Demokratie der Welt, so sprachen, so schrieben, so ließen setzen und drucken, als Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg ermordet wurden, die Repräsentanten dieser Republik und die Presse, ihre Helfershelferin, die ihnen gern gehorcht. Die Wut des Volkes hatte jene auf offener Straße erschlagen. Nicht die Urzelle der Organisation »Consul«, die Kamorra der Offiziere und Civilbanditen der Gardekavallerie-Schützen-Division im Eden-Hotel zu Berlin. Nicht die treuen Stützen des sozialdemokratischen Führers und Reichswehrministers Noske: die Herren Major Pabst und die Offiziere Vogel, v. Pflugk-Hartung usw.

Wer schon damals von Mörderzentralen sprach, war ein Hetzer oder ein Phantast. Ein Volksfeind. Noske versprach jedem die Knochen zu zerschlagen, der an seine Truppe rühre. Und die Beherrscher der öffentlichen Meinung stützten ihn. Alle Sprachrohre der Republik verkündeten, was W. T. B. verkündete. So wie sie es $4^1/_2$ Jahre lang während Wilhelms großer Zeit getrieben hatten. Jetzt unterdrückten sie sogar jede skeptische Äußerung. Denn: es ging um den Bestand der »Demokratie«. Der Zweck heiligt die Mittel (plötzlich wurden liberal-sozialdemokratische Juden zu eifrigen Jesuiten).

Es gibt keine Mörderzentralen, schrie der Chor der aufrechten Republikaner noch immer, als hintereinander mit raffiniertester Auslese Kurt Eisner, Leo Jogisches, Dorrenbach, der Führer der Matrosen, Gustav Landauer, Hans Paasche, Hugo Haase, der junge Schottlaender, Wilhelm Sylt, der Führer der Berliner Elektrizitätsarbeiter, und wie viele andere gemeuchelt wurden.

Es gibt keine Mörderzentralen, schrien die Armen im Geiste von rechts bis links immer noch und immer

weiter, als in München der unabhängige Sozialist Gareis ermordet wurde. Montblanchoch stieg Dummheit und Verbrechen.

Es gibt Mörderzentralen, schrie plötzlich derselbe buntgemischte Chor, als der Zentrumsführer und Antisozialist Erzberger ermordet wurde. Das war vor einem Jahre!

Es gibt Mörderzentralen, schreien sie jetzt, da der Demokrat und Jude Walther Rathenau niedergeknallt wurde.

Sie werden weiter schreien und die Mörder werden weiter knallen. Dieses Volk ist hoffnungslos. Vor zehn Jahren schrieb es einer seiner besten Kenner (Heinrich Mann).

Ganz gewiß, — wie oft mußte man es sagen? —: nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig. War der Schützer der Konterrevolution, der Demokrat Herr Geßler, nicht nächster Freund Walther Rathenaus, des Demokraten? Saßen sie nicht zusammen in einem Kabinett, das der Ermordete kraft seiner überragenden Persönlichkeit entscheidend beeinflußte, dessen Entschlüsse er bestimmte?

Diese faule, Tag für Tag, in jeder Stunde sich kompromittierende Republik geht an sich zu Grunde. Sie ließ und läßt sich schmähen, wie es keine Dirne täte. Sie läßt sich von Wilhelms Offizieren schützen, und ihre einzige Macht dem inneren Feind, den Arbeitern, gegenüber besteht in der von Ludendorffs Generälen geführten Reichswehr. Diese Republik, deren »geistige« Struktur Noskes Vaterschaft nicht verbergen kann, ist für jeden wahren Republikaner ein »Gelächter und eine Scham«.

360 politische Morde in drei Jahren . . . Jeden dritten Tag also wurde einer gemeuchelt. Unter Schweigen oder Bedauern oder Protesten der regierenden Demokraten und Sozialisten.

Jetzt erlassen sie Verordnungen und Gesetze zum Schutze der Republik. Plötzlich bekennen sich Demokraten zum Terror. Wollen durch Drohung oder gar Ausführung von Todesurteilen abschrecken. Die außergewöhnliche Situation erfordere außergewöhnliche Mittel. (Und ihre Kampagne gegen Sowjetrußland?) — Demokraten, die sich selbst anfhängen. Toren oder Heuchler?

Tagtäglich, stündlich wird die Republik beleidigt, verächtlich gemacht, provoziert, bespuckt. Von Universitätsprofessoren, Generälen, bezahlten Beamten, Richtern, hochpensionierten Offizieren dieser Republik. In allen Städten, in allen Straßen dieser Republik wehen lustig die kaiserlichen Standarten. In den Amtsstuben der republikanischen Polizei, der republikanischen Gerichte, der republikanischen Kasernen, der republikanischen Post, in den Ministerien, den Parlamenten hängen die Bilder der deutschen Kaiser, Hindenburgs und Ludendorffs. Seit fast vier Jahren unangerührt. Im Gegenteil oft mit Kränzen umgeben und mit Wehmut betrachtet. Die Ermordung Rathenaus war notwendig, um erst einen Bildersturm dieser Republikaner zu entfesseln, eine Bewegung, die — wie alle anderen in diesem Volke — auf halbem, auf viertel Wege stehen bleiben wird. Sie machen Reformationen, aber keine Revolution. Dieses Volk ist zu »tief«, um revolutionär zu sein.

Aktivität besteht nur rechts. Man kann über die engstirnigen Alldeutschen denken wie man will, sie sind keine Quallen, keine Einerseits-Andererseits-Demokraten, keine Hosenscheißer. Es sind aufrichtig dumme Kerle oder aber Gewaltstrategen, deren Weltanschauung bis aufs Blut bekämpfenswert sein mag, die jedoch echt und ehrlich ist. Sie wollen ihren Kaiser wieder haben. Sie hassen die Republik und geben ihrer Liebe und ihrem Haß Ausdruck. Dagegen die Stresemann, Petersen u. Co., die Stützen der deutschen und preußischen Republik, glauben, diplomatischer vorgehen zu müssen. Im Grunde ihres Herzens Monarchisten, betrachten sie diese Republik als eine überflüssige, hoffentlich bald vorübergehende Erscheinung. Und wenn morgen ein bayrischer Putsch aufs Reich übergreifen und uns die Wittelsbacher oder die tapferen Hohenzollern wiederbringen sollte, dann stellen sich diese tüchtigen Männer schnell wieder auf den Boden der Tatsachen. Und das Volkskaisertum kann beginnen. Stresemann wird Reichskanzler. Mit den Herren Petersen, Helfferich, Herold und Noske bildet er das Volkskabinett. 12. 7. 22.

weiter, als in München der unabhängige Sozialist Gareis ermordet wurde. Montblanchoch stieg Dummheit und Verbrechen.

Es gibt Mörderzentralen, schrie plötzlich derselbe buntgemischte Chor, als der Zentrumsführer und Antisozialist Erzberger ermordet wurde. Das war vor einem Jahre!

Es gibt Mörderzentralen, schreien sie jetzt, da der Demokrat und Jude Walther Rathenau niedergeknallt wurde.

Sie werden weiter schreien und die Mörder werden weiter knallen. Dieses Volk ist hoffnungslos. Vor zehn Jahren schrieb es einer seiner besten Kenner (Heinrich Mann).

Ganz gewiß, — wie oft mußte man es sagen? —: nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig. War der Schützer der Konterrevolution, der Demokrat Herr Geßler, nicht nächster Freund Walther Rathenaus, des Demokraten? Saßen sie nicht zusammen in einem Kabinett, das der Ermordete kraft seiner überragenden Persönlichkeit entscheidend beeinflußte, dessen Entschlüsse er bestimmte?

Diese faule, Tag für Tag, in jeder Stunde sich kompromittierende Republik geht an sich zu Grunde. Sie ließ und läßt sich schmähen, wie es keine Dirne täte. Sie läßt sich von Wilhelms Offizieren schützen, und ihre einzige Macht dem inneren Feind, den Arbeitern, gegenüber besteht in der von Ludendorffs Generälen geführten Reichswehr. Diese Republik, deren »geistige« Struktur Noskes Vaterschaft nicht verbergen kann, ist für jeden wahren Republikaner ein »Gelächter und eine Scham«.

360 politische Morde in drei Jahren . . . Jeden dritten Tag also wurde einer gemeuchelt. Unter Schweigen oder Bedauern oder Protesten der regierenden Demokraten und Sozialisten.

Jetzt erlassen sie Verordnungen und Gesetze zum Schutze der Republik. Plötzlich bekennen sich Demokraten zum Terror. Wollen durch Drohung oder gar Ausführung von Todesurteilen abschrecken. Die außergewöhnliche Situation erfordere außergewöhnliche Mittel. (Und ihre Kampagne gegen Sowjetrußland?) — Demokraten, die sich selbst anfhängen. Toren oder Heuchler?

Tagtäglich, stündlich wird die Republik beleidigt, verächtlich gemacht, provoziert, bespuckt. Von Universitätsprofessoren, Generälen, bezahlten Beamten, Richtern, hochpensionierten Offizieren dieser Republik. In allen Städten, in allen Straßen dieser Republik wehen lustig die kaiserlichen Standarten. In den Amtsstuben der republikanischen Polizei, der republikanischen Gerichte, der republikanischen Kasernen, der republikanischen Post, in den Ministerien, den Parlamenten hängen die Bilder der deutschen Kaiser, Hindenburgs und Ludendorffs. Seit fast vier Jahren unangerührt. Im Gegenteil oft mit Kränzen umgeben und mit Wehmut betrachtet. Die Ermordung Rathenaus war notwendig, um erst einen Bildersturm dieser Republikaner zu entfesseln, eine Bewegung, die — wie alle anderen in diesem Volke — auf halbem, auf viertel Wege stehen bleiben wird. Sie machen Reformationen, aber keine Revolution. Dieses Volk ist zu »tief«, um revolutionär zu sein.

Aktivität besteht nur rechts. Man kann über die engstirnigen Alldeutschen denken wie man will, sie sind keine Quallen, keine Einerseits-Andererseits-Demokraten, keine Hosenscheißer. Es sind aufrichtig dumme Kerle oder aber Gewaltstrategen, deren Weltanschauung bis aufs Blut bekämpfenswert sein mag, die jedoch echt und ehrlich ist. Sie wollen ihren Kaiser wieder haben. Sie hassen die Republik und geben ihrer Liebe und ihrem Haß Ausdruck. Dagegen die Stresemann, Petersen u. Co., die Stützen der deutschen und preußischen Republik, glauben, diplomatischer vorgehen zu müssen. Im Grunde ihres Herzens Monarchisten, betrachten sie diese Republik als eine überflüssige, hoffentlich bald vorübergehende Erscheinung. Und wenn morgen ein bayrischer Putsch aufs Reich übergreifen und uns die Wittelsbacher oder die tapferen Hohenzollern wiederbringen sollte, dann stellen sich diese tüchtigen Männer schnell wieder auf den Boden der Tatsachen. Und das Volkskaisertum kann beginnen. Stresemann wird Reichskanzler. Mit den Herren Petersen, Helfferich, Herold und Noske bildet er das Volkskabinett. 12. 7. 22.

# DER MORD AN WALTHER RATHENAU UND DER DEUTSCHE NATIONALISMUS

## VON KARL RADEK

### I.

Nach Erzberger, dem geschicktesten bürgerlichen Politiker in Deutschland, war Walther Rathenau der beste Kopf der deutschen Wirtschaft. Walther Rathenau fiel als Opfer derselben nationalistischen Bewegung, die Erzberger hingemordet hat. Sie beide fielen als Vertreter desjenigen Teiles der deutschen Bourgeoisie, der für die Erfüllung des Versailler Friedens eintritt, solange in den Ländern der Entente noch keine Kräfte gereift sind, die die Vorherrschaft Frankreichs in Europa aufzuheben imstande wären. Sie beide fielen als Opfer des radikalen Flügels des alldeutschen Nationalismus.

Walther Rathenau war kein Vertreter des Pazifismus, für den man ihn so gern ausgegeben hat. Er war kein Vertreter einer an dem Kriege unbeteiligten Strömung. Als Sohn des Begründers der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft und nach dem Tode des Vaters Vorsitzender des Aufsichtsrates dieser riesigen Weltgesellschaft, trat er nicht nur nicht gegen den deutschen Imperialismus auf, sondern verfocht ihn sogar. Er war die rechte Hand von Dernburg bei der Proklamierung der neuen kolonialen Ära in Deutschland im Jahre 1907.

Nach seiner Rückkehr von Ost-Afrika entfachte er durch seine Berichte den kolonialen Appetit der deutschen Bourgeoisie. In seinem Artikel, den er im Dezember 1913 in der Wiener »Neuen Freien Presse« veröffentlichte, schrieb er buchstäblich: »Die letzten hundert Jahre sind die Jahre der Weltverteilung. Weh uns, daß wir nichts gezahlt und nichts erhalten haben. Jetzt rückt die Zeit heran, wo die Rohstoffe nicht als billige Erzeugnisse auf den Markt kommen, sondern eine Ware darstellen werden, um die sich die Konkurrenten reißen. Wir brauchen große Weltgebiete. Wir wollen keinem der Kulturstaaten das

wegnehmen, was ihm gehört. Aber bei der bevorstehenden neuen Verteilung müssen wir alles bekommen, was wir brauchen, bis wir sichergestellt sind, genau so wie die andern.« Und um die Beteiligung Deutschlands an der künftigen Verteilung sicherzustellen, trat er für die »Matrosen-Armee« ein und erklärte, daß »Friedfertigkeit« nur dann politisches Verdienst sein kann, wenn sie gleichzeitig der Weg zur Macht ist.

Rathenau hatte über den Charakter des Imperialismus keine Illusionen. Schrieb er doch im Jahre 1919 — die Geschichte verzeichnet es —: »Dreihundert Personen, die einander kennen, leiten die Wirtschaftsschicksale der Welt und ernennen ihre Nachfolger aus ihrer Umgebung.« Er war der gebildetste Mann des jetzigen Deutschland, kein einseitiger Fachmann in der Elektrotechnik, sondern ein Mann, der mit der Kunstgeschichte sowie mit der Philosophie und mit den Naturwissenschaften gleich vertraut war, ein Mann mit ungeheurem Wirtschaftshorizont, der sich jedoch des Imperialismus wegen mit der Herrschaft der Hohenzollern abgefunden hat und Wilhelm II. sehr nahe stand. Weder gegen die Politik Wilhelms noch gegen die Politik der herrschenden Parteien schrieb Walther Rathenau ein Wort. Als Deutschland und mit ihm die ganze Menschheit vor dem Abgrund stand, rief er im letzten Augenblick im »Berliner Tageblatt« aus: »Leben wir zu Metternichs Zeiten, daß wir wegen der Leiche eines ermordeten Herzogs ganze Völker in den Krieg werfen?«

Aber der Krieg brach aus. Nach dem Zusammenbruch des deutschen Imperialismus pflegte er sehr gern in seinen Broschüren und Artikeln Anspielungen darauf zu machen, daß er alles vorausgesehen hätte, daß er gegen die Kriegsillusionen der Annexionisten gewesen wäre usw. usw. Aber das waren alles nur Märchen für Leichtgläubige. Und die nationalistische Presse konnte in ihren Schriften reichliche Beweise dafür bringen, daß Rathenau, der während des Krieges die Sicherung Deutschlands mit Rohstoffen organisierte, einen vulgären annexionistischen Standpunkt

einnahm. Am 6. September 1915 schrieb er in einem Privatbriefe an Ludendorff: »Nichts fürchte ich so, wie politische Konzessionen an England. . . . An den Separatfrieden mit Rußland glaube ich nicht, würde ich selbst dann nicht glauben, wenn wir Petrograd besetzt hätten, was allerdings von großer politischer Bedeutung wäre und uns künftighin die Möglichkeit geben würde, als Vormund Rußlands aufzutreten. Nur der Durchbruch der Westfront wird nach meiner Ansicht die politische Lage ändern. Der Friede mit Frankreich ist möglicher, und dieser würde zum Frieden mit Rußland führen. Nachher müssen wir genügend Willen und genügend Kräfte haben, um den Kampf mit England bis zu Ende zu führen. Wirtschaftlich werden wir durchhalten können. Unsere Siege im Osten haben unsere Phantasie so beflügelt, daß ich den Marsch nach Ägypten nicht für utopistisch halte.«

Noch im Juli 1918, einige Wochen vor der Niederlage, die der Anfang vom Ende war, schrieb Rathenau in der »Frankfurter Zeitung«: »Frankreich steht vor der Gefahr, seine Häfen und seine Residenz zu verlieren. Es ist nicht an der Zeit, jetzt daran zu denken, welches Los Frankreich vorziehen wird: unsere Okkupation nach dem belgischen Muster, während seine Regierung nach San Sebastian oder einem anderen Städtchen übersiedeln wird, oder ob es die Provisorische Regierung beauftragen wird, Frieden mit Deutschland zu schließen. Es ist viel wichtiger zu wissen, was unsere Feinde zur See unternehmen werden. Für England wird es sehr schwer sein, vor der ganzen Welt einzugestehen, daß es den Krieg auf dem Kontinent verloren hat, und daß man Deutschland durch Krieg nicht besiegen kann. Großbritannien wird auf der See durch verzweifelte Anstrengungen die Oberhand gewinnen, während die Zentralmächte auf dem Kontinent herrschen werden. Der U-Bootkrieg wird seine äußerste Grenze erreichen. Das wird der letzte Akt des Krieges sein. Er wird ausschließlich eine Frage des Geistes und der Willenskraft in der Armee sein. Deutschland wird als Sieger hieraus hervorgehen.«

Und als der Moment des Zusammenbruchs kam, trat Rathenau gegen die Kapitulation auf und war für die Schaffung einer Regierung des nationalen Selbstschutzes.

II.

Deutschland wurde geschlagen. **Ballin**, Direktor der Hamburg-Amerika-Linie, der einzige der deutschen Bürger, der genügend vernünftig war, um wenigstens hinter den Kulissen die wahnsinnige Politik des deutschen Imperialismus zu bekämpfen, beging Selbstmord. Rathenau begann eine neue Laufbahn.

Er spielte sich als Pazifist auf, obwohl er nie Pazifist gewesen ist und schrieb Klageberichte über allgemeine Interessen der Weltwirtschaft und über die Notwendigkeit des gerechten Friedens. Er, der es für die Interessen der Menschheit für gut hielt, daß 300 Finanzkönige über die ganze Welt herrschen sollen, trat jetzt als Demokrat auf und versucht, seinen Plan der Staatsorganisation des Kapitalismus bei völliger Herrschaft des Kapitals über die Regierung sozialistisch zu färben. Und da der größte Teil der Volksmassen sowie der Bourgeoisie nicht daran denkt, die Entente zurückzuweisen, so wurde Rathenau zum Verkünder der Politik des Gehorsams zur Erfüllung des Versailler Vertrages gegenüber der Entente.

Als Mensch mit großen geistigen Interessen verfolgte er mit großer Aufmerksamkeit die russische Revolution. Als ich in Deutschland im Gefängnis saß, pflegte er mich im Jahre 1919 zu besuchen, erkundigte sich sogar über unsere Aussichten und äußerte damals im Augenblick des Vormarsches Denikins, daß er von dem Sieg der russischen Revolution überzeugt sei. In seiner Broschüre: »Die Kritik der Revolution« schrieb er damals: »Das Sowjetsystem ist berufen, den westeuropäischen Parlamentarismus, dessen Bankrott wenigstens in Deutschland durch die Nationalversammlung schon bewiesen ist, zu ändern. Während sechs Monate ihrer Existenz in Rußland haben die Sowjets trotz ihrer Primitivität und ihrem Mangel an Erfahrung mehr Initiative und Vernunft gezeigt, als die deutschen Parlamente in fünfzig Jahren.«

Aber nachdem er zum Minister für den Wiederaufbau der zerstörten Gebiete ernannt wurde, nahm er mit derselben Leichtigkeit, mit der er auf seine Wirtschaftspläne über die Organisierung der Produktion und der Staatskontrolle hierüber verzichtet hatte, einen neuen Kurs für Kompromisse mit der Entente »um jeden Preis« auf und trat als Gegner der Annäherung mit Sowjetrußland — »solange Deutschland die Hände noch gebunden sind« — auf. Er war der Hauptverkünder der Idee des internationalen Syndikats zur Ausbeutung Rußlands, und wenn er noch so sehr versucht hat, in diplomatischen Verhandlungen diese Idee zu verschönen, so faßte er sie doch auf als Kolonisation Rußlands. Sein abstrakter rationalistischer Geist verstand nicht, daß dieses das beste Mittel sein würde, um auf lange Zeit einen Keil zwischen Rußland und Deutschland zu treiben. Denn Deutschland würde hierdurch zum Kommis der Entente zum Zwecke der Ausbeutung Rußlands, und die russischen arbeitenden Massen würden zu Feinden Deutschlands gemacht werden. Reichskanzler Wirth ist nicht so vielseitig gebildet wie Rathenau und besitzt auch nicht dessen Erfahrungen, er hatte aber so viel politische Einsicht, ihm hinter den Kulissen und öffentlich im Reichstag entgegenzutreten.

Rathenau, ein glänzender Dialektiker, war so überzeugt von der ungeheuren Wirkung seiner Argumentation, daß er nach seinen Verhandlungen in London mit Lloyd George und nach seinem Auftreten in Cannes, wo er die Position Deutschlands in glänzender Weise verteidigt hatte, von der Ansicht durchdrungen war, daß der psychologische Umschwung bei der Entente in ihrem Verhältnis gegenüber Deutschland schon eingetreten ist, und Deutschland als ein großer Industriestaat am Tisch der Entente Platz nehmen wird. Aus diesem Grunde hielt er sich möglichst weit von Rußland ab, um sich vor dem Westen nicht zu kompromittieren. Er sah nur den unberührten Wirtschaftsapparat Deutschlands, bemerkte aber nicht die Ketten an den Händen und Füßen des deutschen Volkes. Deshalb brachte ihm die erste Woche in Genua eine ungeheure Enttäuschung. Nachdem er sich überzeugt

hatte, daß die Verbündeten gar nicht daran denken, Deutschland als einen gleichberechtigten Staat zu betrachten, nachdem er gesehen hatte, daß sie Separatverhandlungen mit Rußland führen, und als er aus dem Memorandum der Sachverständigen der Verbündeten ersehen hatte, daß sie an Sowjetrußland tatsächlich das Ersuchen richteten, den Versailler Frieden auszunutzen (als die Sowjetvertreter das vorausgesagt haben, hielt er es für einen lächerlichen Schreckschuß), entschloß sich Rathenau, auf d i e Ratgeber zu hören, die den Separatfrieden mit Rußland und eine selbständige Politik Rußland gegenüber verlangt haben. Den einzigen Versuch in dieser Richtung machte Rathenau nicht auf Grund durchdachter, politischer Schlüsse, sondern unter dem Eindruck des Bankrotts seiner Politik.

III.

Rathenau war zweifellos einer der gebildetsten Vertreter der deutschen Bourgeoisie. Aber in der Politik fehlte ihm nicht nur der unmittelbare politische Instinkt, ohne den ein hervorragender Politiker nicht denkbar ist, sondern auch der politische Charakter. Kein großer Politiker gelangt zu seinem Ziel auf einem einfachen Wege. Jeder muß seine Methoden und seine Ansichten unter dem Einfluß der Erfahrungen ändern. Rathenau änderte oft seine Ansichten, hatte aber kein bestimmtes Ziel. In diesem glänzenden Manne äußerte sich mehr als in einem anderen der Mangel an politischem Talent, was allgemein für die deutsche Bourgeoisie so charakteristisch ist. Allerdings wurde er hingemordet nicht wegen Mangel an Talent und nicht wegen Mangel an politischem Charakter. Er fiel als Opfer einer nationalistischen Clique, die in ihm die Verkörperung der Abmachungs-Politik mit der Entente sah. Was stellt aber diese äußerste rechte Partei dar?

Sie stellt dar die gestürzte Junkerschicht, die in Deutschland bis zur Revolution geherrscht hat und die von der Wiederherstellung der Monarchie als Ausgangspunkt der neuen imperialistischen Politik träumt. Aber dieser Teil der deutschen Natio-

nalisten denkt jetzt nicht daran, die Macht in seine Hände zu nehmen. Er sieht ein, daß er damit den Versailler Frieden anerkennen muß. Sämtliche Kampagnen, die von Graf Westarp und anderen Führern der gewesenen konservativen Partei geführt wurden, sind nur die vorbereitende Agitation für künftige Kämpfe. Aber diese Agitation sammelt um sich die breitesten Massen der Kleinbourgeoisie, des gewesenen Offizierskorps und der Intellektuellen. Der Grund, warum diese Kreise der Junker- und Nationalisten-Partei folgen, liegt darin, daß sie durch den Krieg sehr gelitten haben. Sie hofften, daß der Sieg ihre Wunden heilen wird. Aber statt des Sieges kam die Niederlage. Es kam eine unerhörte Steuerlast und eine wahnsinnige Teuerung. Sie vergleichen ihre Lage unter Wilhelm mit der Lage unter der demokratischen Republik und werden von Verzweiflung erfüllt. Sie sehen die Urheber des Versailler Friedens auch in der Demokratie und erheben sich gegen die einen und gegen die anderen. Und inmitten dieser Elemente organisieren sich geheime nationalistische Verbände, die mit Bomben und Revolvern arbeiten. Die deutsche Regierung ist machtlos ihnen gegenüber. Sie ist machtlos, nicht weil diese Organisationen stark sind, sondern weil sie sich nicht zum Kampf mit ihnen entschließen kann, und weil es im ganzen Staatsapparat Hunderttausende von Nationalisten gibt, die mit dem kleinen Kreis der Verschwörer sympathisieren. Die Säuberung dieses Apparates ist nur dann möglich, wenn die Arbeiter zur Durchführung dieser Aufgabe hinzugezogen werden. Aber gerade vor diesen Arbeitern hat die demokratische Regierung, an der mehr Sozialdemokraten als Nationalisten teil haben, Angst. Wenn man eine bewaffnete Macht des Staates aus gewerkschaftlich organisierten Arbeitern schaffen könnte, so würde sie eine vortreffliche Waffe zur Bekämpfung der Monarchisten und Nationalisten sein, wohl aber nicht zur Unterdrückung der Arbeitermassen.

Derjenige Teil der Bourgeoisie, der unter dem Namen Demokraten und Zentrum am Ruder steht, besteht nicht aus

Demokraten oder Republikanern. Sie sind für die Republik nur deshalb, weil sie befürchten, daß die Entente auf die Wiederherstellung der Monarchie nicht eingehen wird. Aber ein Teil von ihnen glaubt, daß die Entente vielleicht doch darauf eingehen würde. Während die Nationalisten mit großer Leidenschaft für die Monarchie eintreten, können die sogenannten Demokraten und die sogenannten Republikaner nicht einmal in der Verteidigung mit Entschiedenheit auftreten. Es genügt nur, sich zu erinnern, wie sie nach dem Mord an Erzberger darauf verzichtet haben, irgendwelche entscheidende Maßregeln gegen die Aufwiegler und gegen die Mörder durchzuführen. Sie sind deshalb machtlos gegenüber den weißen Geheimorganisationen.

Und wir sind fest überzeugt, daß der Tod Rathenaus, soweit es sich um die deutsche Regierung handelt, zu keinen entscheidenden Aktionen führen wird. Alles wird nur mit Drohungen enden. Die Nationalisten werden weiter die Straße beherrschen und Blut desjenigen Teils der Bourgeoisie vergießen, der es — wenn auch nur mit Worten — wagen würde, den Kaiser und den Nationalismus zu verleugnen. Die deutsche Bourgeoisie gab ein Beispiel der Straflosigkeit der nationalistischen Mörder von Rosa Luxemburg und Liebknecht. Und jetzt muß sie mit ihrer Enthauptung für die Enthauptung der Arbeiterklasse büßen.

Die revolutionäre Bedeutung solcher Tatsachen, wie der Mord Rathenaus besteht darin, daß einerseits gezeigt wird, wie stark vulkanisch der Boden ist, der durch den Versailler Frieden geschaffen wurde. Und andererseits öffnet sie den Arbeitern die Augen, so daß sie die Machtlosigkeit der demokratischen Regierung und zugleich der Sozialdemokratie erkennen. Von der deutschen Regierung kann man nichts Entscheidendes erwarten, aber man kann sicher sein, daß die Nationalisten sowie die Arbeitermassen auf Ereignisse von ungeheurer Bedeutung vorbereitet werden. Diese Tatsache muß sich ergeben unter dem Einfluß der Verhältnisse, wie sie geschaffen werden durch den Mord an Führern der Bourgeosie, unter dem Regime der Bourgeosie.

# DER MÄDCHENHANDEL

## VON PELADAN

### ÜBERTRAGEN VON EMIL SCHERING

*Aus dem neuen Roman von Peladan: »Weibliche Neugier«, der im Laufe dieses Jahres erscheinen wird. Peladan führt in der Gestalt des Bildhauers Nebo die als Mann verkleidete Prinzessin Paula Riazan durch die Hölle von Paris.*

### 1. Der grüne Weg.

— In unseren Sitten, sagte Nebo, ist der Liebesakt banal und alltäglich geworden, ja der Staat schafft, erlaubt und schützt Orte, wo eingesperrte Frauen jedem, der kommt, für ein geringes Geldstück ausgeliefert werden.

— Entsetzlich! rief Paula.

— Ja, der abstoßende Betrunkene kann für den Preis von drei oder vier Flaschen »mein Lieber« genannt, umarmt, geliebkost werden und sich für einen Liebhaber halten, der für eine Stunde geliebt wird.

— Gerechter Gott, rief sie, das wäre wahr, und sie lügen nicht, Nebo? Gewiß, ich wußte, daß es schmutzige Weiber gibt, die von der Schande leben, aber dieses »jedem, der kommt« erschreckt mich, ich kann es nicht glauben.

Der Wagen hielt an der Ecke der Rue d'Alésia und der Rue de la Tombe-Issoire. »Sie warten beim Löwen von Belfort,« sagte Nebo zum Kutscher. Ein scharfer Nordwind quälte die Flamme der Laternen, und in der mondlosen Nacht löste der leblose Vorort Furcht aus.

Als sie in die Straße des »Grünen Weges« mündeten, kreuzten sie sich mit einer Schar junger Leute, die starr und staunend dreinsahen, sie kamen aus einer gewölbten Tür, die von einer übermäßigen roten Laterne erhellt war.

— Wo sind wir? fragte die Prinzessin.

— Auf einem Wege der Venus Pandemos, gleich werden Sie den Gesang der Sirenen hören.

Einige Schritte weiter, und sie standen vor einer halb geöffneten Tür, die eine blaue Laterne beleuchtete, eine weiße Zahl erinnerte an die Farbe der Jungfräulichkeit und des Todes, das heißt der Unfruchtbarkeit.

Auf der Schwelle erschien die Kupplerin.

— Liebe Herren, ich habe hübsche Damen.

— Aber, fragte Paula, ihren Gedanken fortsetzend, wenn sie uns nicht nett genug finden?

Das unsaubere Weib begriff nicht.

— Es sind elf Damen da: Sie können wählen.

— Und wenn die, welche wir wollen, uns nicht mögen?

— Woher kommen Sie, mein schöner Herr? Die Damen sind zum Vergnügen der Herren da, nicht zu ihrem eigenen.

— Wenn die, welche ich wähle, eine Abneigung gegen mich hat, bestand Paula.

— Am Grünen Weg ist sie unbekannt, die Abneigung. Die Kupplerin lachte. Abneigung! Der Herr würde ihnen eher die Haut vom Bauche reißen.

Die dicke Tür, die mit Riegeln und Ketten versehen war. glich eher der eines Gefängnisses als eines Vergnügungsortes.

Sie traten in ein Vorzimmer, das marmoriert gestrichen war.

— Sind Leute in einem Salon? fragte Nebo.

— Ja warum?

— Weil wir erst sehen wollen: keine Erklärungen.

Er reichte der Megäre ein Goldstück.

Sie schüttelte den Kopf mit der Miene eines Kaufmannes, dem man ein seltsames Verlangen stellt, und führte sie in einem Raum, der als Rumpelkammer diente, hieß sie auf einen Tisch steigen, in der Höhe eines dreieckigen Fensters, und ließ sie allein.

Paula war sehr überrascht von dem Schauspiel, und Nebo selbst verstand nicht sofort.

Junge Leute des Bürgerstandes, gut gekleidet, aber gemein in Haltung und Ausdruck, wälzten sich zusammen auf einer Seite des Diwans: Mädchen mit verwickelten und übertriebenen Frisuren, in ausgeschnittenen Kleidern aus Seide, saßen ihnen gegenüber auf der gleichen Linie eines Viertelkreises, die Männer lachten, die Mädchen schienen gedemütigt und zornig zu sein.

Von Zeit zu Zeit ging ein junger Bürger auf eine Dirne zu, stieß ihr mit gewollter Roheit seine Faust ins Mieder, oder nahm ihr Bein, um sie boshaft zu kneifen, dann mimte er großen Ekel, während seine Kumpane Beifall klatschten. Diese Feiglinge waren mit sich selbst zufrieden, die Bestien! Nein, sie hatten Renan gelesen, von ihm hatten sie erfahren, daß Nero, das Urbild des entarteten Rohlings, ein Künstler war: sie übten sadistische Kunst. Sie hatten zusammengelegt, und für dreißig Franken erhielten sie das Recht, eine Stunde lang zehn Unglückliche zu besitzen und zu demütigen, sie suchten sie zu quälen in allem, was der Prostituierten an Würde und Zartheit noch geblieben sein mochte.

— Diese gemeinen Seelen, sagte Paula, als Nebo ihr die Szene erklärt hatte.

— Kürzen wir diese Marter ab!

Sie stiegen vom Tische herunter.

— Lassen Sie alle Ihre Frauen kommen! befahl Nebo der Kupplerin.

— Alle diese Damen zur Wahl! kläffte sie.

— Zur Wahl? wiederholte Paula, wie um sich einer Unwahrscheinlichkeit zu vergewissern. Als sie diese Frauen eintreten sah, mit der Eile, ihren Verfolgern zu entrinnen, und der Furcht vor den neuen Gästen, lehnte sie sich an den Kamin: vor diesem Abgrund des Elends und der Erniedrigung wurde ihr schwach.

Die Mädchen sagten: »Guten Abend, meine Herren«, und blieben stehen, verlegen und eingeschüchtert durch den traurigen Blick, mit dem die jungen Leute sie betrachteten.

— Setzen Sie sich doch, meine Damen, sagte Nebo mit einer Höflichkeit, die sie erstaunte.

— Sie scheinen so gut zu sein, sagte eine, daß ich Sie bitten möchte, diesen Brief auf die Post zu geben. Hier hat man immer Angst, daß wir uns beklagen, und unterschlägt die Briefe.

Nebo steckte den Brief in die Tasche.

— Gehen Sie denn nicht aus? fragte Paula.

— Nur an den großen Festen, und dann alle zusammen, und von Madame überwacht.

— Und wenn Sie morgen, sofort, von hier weggehen wollten?

Die Mädchen sahen einander verstohlen an.

— Und die Schuld? Sie wissen also nicht? Wenn ein Mädchen ins Haus kommt, gibt man ihr Wäsche und ein seidenes Kleid: beides berechnet man ihr mindestens mit fünfhundert Franken. Dann der Tabak, das Waschen: wir zahlen das Doppelte, und wir haben nur ein Drittel von dem, was wir verdienen. Auch sind die Mädchen, die ihre Schulden bezahlen, so selten, daß man sagen kann: wenn man hier eintritt, kommt man nur wieder heraus, um das Krankenhaus aufzusuchen.

— Sie scheinen kaum 20 Jahre alt zu sein, sagte Paula, werden Sie bis zur Stunde des Krankenhauses hier bleiben?

— In den Häusern, ja: aber nicht in diesem: man wechselt die Damen! Ein Besitzer aus Montauban muß dieser Tage kommen: er wird die Schulden derer bezahlen, die er mitnehmen will.

— Also, sagte die Prinzessin, infolge dieser Schuld können Sie nicht aus der Prostitution heraus! Aber wenn Sie flüchten?

— Die Polizei und die Gendarmen würden mich als Diebin verfolgen, weil ich Schulden habe und fortgehe, ohne zu bezahlen. Aber Sie werden bleich: leiden Sie? fragten die Mädchen mit Interesse.

— Rühren Sie mich nicht an! sagte Paula, die auf ihrer Stirn einen eisigen Schweiß trocknete und deren Mitleid die heftige Abneigung nicht tilgte.

Die Tür öffnete sich und ein Mädchen erschien. Sie hatte eben geweint und setzte sich, mit Mühe gehend, auf die Seite.

— Die dort, Klaudia, wird herauskommen, verstümmelt vielleicht, aber sie wird ihre Schuld bezahlen.

Und als Nebo diese Mutige der Ehrlosigkeit betrachtete, kreuzte sie die Beine: er sah Blut an ihrem Strumpfe! Er unterdrückte eine Gebärde des Abscheus: die Kupplerin trat ein.

— Irma, sagte sie, komm und spiele nicht die dumme Gans: es ist der Herr von gestern.

— Nein, rief das Mädchen, ich weiß, was er will, ich werde nicht hingehen.

— Mein Kind, als du eintratest, habe ich dir gesagt . . . .

Nebo, der Mensch, der gegen sich selbst stark war, der die Wissenschaft des Guten und des Bösen besaß, der ruhig war und lächelte, errötete und barg den Kopf in seine Hände, von der Scham erdrückt.

— Oh! Herr Gott! . . . . Herr Gott! . . . . murmelte er. Dann rief er mit furchtbarer Stimme: Aus meinen Augen, Ungeheuer!

Die Kupplerin hatte vor diesem Zorn Furcht und entfloh.

— Sie erschrecken selbst mich, sagte die Prinzessin.

— Verflucht sei das Volk, welches das Gesetz der Geschlechter bricht! Verflucht sei der Staat, der den freien Willen der Schwachen verletzt! Verflucht diese Gesellschaft, die allen Sodoms und Gomorrhas öffnet und ihnen ihre amtliche Sanktion erteilt! Anathema über dieses Bürgertum, das Geschöpfe mit unsterblicher Seele der blutigen Wollust seiner Söhne und der Sicherheit seiner Töchter opfert! Verflucht, sieben Male verflucht, bis in den Leib der Mütter!

So sprach er mit einer Stimme, die sich nach und nach dämpfte, dann kam die Ruhe wieder über sein Antlitz.

Der Kuppler stand auf der Schwelle des Zimmers: in Hemdsärmeln, die er mit drohender Miene zurückstreifte.

— Was, ihr kleinen Flegel, ihr verletzt die Achtung vor meiner Frau!

— Du bist kein Mann, sagte Nebo, dein Weib ist nicht einmal ein weibliches Tier, ihr steht unter dem Vieh, seid etwas, das keinen Namen hat: wenn ich dich nicht töte, so geschieht es, weil du selbst dem Schinder zuwider bist!

Der Kuppler ergoß sich in Schmähungen.

Paula, der sich die Überreizung des Platonikers mitteilte, zog ihren Revolver und legte, ohne zu zielen, den Finger auf den Abzug: die Kugel warf die Mütze des Verbrechers zu Boden, der in plötzlicher Feigheit in den Korridor stürzte.

Die Dirnen flüchteten mit großem Tumult. Man hörte, wie die Straßentür verriegelt wurde.

— Schnell, rief Klaudia, stoßt dieses Sofa vor die Tür.

— Bleiben Sie, sagte Nebo zu ihr, Sie werden mit uns fortgehen: ich werde Ihre Schuld bezahlen.

Plötzlich wurde es dunkel. Die Prinzessin bekam Angst.

— Paula, halten Sie diese Rolle Magnesium fest.

Er zündete den metallischen Draht an, und der Saal wurde hell erleuchtet.

Beim Grunzen von Tieren rief Klaudia aus:

— Die Hunde! Zwei schreckliche Bulldoggen.

Nebo schraubte den Knopf seines Stockes ab und ließ eine sehr kleine Klinge herausspringen, sich über das Sofa beugend, in der Haltung des Stierkämpfers, stach er einen der Köter in die Schnauze und traf den anderen am Halse: der erste fiel, wie vom Blitz getroffen, der zweite rollte sich krampfhaft auf dem Boden.

— Jetzt, den Revolver in die Faust!

— Ich hole die Polizei, schrie der Kuppler, der sich nicht zu zeigen wagte.

— Beeile dich, Verbrecher, und sage ihr, du habest den Grafen Ladislaus Noroski, Attaché der russischen Gesandschaft, ermorden wollen.

Als Paula den Gehrock öffnete, sah man auf ihrer weißen Weste den Orden des Schwarzen Adlers.

Der Zuhälter glaubte diesen Worten und bekam Angst, daß ein so hoch Gestellter sein Lupanar schließen lassen könnte.

— Gehen Sie, meine Herren, sagte er, Sie sind die Stärkeren.

— Zuerst das Gas, da die Magnesiumbeleuchtung sehr kostspielig ist, Kleider für Klaudia und eine Quittung über ihre Schuld. Wieviel schulden Sie?

— Noch vierhundert Franken, aber ich habe zwei Goldstücke in meinem Strumpfe.

Sie reichte die blutigen Goldstücke.

— Behalten Sie die, armes Mädchen, und zünden Sie das Gas wieder an.

Nach einigen Augenblicken hielt der Pächter die Quittung hin.

Nebo schob vier gerollte Banknoten in das Rohr seines Revolvers und streckte ihn aus.

Kleider für das Mädchen hatte man über das Kanapee geworfen.

— Hallo! Der Korridor muß leer sein!

Sie rückten das Kanapee beiseite, schritten über die toten Hunde und fanden die Straßentür verschlossen.

In diesem Augenblick kam Irma gelaufen, die Schlüssel in der Hand haltend.

— Kommen Sie mit uns, sagte Nebo.

— Würden Sie mich unterhalten?

— Wir würden Ihnen helfen, bis Sie Arbeit finden.

— Ich habe die Übung zu sehr verlernt, um sie wieder aufzunehmen! Ich würde nach einem Monat hierher zurückkehren: ebensogut kann ich bleiben.

Sie schloß die Tür nach diesen feigen Worten.

— Jetzt, Klaudia, wohin sollen wir Sie führen?

— Aber ich gehöre Ihnen: Sie haben mich gekauft!

— Losgekauft, Klaudia, der Loskauf der Gefangenen ist ein Werk der Barmherzigkeit.

— Also nur, um mich zu retten, haben Sie .... Aber dann sind Sie ja Heilige!

— Paula, das ist ein Wort, sehr schön, um es aussprechen zu lassen, und der höchste Titel, den man erhalten kann.

— Ich habe eine Schwester, die ehrbar ist und arbeitet, sie hat mir versprochen, mich aufzunehmen, wenn ich mich bessere sie wohnt Avenue d'Orléans 56.

— Unser Weg ist es, Sie zu geleiten.

Die Straße wurde schweigend zurückgelegt: jeder hing seinem Staunen nach. Paula erstaunte über eine Schande, die sie noch nicht begriff, Nebo über eine Entartung, die er nicht so allgemein verbreitet und staatlich geschützt gehalten hätte, Klaudia über ihre Befreiung, die sie wunderbar fand.

— Sehen Sie diese erleuchtete Mansarde?

Sie rief.

— Ich bin's, deine Schwester Klaudia, rief sie, als sich das kleine Fenster öffnete.

Paula reichte ihr die Quittung des Kupplers.

— Heben Sie den Schein auf als eine Warnung gegen den Rückfall.

— Du, du! rief die Schwester und küßte die traurige verlorene Tochter. Heraus, wirklich heraus, für immer, aus ...

Statt eines Wortes streckte die ehrsame Arbeiterin die Hand aus nach dem Grünen Weg.

— Diese Herren haben mich losgekauft, erklärte Klaudia. Jäh erkaltete ihre Schwester.

— Aufhören allen zu gehören, um einigen zu gehören, heißt nicht, sich bessern, noch, sein Wort halten.

— Sie ist frei! An Ihnen liegt es, sie dorthin zu führen, wo die große Seelenwäsche vorgenommen wird.

Paula zeigte auf die Peterskirche, dann legte sie ihren Arm auf den Nebos, und sie verließen die beiden Frauen, die vor Rührung und Neugierde verstummten.

— Lieber Platoniker, in dem Maße, in dem ich verstehe, wächst mein Schrecken. Sie selbst haben Ihre gewöhnliche Zurückhaltung, diese überlegene Güte aufgegeben: warum sprachen Sie plötzlich den Fluch aus?

— Ich müßte Ihnen noch diese unheilvolle Entdeckung verschweigen, müßte warten, bis das logische Fortschreiten meines schmerzensreichen Unterrichts die letzte Lektion gibt, wenn das Blut des Verbrechens sich mit dem Schmutz der Begierde mengt: aber besser ist es, Ihre Einbildungskraft zu Eis erstarren zu lassen, als daß sie um die Schwindel erregende Verirrung herumläuft.

Er suchte einen Augenblick seine Ausdrücke, dann enthüllte er ihr kühn den geheimen Greuel von Capri*) und den teuflischen Zauber des Marschalls de Retz**).

Paulas Geist irrte tastend um diese Werke der Finsternis, dann schrie sie auf, jäh von einem teuflischen Blitz erleuchtet, und krallte die Hand in den Arm ihres Gefährten, wie vor einer greifbaren Gefahr.

*) In Capri soll, wie Sueton erzählt, der 70jährige Kaiser Tiberius Lustknaben mißbraucht und dann ins Meer gestürzt haben.

**) Retz, 1404—1440, ermordete Kinder in grausamer Weise aus Wollust. Vgl. Huysmans, Dort unten.

Bartholdis Löwe erhob sich vor ihnen.

— Es ist nicht schön, meine Bürger, hier zu stehen, wo der Wind mit fünf Boulevards »Wechselt das Bäumchen« spielt, sagte der Kutscher.

— Ich werde den Ärger bezahlen! Place Cambronne.

— Wie kann der Staat dulden ..., begann Paula, als der Wagen rollte.

— Der Staat glaubt, daß die gesetzliche Prostitution der Allgemeinheit nützt.

— Gerechter Gott, wem kann sie nützen?

— Der Gesundheit der Bürgersöhne. Gott hat über die Hurerei die Drohung einer möglichen Krankheit verhängt, aber der Bürger schmeichelt sich, dieses Gesetz zu umgehen, wie er sogar das umgeht, das er täglich verordnet. Zu diesem Zwecke läßt er jede Unglückliche, die sich verkauft, verfolgen, nicht um sie zu retten, sondern um sie zu zwingen, sich von Zeit zu Zeit den Ärzten vorzustellen, damit er, der Bürger, in Sicherheit Unzucht treiben kann. Indem sie in diese Untersuchung willigt, wird die Prostituierte, statt verfolgt zu werden, ein nützliches Mitglied der Gesellschaft. Sie darf sich aber nicht einfallen lassen, mit ihrer Gegenwart das Pflaster, das sich vor den Bürgerhäusern hinzieht, zu beschmutzen: der Biedermann will Dirnen, aber fern von seinem väterlichen Herd. Er übt alle Laster, aber feige, Sohn von Feigen, Vater von Feigen, will er ausschweifen, aber mit der ärztlichen Gewähr, daß seine teure Gesundheit keinen Schaden leidet. Diese Sicherheit, einerlei, ob angeblich oder wirklich, macht die weniger Dreisten kühn, und die Liebe, wenigstens ihr Akt, erniedrigt, entwertet, tritt für die heutige Generation in die hygienische Reihe der secreta. Sie haben gesehen, wie der Staat aus freien Stücken der Dirne die Möglichkeit nimmt, sich wieder zu erheben. Sie werden noch mehr staunen! Im französischen Gesetzbuche steht dieser seltsame Artikel, in einer demokratischen Zeit: Wenn er nicht reich ist, kann ein französischer Bürger zehn Jahre lang, vom fünfzehnten bis zum fünfundzwanzigsten Jahre, nicht heiraten, und wird ins Hurenhaus gehen.

— Das kann nicht im Gesetzbuche stehen!

— Alle Franzosen sind drei Jahre Soldaten. Der Bürger, der von seiner Arbeit lebt, jung geheiratet hat, muß, wenn er zum Kriegsdienst ausgehoben wird, seine Frau und seine Kinder Hungers sterben lassen: das kommt dem »Verbote gleich, vor der Aushebung zu heiraten«. Fügen Sie das Verbot, während der Dienstzeit zu heiraten, hinzu: da haben Sie mit vierundzwanzig Jahren einen Bürger ohne einen Pfennig, ohne Stellung, in seinem Berufe eingerostet, der ein Jahr brauchen wird, um wieder ins soziale Leben hineinzukommen! Ich wiederhole Ihnen also, daß nur die Reichen in Frankreich vor dem fünfundzwanzigsten Jahre heiraten können.

— Aber das Volk ist doch von einer Dummheit . . .

— Ebenso groß wie sein Unglück, das unermeßlich ist. Die Freiheit, mit der es sich begnügt, heißt für mich »die Tyrannei ohne Ausnahme«. Der Franzose nennt sich frei, wenn er ebenso viel ist wie sein Nachbar, mag der auch im Käfig des Kardinals Balue*) stecken.

— O dumme Menschheit!

— Mehr als eine Stimme wird es rufen! Seit der Morgenröte der Staaten gibt es eine ewige Landplage, man nennt sie »Willkür des Königs« oder »Wille des Volkes«: das ist das Staatsinteresse, der abstrakte Moloch, furchtbarer als der bronzene Koloß, wo zu gleicher Zeit hunderte von Opfern kochten. Alle Despotien der Vergangenheit: feudale Erpressungen, königliche Tyrannai, bis zur Frechheit des Adligen, der die verheiratete Bürgerin und Familienmutter »Fräulein« nennt: werden Sie unter dem grünen Schirm, in den Notarmappen der Staatsrücksicht wiederfinden, sie verbirgt ihr altes Zepter aus Eisen im Lüsterärmel. Nie hätte ein Papst oder ein Kaiser gewagt, Ingres vier Stunden lang im Korridor eines Ministers warten zu lassen: er hätte sich vor Europa blamiert! Der Schreiber, der sich diese namenlose Frechheit geleistet hat, gehört in dieses Abstraktum: Verwaltung. Gewiß, um einen Torquemada heilig oder einen

---

*) Jean la Balue, vertrauter Minister Ludwig XI., verriet des Königs Geheimnisse, wurde zur Strafe 1469 in einen eisernen Käfig von acht Quadratfuß Grundfläche gesperrt, in dem er zehn Jahre lang schmachtete!

Bartholdis Löwe erhob sich vor ihnen.

— Es ist nicht schön, meine Bürger, hier zu stehen, wo der Wind mit fünf Boulevards »Wechselt das Bäumchen« spielt, sagte der Kutscher.

— Ich werde den Ärger bezahlen! Place Cambronne.

— Wie kann der Staat dulden . . ., begann Paula, als der Wagen rollte.

— Der Staat glaubt, daß die gesetzliche Prostitution der Allgemeinheit nützt.

— Gerechter Gott, wem kann sie nützen?

— Der Gesundheit der Bürgersöhne. Gott hat über die Hurerei die Drohung einer möglichen Krankheit verhängt, aber der Bürger schmeichelt sich, dieses Gesetz zu umgehen, wie er sogar das umgeht, das er täglich verordnet. Zu diesem Zwecke läßt er jede Unglückliche, die sich verkauft, verfolgen, nicht um sie zu retten, sondern um sie zu zwingen, sich von Zeit zu Zeit den Ärzten vorzustellen, damit er, der Bürger, in Sicherheit Unzucht treiben kann. Indem sie in diese Untersuchung willigt, wird die Prostituierte, statt verfolgt zu werden, ein nützliches Mitglied der Gesellschaft. Sie darf sich aber nicht einfallen lassen, mit ihrer Gegenwart das Pflaster, das sich vor den Bürgerhäusern hinzieht, zu beschmutzen: der Biedermann will Dirnen, aber fern von seinem väterlichen Herd. Er übt alle Laster, aber feige, Sohn von Feigen, Vater von Feigen, will er ausschweifen, aber mit der ärztlichen Gewähr, daß seine teure Gesundheit keinen Schaden leidet. Diese Sicherheit, einerlei, ob angeblich oder wirklich, macht die weniger Dreisten kühn, und die Liebe, wenigstens ihr Akt, erniedrigt, entwertet, tritt für die heutige Generation in die hygienische Reihe der secreta. Sie haben gesehen, wie der Staat aus freien Stücken der Dirne die Möglichkeit nimmt, sich wieder zu erheben. Sie werden noch mehr staunen! Im französischen Gesetzbuche steht dieser seltsame Artikel, in einer demokratischen Zeit: Wenn er nicht reich ist, kann ein französischer Bürger zehn Jahre lang, vom fünfzehnten bis zum fünfundzwanzigsten Jahre, nicht heiraten, und wird ins Hurenhaus gehen.

— Das kann nicht im Gesetzbuche stehen!

— Alle Franzosen sind drei Jahre Soldaten. Der Bürger, der von seiner Arbeit lebt, jung geheiratet hat, muß, wenn er zum Kriegsdienst ausgehoben wird, seine Frau und seine Kinder Hungers sterben lassen: das kommt dem »Verbote gleich, vor der Aushebung zu heiraten«. Fügen Sie das Verbot, während der Dienstzeit zu heiraten, hinzu: da haben Sie mit vierundzwanzig Jahren einen Bürger ohne einen Pfennig, ohne Stellung, in seinem Berufe eingerostet, der ein Jahr brauchen wird, um wieder ins soziale Leben hineinzukommen! Ich wiederhole Ihnen also, daß nur die Reichen in Frankreich vor dem fünfundzwanzigsten Jahre heiraten können.

— Aber das Volk ist doch von einer Dummheit . . .

— Ebenso groß wie sein Unglück, das unermeßlich ist. Die Freiheit, mit der es sich begnügt, heißt für mich »die Tyrannei ohne Ausnahme«. Der Franzose nennt sich frei, wenn er ebenso viel ist wie sein Nachbar, mag der auch im Käfig des Kardinals Balue*) stecken.

— O dumme Menschheit!

— Mehr als eine Stimme wird es rufen! Seit der Morgenröte der Staaten gibt es eine ewige Landplage, man nennt sie »Willkür des Königs« oder »Wille des Volkes«: das ist das Staatsinteresse, der abstrakte Moloch, furchtbarer als der bronzene Koloß, wo zu gleicher Zeit hunderte von Opfern kochten. Alle Despotien der Vergangenheit: feudale Erpressungen, königliche Tyrannai, bis zur Frechheit des Adligen, der die verheiratete Bürgerin und Familienmutter »Fräulein« nennt: werden Sie unter dem grünen Schirm, in den Notarmappen der Staatsrücksicht wiederfinden, sie verbirgt ihr altes Zepter aus Eisen im Lüsterärmel. Nie hätte ein Papst oder ein Kaiser gewagt, Ingres vier Stunden lang im Korridor eines Ministers warten zu lassen: er hätte sich vor Europa blamiert! Der Schreiber, der sich diese namenlose Frechheit geleistet hat, gehört in dieses Abstraktum: Verwaltung. Gewiß, um einen Torquemada heilig oder einen

*) Jean la Balue, vertrauter Minister Ludwig XI., verriet des Königs Geheimnisse, wurde zur Strafe 1469 in einen eisernen Käfig von acht Quadratfuß Grundfläche gesperrt, in dem er zehn Jahre lang schmachtete!

Ludwig XIV. selig zu sprechen, muß man ein Monsabré*) oder ein Tropf aus Froschdorf**) sein. Doch wird der geistvolle Entartete niemals so unheilvoll sein wie der Tölpel, denn er wird das notwendige Gute nach seinen Plänen tun, während der Tölpel seiner Natur nach, wie der Teufel, dieser andere Tölpel, nur das Böse tun kann, weil es das Häßliche ist.

(Schluß folgt im nächsten Heft.)

# DOKUMENTE DIESER REPUBLIK

## WIE DER GENERAL GROENER DER REVOLUTION ENTGEGEN KAM UND SIE IN DER HAND BEHIELT . . .

Wie sie entstand: darüber berichtet äußerst Interessantes der Oberstleutnant Alfred Niemann, der dem Kaiser vom Großen Generalstab als Verbindungsoffizier zugeteilt worden war, in seinem Erinnerungswerk: »Das letzte Ringen« (Verlag August Scherl). »Der Tag«, der jetzt nachts erscheint, ließ den Herrn Obersten vom berüchtigten 9. November 1918 erzählen: »Wie es kam . . .«:

> Wer soll den Kaiser begleiten, oder vielmehr, wer darf ihn begleiten? Nur ein kleines Gefolge ist möglich.
>
> »Ihre Aufgabe ist erledigt,« sagt mir General v. Marschall. »Außerdem gehören Sie nicht zum persönlichen Gefolge. Man würde Sie in Holland internieren. Gehen Sie sogleich und bitten Sie Se. Majestät, Sie in Gnaden zu entlassen!«
>
> Ich gehe mit blutendem Herzen, lege zum letzten Male meine Hand in die meines Kaisers, fühle noch einmal seine starke Rechte auf meiner Schulter, sehe durch den Flor der aufsteigenden Tränen in die stählernen Hohenzollernaugen, die mich in so unendlicher Güte anleuchten:
>
> »Leben Sie wohl, ich danke Ihnen. Sie waren mir ein lieber, treuer Begleiter!«
>
> Am nächsten Tage jagt eine Besprechung die andere. Der Feldmarschall richtet an alle Offiziere einen dringenden Appell, im vaterländischen Pflichtgefühl auszuharren. Lösen sich die Bande der Ordnung, dann wird die Heimat in ein Chaos versinken.

---

*) Monsabré, Dominikaner und Prediger, 1827—1907.
**) Froschdorf, Asyl der Bourbonen, südlich von Wien.

Man hat beschlossen, die »Initiative« zu ergreifen, der revolutionären Bewegung entgegenzukommen, »um sie in der Hand zu behalten«.

So motiviert General Gröner eine Verfügung zur Bildung von »Vertrauensräten«.

Das Große Hauptquartier geht mit dem Beispiel voran.«

Genügt's? Eine Revolution, der Wilhelms Generäle entgegenkamen, »um sie in der Hand zu behalten«. Ja, befohlen wurde die Bildung von Räten. Ludendorffs Nachfolger verfügt sie, wird selbst Vertrauensrat der Revolution, stellt sich an die Spitze und steht noch heute — nach vier Jahren — als Minister des Reichskabinetts an der Spitze dieser Republik. Mit Recht.

## AUSSPRÜCHE GROSSER MÄNNER IN KLEINER ZEIT

Man muß sie festhalten. Deutschlands besten Köpfen gelang es immer, epigrammatisch zugespitzte Parolen zur rechten Zeit auszugeben. Des Kronprinzen Telegramm: »Immer feste druff« hat sich Unsterblichkeit erobert. — Wohingegen die preußisch-schlichte Äußerung Hindenburgs: »Mir bekommt der Krieg wie ein Stahlbad« auf die in den Schützengräben Verreckenden beruhigend wirkte.

Die große Zeit ist vorüber. Die großen Männer jedoch sind uns geblieben. Sie geben weiter Sprüche von sich: meist für die übriggebliebenen Regimenter, deren Offiziere Jungmannschaften zum kommenden Bürgerkrieg heranerziehen müssen, etwa bei Einweihung einer Fahne oder zum 100jährigen Gründungstag oder bei anderen festlichen Gelegenheiten dieser Republik.

Dem Gehilfen der Mörder Walther Rathenaus, dem Studenten und Oberleutnant a. D. Günther sandte der einstige Chef der deutschen Armee, Herr Ludendorff, den folgenden Fahnenweihespruch, dessen Deutsch so fragwürdig wie sein Sinn:

»Diese Flagge wehte über Helden. Deutsche Jugend, werdet solche!«

Was meinte er? Wollte er à la Ringelnatz etwa dichten? Der Rhythmus ist derselbe. »Deutsches Mädchen, krätsche, krätsche!« singt Ringelnatz in seinem »Turngedicht«. — »Deutsche Jugend, werdet solche!« singt Ringelnatz-Ludendorff. Was für solche sollten sie werden? Helden? Mörder? Die Günther, Techow, Kern und Fischer verstanden darunter, daß sie weiter morden sollten. Und sie tatens.

In einem »Deutschnationalen Zeitweiser 1922« (Verlagsanstalt Görlitzer Nachrichten und Anzeiger, Görlitz) konnten die sich auf ihren Beruf vorbereitenden Helden handschriftlich einen Spruch des Bruders Sr. Majestät, des Prinzen Heinrich von Preußen, lesen:

Michel, wach auf!
Erkenne dich selbst!
Gedenke deiner Vergangenheit!
Befreie dich von fremdstämmischen [sic!] Elementen!
Dein wird die Zukunft sein!
Heinrich Prinz v. Preußen.

An derselben Stelle steht ebenfalls handschriftlich facsimiliert dieser Satz des Generals der Artillerie a. D., Staats- und Kriegsministers a. D. v. Stein (das ist der, dessen knappe, markige Siegestelegramme zu Beginn des Krieges alle Deutschen entzückten):

»Die Revolution ist das größte Verbrechen gewesen, das die deutsche Geschichte zu verzeichnen hat.«

Der Oberleutnant Tillessen äußerte zu einem Manne, den er im Auftrage der Organisation »Consul« dingen wollte, indem er ihm eine Photographie seines Bruders, des Mörders Erzbergers, zeigte:

»Das ist mein Brüderchen, der hat das erste Schwein gekillt.«

Dieser ludendörffische Held vermeidet das Pathos. Er bemüht sich, volkstümlicher zu reden. Etwas vulgär? Und das Verbum killen käme nicht aus dem Englischen, sondern von Killinger? Wir brauchen einen Büchmann, der die »Geflügelten Worte« dieser kleinen Zeit, die sich anschickt, wieder groß zu werden, einer künftigen Generation aufbewahrt.

## SATZUNGEN DER ORGANISATION C.

Die O. C. ist über ganz Deutschland verteilt und zerfällt in Bezirke.

### DIE MILITARISCHE ORGANISATION

#### Zweck.

1. Erhaltung einer zuverlässigen Truppe in Brigadestärke, die eingesetzt werden kann bei roten Aufständen, bei außenpolitischen Verwickelungen,
2. Teilaktionen, mit oder ohne Wissen der Regierung, wenn es die nationalen Interessen erfordern.
3. Lokale Stoßtrupps zur Zersprengung »antinationaler« Veranstaltungen.
4. Erhaltung der Wehrfähigkeit und Erziehung der Jugend zum Waffengebrauch.

Richtlinien.

1. Schaffung einer Nationalarmee. Dazu Grundlage durch Zusammenschluß nationaler Männer jeder Volksklasse.
2. Ziele dieser Armee:
   a) Wir wollen offensiv sein und aktuelle Ziele haben. Diese Ziele sind Kampf mit jedem Mittel gegen alle Elemente, die auf internationalem Boden stehen. Dazu gehören in erster Linie die Linksradikalen, die Sozialdemokratie, die Juden, wie die Demokraten, vor allem der Richtung des »Berliner Tageblatts« und der »Frankfurter Zeitung«.
   b) Schaffung einer Truppe, die bei unerwarteten außenpolitischen Ereignissen sich einer nationalen Regierung zur Verfügung stellt.
   c) Anspannung von Kräften zur Erfindung neuer Kampfmittel, da wir mit den bisherigen unterlegen sind und bleiben. Der deutsche Erfindungsgeist in der Jugend muß mobil gemacht werden. Es muß etwas Unwiderstehliches sein, z. B. elektrische Fernwirkung auf Explosivstoffe.

Werbungen.

Aus den Erläuterungen: Die Führung und Stab der Truppe arbeitet in Permanenz. Es dürfen nur Männer in die Truppe, die entschlossen sind, keinerlei Hemmungen irgendwelcher Art in sich tragen und bedingungslos gehorchen, die brutal genug sind, rücksichtslos einzugreifen, wo sie eingesetzt sind. Als Unterführer kommen nur Offiziere in Frage, die Kriegserfahrung und Erfahrung im Bürgerkrieg haben, vor allem, die eine Haupterfahrung beherzigen: kein Verhandeln, sondern schießen und rücksichtslos befehlen. Waffen und Munition sind in genügender Zahl vorhanden. Reisekosten, Verpflegung und Löhnung werden ersetzt.

Wie Attentate vorbereitet werden.

Diejenigen, denen ihre Tätigkeit jederzeit ein Abkommen gestattet, sind listenmäßig besonders zu führen. Es können Fälle eintreten, wo entschlossene Männer vorübergehend gebraucht werden. Als solche Fälle werden angeführt: Rädelsführern und Hetzern ihr Handwerk für alle Zukunft unauffällig zu legen. Rädelsführer und Hetzer bei Skandalen beiseite zu schaffen: man ermordet diese »Hunde« durch Schuß oder Gift, jedes Mittel ist recht.

• • •

Daß diese Satzungen echt sind, hat ein nach dem Mord an Rathenau geglückter Fund an Material in Thüringen bewiesen. Hier ist es gelungen, einem Bezirksleiter in Gotha, der dem »Gau L« vorstand, das folgende Dokument abzunehmen:

GAU »L«

Besondere Anweisung für die Gruppenleiter.

Auflösung: Da bei der Suche nach den Mördern Erzbergers die Staatsanwaltschaft von dem Bestehen unserer Organisation offiziell Kenntnis bekommen hatte, sah sich die Leitung genötigt, die Organisation aufzulösen und ihren Sitz zu verlegen. Es liegt im Interesse der Sache, daß die einzelnen Gaue weiter bestehen und vorläufig auch selbständig weiter ausbauen.

In einem »Deutschnationalen Zeitweiser 1922« (Verlagsanstalt Görlitzer Nachrichten und Anzeiger, Görlitz) konnten die sich auf ihren Beruf vorbereitenden Helden handschriftlich einen Spruch des Bruders Sr. Majestät, des Prinzen Heinrich von Preußen, lesen:

Michel, wach auf!
Erkenne dich selbst!
Gedenke deiner Vergangenheit!
Befreie dich von fremdstämmischen [sic!] Elementen!
Dein wird die Zukunft sein!

Heinrich Prinz v. Preußen.

An derselben Stelle steht ebenfalls handschriftlich facsimiliert dieser Satz des Generals der Artillerie a. D., Staats- und Kriegsministers a. D. v. Stein (das ist der, dessen knappe, markige Siegestelegramme zu Beginn des Krieges alle Deutschen entzückten):

»Die Revolution ist das größte Verbrechen gewesen, das die deutsche Geschichte zu verzeichnen hat.«

Der Oberleutnant Tillessen äußerte zu einem Manne, den er im Auftrage der Organisation »Consul« dingen wollte, indem er ihm eine Photographie seines Bruders, des Mörders Erzbergers, zeigte:

»Das ist mein Brüderchen, der hat das erste Schwein gekillt.«

Dieser ludendörffische Held vermeidet das Pathos. Er bemüht sich, volkstümlicher zu reden. Etwas vulgär? Und das Verbum killen käme nicht aus dem Englischen, sondern von Killinger? Wir brauchen einen Büchmann, der die »Geflügelten Worte« dieser kleinen Zeit, die sich anschickt, wieder groß zu werden, einer künftigen Generation aufbewahrt.

## SATZUNGEN DER ORGANISATION C.

Die O. C. ist über ganz Deutschland verteilt und zerfällt in Bezirke.

### DIE MILITÄRISCHE ORGANISATION

#### Zweck.

1. Erhaltung einer zuverlässigen Truppe in Brigadestärke, die eingesetzt werden kann bei roten Aufständen, bei außenpolitischen Verwickelungen,
2. Teilaktionen, mit oder ohne Wissen der Regierung, wenn es die nationalen Interessen erfordern.
3. Lokale Stoßtrupps zur Zersprengung »antinationaler« Veranstaltungen.
4. Erhaltung der Wehrfähigkeit und Erziehung der Jugend zum Waffengebrauch.

Richtlinien.

1. Schaffung einer Nationalarmee. Dazu Grundlage durch Zusammenschluß nationaler Männer jeder Volksklasse.
2. Ziele dieser Armee:
   a) Wir wollen offensiv sein und aktuelle Ziele haben. Diese Ziele sind Kampf mit jedem Mittel gegen alle Elemente, die auf internationalem Boden stehen. Dazu gehören in erster Linie die Linksradikalen, die Sozialdemokratie, die Juden, wie die Demokraten, vor allem der Richtung des »Berliner Tageblatts« und der »Frankfurter Zeitung«.
   b) Schaffung einer Truppe, die bei unerwarteten außenpolitischen Ereignissen sich einer nationalen Regierung zur Verfügung stellt.
   c) Anspannung von Kräften zur Erfindung neuer Kampfmittel, da wir mit den bisherigen unterlegen sind und bleiben. Der deutsche Erfindungsgeist in der Jugend muß mobil gemacht werden. Es muß etwas Unwiderstehliches sein, z. B. elektrische Fernwirkung auf Explosivstoffe.

Werbungen.

Aus den Erläuterungen: Die Führung und Stab der Truppe arbeitet in Permanenz. Es dürfen nur Männer in die Truppe, die entschlossen sind, keinerlei Hemmungen irgendwelcher Art in sich tragen und bedingungslos gehorchen, die brutal genug sind, rücksichtslos einzugreifen, wo sie eingesetzt sind. Als Unterführer kommen nur Offiziere in Frage, die Kriegserfahrung und Erfahrung im Bürgerkrieg haben, vor allem, die eine Haupterfahrung beherzigen: kein Verhandeln, sondern schießen und rücksichtslos befehlen. Waffen und Munition sind in genügender Zahl vorhanden. Reisekosten, Verpflegung und Löhnung werden ersetzt.

Wie Attentate vorbereitet werden.

Diejenigen, denen ihre Tätigkeit jederzeit ein Abkommen gestattet, sind listenmäßig besonders zu führen. Es können Fälle eintreten, wo entschlossene Männer vorübergehend gebraucht werden. Als solche Fälle werden angeführt: Rädelsführern und Hetzern ihr Handwerk für alle Zukunft unauffällig zu legen. Rädelsführer und Hetzer bei Skandalen beiseite zu schaffen: man ermordet diese »Hunde« durch Schuß oder Gift, jedes Mittel ist recht.

• • •

Daß diese Satzungen echt sind, hat ein nach dem Mord an Rathenau geglückter Fund an Material in Thüringen bewiesen. Hier ist es gelungen, einem Bezirksleiter in Gotha, der dem »Gau L« vorstand, das folgende Dokument abzunehmen:

GAU »L«

Besondere Anweisung für die Gruppenleiter.

Auflösung: Da bei der Suche nach den Mördern Erzbergers die Staatsanwaltschaft von dem Bestehen unserer Organisation offiziell Kenntnis bekommen hatte, sah sich die Leitung genötigt, die Organisation aufzulösen und ihren Sitz zu verlegen. Es liegt im Interesse der Sache, daß die einzelnen Gaue weiter bestehen und vorläufig auch selbständig weiter ausbauen.

In einem »Deutschnationalen Zeitweiser 1922« (Verlagsanstalt Görlitzer Nachrichten und Anzeiger, Görlitz) konnten die sich auf ihren Beruf vorbereitenden Helden handschriftlich einen Spruch des Bruders Sr. Majestät, des Prinzen Heinrich von Preußen, lesen:

Michel, wach auf!
Erkenne dich selbst!
Gedenke deiner Vergangenheit!
Befreie dich von fremdstämmischen [sic!] Elementen!
Dein wird die Zukunft sein!
Heinrich Prinz v. Preußen.

An derselben Stelle steht ebenfalls handschriftlich facsimiliert dieser Satz des Generals der Artillerie a. D., Staats- und Kriegsministers a. D. v. Stein (das ist der, dessen knappe, markige Siegestelegramme zu Beginn des Krieges alle Deutschen entzückten):

»Die Revolution ist das größte Verbrechen gewesen, das die deutsche Geschichte zu verzeichnen hat.«

Der Oberleutnant Tillessen äußerte zu einem Manne, den er im Auftrage der Organisation »Consul« dingen wollte, indem er ihm eine Photographie seines Bruders, des Mörders Erzbergers, zeigte:

»Das ist mein Brüderchen, der hat das erste Schwein gekillt.«

Dieser ludendörffische Held vermeidet das Pathos. Er bemüht sich, volkstümlicher zu reden. Etwas vulgär? Und das Verbum killen käme nicht aus dem Englischen, sondern von Killinger? Wir brauchen einen Büchmann, der die »Geflügelten Worte« dieser kleinen Zeit, die sich anschickt, wieder groß zu werden, einer künftigen Generation aufbewahrt.

## SATZUNGEN DER ORGANISATION C.

Die O. C. ist über ganz Deutschland verteilt und zerfällt in Bezirke.

### DIE MILITÄRISCHE ORGANISATION

#### Zweck.

1. Erhaltung einer zuverlässigen Truppe in Brigadestärke, die eingesetzt werden kann bei roten Aufständen, bei außenpolitischen Verwickelungen,
2. Teilaktionen, mit oder ohne Wissen der Regierung, wenn es die nationalen Interessen erfordern.
3. Lokale Stoßtrupps zur Zersprengung »antinationaler« Veranstaltungen.
4. Erhaltung der Wehrfähigkeit und Erziehung der Jugend zum Waffengebrauch.

Richtlinien.

1. Schaffung einer Nationalarmee. Dazu Grundlage durch Zusammenschluß nationaler Männer jeder Volksklasse.
2. Ziele dieser Armee:
   a) Wir wollen offensiv sein und aktuelle Ziele haben. Diese Ziele sind Kampf mit jedem Mittel gegen alle Elemente, die auf internationalem Boden stehen. Dazu gehören in erster Linie die Linksradikalen, die Sozialdemokratie, die Juden, wie die Demokraten, vor allem der Richtung des »Berliner Tageblatts« und der »Frankfurter Zeitung«.
   b) Schaffung einer Truppe, die bei unerwarteten außenpolitischen Ereignissen sich einer nationalen Regierung zur Verfügung stellt.
   c) Anspannung von Kräften zur Erfindung neuer Kampfmittel, da wir mit den bisherigen unterlegen sind und bleiben. Der deutsche Erfindungsgeist in der Jugend muß mobil gemacht werden. Es muß etwas Unwiderstehliches sein, z. B. elektrische Fernwirkung auf Explosivstoffe.

Werbungen.

Aus den Erläuterungen: Die Führung und Stab der Truppe arbeitet in Permanenz. Es dürfen nur Männer in die Truppe, die entschlossen sind, keinerlei Hemmungen irgendwelcher Art in sich tragen und bedingungslos gehorchen, die brutal genug sind, rücksichtslos einzugreifen, wo sie eingesetzt sind. Als Unterführer kommen nur Offiziere in Frage, die Kriegserfahrung und Erfahrung im Bürgerkrieg haben, vor allem, die eine Haupterfahrung beherzigen: kein Verhandeln, sondern schießen und rücksichtslos befehlen. Waffen und Munition sind in genügender Zahl vorhanden. Reisekosten, Verpflegung und Löhnung werden ersetzt.

Wie Attentate vorbereitet werden.

Diejenigen, denen ihre Tätigkeit jederzeit ein Abkommen gestattet, sind listenmäßig besonders zu führen. Es können Fälle eintreten, wo entschlossene Männer vorübergehend gebraucht werden. Als solche Fälle werden angeführt: Rädelsführern und Hetzern ihr Handwerk für alle Zukunft unauffällig zu legen. Rädelsführer und Hetzer bei Skandalen beiseite zu schaffen: man ermordet diese »Hunde« durch Schuß oder Gift, jedes Mittel ist recht.

• • •

Daß diese Satzungen echt sind, hat ein nach dem Mord an Rathenau geglückter Fund an Material in Thüringen bewiesen. Hier ist es gelungen, einem Bezirksleiter in Gotha, der dem »Gau L« vorstand, das folgende Dokument abzunehmen:

GAU »L«

Besondere Anweisung für die Gruppenleiter.

Auflösung: Da bei der Suche nach den Mördern Erzbergers die Staatsanwaltschaft von dem Bestehen unserer Organisation offiziell Kenntnis bekommen hatte, sah sich die Leitung genötigt, die Organisation aufzulösen und ihren Sitz zu verlegen. Es liegt im Interesse der Sache, daß die einzelnen Gaue weiter bestehen und vorläufig auch selbständig weiter ausbauen.

In einem »Deutschnationalen Zeitweiser 1922« (Verlagsanstalt Görlitzer Nachrichten und Anzeiger, Görlitz) konnten die sich auf ihren Beruf vorbereitenden Helden handschriftlich einen Spruch des Bruders Sr. Majestät, des Prinzen Heinrich von Preußen, lesen:

Michel, wach auf!
Erkenne dich selbst!
Gedenke deiner Vergangenheit!
Befreie dich von fremdstämmischen [sic!] Elementen!
Dein wird die Zukunft sein!
Heinrich Prinz v. Preußen.

An derselben Stelle steht ebenfalls handschriftlich facsimiliert dieser Satz des Generals der Artillerie a. D., Staats- und Kriegsministers a. D. v. Stein (das ist der, dessen knappe, markige Siegestelegramme zu Beginn des Krieges alle Deutschen entzückten):

»Die Revolution ist das größte Verbrechen gewesen, das die deutsche Geschichte zu verzeichnen hat.«

Der Oberleutnant Tillessen äußerte zu einem Manne, den er im Auftrage der Organisation »Consul« dingen wollte, indem er ihm eine Photographie seines Bruders, des Mörders Erzbergers, zeigte:

»Das ist mein Brüderchen, der hat das erste Schwein gekillt.«

Dieser ludendörffische Held vermeidet das Pathos. Er bemüht sich, volkstümlicher zu reden. Etwas vulgär? Und das Verbum killen käme nicht aus dem Englischen, sondern von Killinger? Wir brauchen einen Büchmann, der die »Geflügelten Worte« dieser kleinen Zeit, die sich anschickt, wieder groß zu werden, einer künftigen Generation aufbewahrt.

## SATZUNGEN DER ORGANISATION C.

Die O. C. ist über ganz Deutschland verteilt und zerfällt in Bezirke.

### DIE MILITARISCHE ORGANISATION

#### Zweck.

1. Erhaltung einer zuverlässigen Truppe in Brigadestärke, die eingesetzt werden kann bei roten Aufständen, bei außenpolitischen Verwickelungen,
2. Teilaktionen, mit oder ohne Wissen der Regierung, wenn es die nationalen Interessen erfordern.
3. Lokale Stoßtrupps zur Zersprengung »antinationaler« Veranstaltungen.
4. Erhaltung der Wehrfähigkeit und Erziehung der Jugend zum Waffengebrauch.

Richtlinien.

1. Schaffung einer Nationalarmee. Dazu Grundlage durch Zusammenschluß nationaler Männer jeder Volksklasse.
2. Ziele dieser Armee:
   a) Wir wollen offensiv sein und aktuelle Ziele haben. Diese Ziele sind Kampf mit jedem Mittel gegen alle Elemente, die auf internationalem Boden stehen. Dazu gehören in erster Linie die Linksradikalen, die Sozialdemokratie, die Juden, wie die Demokraten, vor allem der Richtung des »Berliner Tageblatts« und der »Frankfurter Zeitung«.
   b) Schaffung einer Truppe, die bei unerwarteten außenpolitischen Ereignissen sich einer nationalen Regierung zur Verfügung stellt.
   c) Anspannung von Kräften zur Erfindung neuer Kampfmittel, da wir mit den bisherigen unterlegen sind und bleiben. Der deutsche Erfindungsgeist in der Jugend muß mobil gemacht werden. Es muß etwas Unwiderstehliches sein, z. B. elektrische Fernwirkung auf Explosivstoffe.

Werbungen.

Aus den Erläuterungen: Die Führung und Stab der Truppe arbeitet in Permanenz. Es dürfen nur Männer in die Truppe, die entschlossen sind, keinerlei Hemmungen irgendwelcher Art in sich tragen und bedingungslos gehorchen, die brutal genug sind, rücksichtslos einzugreifen, wo sie eingesetzt sind. Als Unterführer kommen nur Offiziere in Frage, die Kriegserfahrung und Erfahrung im Bürgerkrieg haben, vor allem, die eine Haupterfahrung beherzigen: kein Verhandeln, sondern schießen und rücksichtslos befehlen. Waffen und Munition sind in genügender Zahl vorhanden. Reisekosten, Verpflegung und Löhnung werden ersetzt.

Wie Attentate vorbereitet werden.

Diejenigen, denen ihre Tätigkeit jederzeit ein Abkommen gestattet, sind listenmäßig besonders zu führen. Es können Fälle eintreten, wo entschlossene Männer vorübergehend gebraucht werden. Als solche Fälle werden angeführt: Rädelsführern und Hetzern ihr Handwerk für alle Zukunft unauffällig zu legen. Rädelsführer und Hetzer bei Skandalen beiseite zu schaffen: man ermordet diese »Hunde« durch Schuß oder Gift, jedes Mittel ist recht.

• • •

Daß diese Satzungen echt sind, hat ein nach dem Mord an Rathenau geglückter Fund an Material in Thüringen bewiesen. Hier ist es gelungen, einem Bezirksleiter in Gotha, der dem »Gau L« vorstand, das folgende Dokument abzunehmen:

GAU »L«

Besondere Anweisung für die Gruppenleiter.

Auflösung: Da bei der Suche nach den Mördern Erzbergers die Staatsanwaltschaft von dem Bestehen unserer Organisation offiziell Kenntnis bekommen hatte, sah sich die Leitung genötigt, die Organisation aufzulösen und ihren Sitz zu verlegen. Es liegt im Interesse der Sache, daß die einzelnen Gaue weiter bestehen und vorläufig auch selbständig weiter ausbauen.

Neugründung: Damit man uns nicht auflösen kann, haben wir hier in Gotha die »Kameradschaftliche Vereinigung ehemaliger Front- und Freikorpskämpfer« gegründet. Der Öffentlichkeit gegenüber sind wir nur diese Vereinigung. Was wir in Wirklichkeit sind, muß jeder Angehörige unserer Organisation wissen, ebenso wie auch jeder auf die eigentlichen Satzungen verpflichtet sein muß.

Werbung: Alle Angehörigen der Organisation sind von Zeit zu Zeit nach Adressen von geeigneten Herren im Gau »L« zu befragen. Alsbaldige Weiterleitung unter Angabe des Bürgen an die Gauleitung erwünscht.

Aufnahme: Die Aufnahme erfolgt fortab bei selbständigen Gruppen durch die Gruppenleiter. Aufnahme finden nur Front- und Freikorpskämpfer — Ausnahmen in besonderen Fällen zulässig. — Bei der Aufnahme hat jeder zwei Paßbilder abzuliefern. (Zweck: Schutz gegen Verrat (Fahne) und gestempelt als Ausweis für den Ernstfall.) Verpflichtungsscheine verbleiben vorläufig im Besitz der Gruppenleiter.

Geldbeschaffung: Ein monatlicher Beitrag von 3 M. für jedes Mitglied ist an die Gauleitung z. H. des Kassenwarts Herrn Alfred König, Gotha, Schöne Allee 17 pt., abzuführen. Ein Zuschlag für den Bedarf der Gruppe ist gestattet. Außerdem wird ein Aufnahmegeld von 10 M. erhoben, wofür die Nadel leihweise überlassen wird. Die Nadeln werden vorläufig auf der Weste getragen (also verdeckt). Bei etwaigem Austritt ist die Nadel zurückzugeben, erst dann erfolgt Aushändigung der Paßbilder. Um von privater Seite Geld hereinzubekommen, sind von der Gauleitung Quittungsblocks auszugeben. Von den hierauf vereinnahmten Geldern sind 50 pCt. an die Gauleitung abzuführen, während 50 pCt. im Besitz der Gruppe bleiben.

Meldungen: Am 1. jeden Monats ist die Höhe der im Laufe des vergangenen Monats gesammelten Spenden zu melden. Art der Überweisung des an die Gauleitung abzuführenden Betrags wird daraufhin angerechnet. Ferner ist zum 1. jeden Monats eine Stärkemeldung einzureichen nach Anzahl und letzten Dienstgraden sowie Bestandsmeldung der vorhandenen Waffen (Gewehre und Karabiner = Kartoffeln, S. M. G. = Gerste, L. M. G. = Hafer, Pistolen = Steckrüben, Handgranaten = Stroh, Inf.-Munition = Eier).

Listen: Die Stammrollen sind nach Art der Aufnahmegesuche anzulegen und besonders sorgfältig aufzubewahren.

Beobachtungen: Beobachtungen über kommunistische Putschabsichten, Pläne oder Waffenlager sind der Gauleitung sofort mitzuteilen.

Briefwechsel: Der Briefwechsel erfolgt im doppelten Umschlag unter Deckadresse und Decknamen (äußerer Briefumschlag möglichst mit Schreibmaschine geschrieben). Deckadresse der Gauleitung lautet zurzeit: Herrn Alfred König, Gotha, Schöne Allee 17 pt. (Innerer Umschlag trägt die Bezeichnung »Trocken«.) Mit diesem Namen werden alle Briefe von mir unterzeichnet. Außerdem steht bei der Unterschrift ein Kennwort, welches sich aus vier Buchstaben zusammensetzt, und zwar: den beiden letzten und den beiden ersten Buchstaben aus dem Text des Briefes. (Rückwärts gelesen.) Z. B. Vielen Dank usw. . . . hören — Neiv. Bei dem Briefdatum ist die Jahreszahl 1921 einzusetzen. Besonderer Chiffre-Schlüssel ist mündlich bekannt gegeben.

Alle Briefe sind nach Erledigung sofort zu vernichten.

Kuriere: Die mit dem Wiking-Stempel versehenen Zweimarkscheine finden keine Verwendung mehr als Ausweis für die Kuriere. Neuer Ausweis ist mündlich bekannt gegeben.

Die Gruppenleiter bzw. deren Stellvertreter sind für genaueste Beobachtung dieser Anweisung verantwortlich.

Frühere Anweisungen werden durch diese hinfällig.

## DIE 10 GEBOTE DER MONARCHISTEN

In dem Prozeß gegen die ehemaligen zaristischen Offiziere v. Schabelski und Taboritzki, die in der Berliner Philharmonie auf Miljukow einen Anschlag verübten, und statt seiner den Senator Nabakoff töteten, wurde den Angeklagten ein Schriftstück vorgelegt, das sie als die »zehn Gebote für Monarchisten« anerkannten. Dieses Dokument ist unterschrieben vom Obersten von Winberg, einem früheren russischen Gardeoffizier, der jetzt — wo sonst? — in München, in nächster Nähe Ludendorffs arbeitet. Erwiesen ist, daß dieser Oberst von Winberg den jugendlichen Mördern vor ihrer Abreise aus München »zur Begleichung ihrer Schulden« einen Geldbetrag eingehändigt hat.

In dem Dokument heißt es wörtlich:

GEBOTE, GEGEBEN VON FRÜHEREN FÜHRERN
AM 18. NOVEMBER 1920 —
BEKENNTNISSE EINES MONARCHISTISCHEN GEHEIMBUNDES

»Für mich sind nicht Leute des Wortes, sondern Leute der Tat Gesinnungsgenossen. —

Ich handle geheim, ohne mich jemals dessen zu rühmen, was ich getan habe, und meide das Lob. —

Es gibt nur Zarenlob. —

Für mich ist der Zar (und jeder Monarch) kein Mensch, sondern der Stellvertreter Gottes auf Erden. —

Ohne Zaren gibt es für mich kein Vaterland. —

Ich muß mich rein erhalten für die Sache der Monarchie. —

Für den Triumph der monarchistischen Grundsätze bin ich jederzeit bereit, Blut zu vergießen. —

Dafür bin ich nur Gott und dem Zaren verantwortlich. —

Den Kampf gegen die Freimaurer führe ich auf jede Art und Weise, mit allen Mitteln. Sie sind die Vorläufer des Antichrist und Diener des Satans. —

Jeder von uns muß vorsichtig, schweigsam, verschlossen sein, ausgenommen gegenüber Brüdern vom Kreuz, auf das der Schwur geleistet ist.«

## NACHTMANÖVER UNSERER KRIEGSSCHIFFE

Vor mehreren Wochen meldete der »Vorwärts«:

SCHIFFSKATASTROPHE IN DER OSTSEE

10 deutsche Matrosen getötet

In der Nacht zum 24. Mai hat in der Nähe von Saßnitz bei einem Nachtmanöver unserer Kriegsschiffe und Torpedoboote ein Zusammenstoß zwischen dem Linienschiff Hannover und dem Torpedoboot S 18 stattgefunden. Das Torpedoboot wurde am Bug beschädigt und ist nach Saßnitz eingelaufen. In treuer Pflichterfüllung haben bei dem Zusammenstoß folgende Angehörige der Torpedobootbesatzung den Tod

gefunden: die Torpedomatrosen Engelhardt, Schott, Lorz, Sibelka, Hammerschmidt, die Torpedoheizer Seipelt, Glinka, Volz, Scheck und Barth.

Daraus erfuhren wir: die grausame und verbrecherische Entente hat uns doch noch genug Kriegsschiffe gelassen. Und Torpedoboote. Und Nachtmanöver gibt es auch noch. 10 deutsche Jungens müssen dabei verrecken. Acht Wochen sind seit diesem etwas mysteriösen Unfall vergangen. Aber weder der Reichstag noch die Presse haben Aufklärung erhalten oder auch nur verlangt. Kriegsschiffe, Nachtmanöver, Heldentod mitten im Frieden — in dieser Republik ist alles selbstverständlich. Vielleicht fragt ein neugieriges Reichstagsmitglied, am besten ein pacifistischer Demokrat, seinen Freund, den militärischen Demokraten, den Herrn Reichswehrminister, was so ein kleines Nachtmanöver kostet, mit welchem Ziel es veranstaltet wird und wie es kommt, daß bei einem so geringfügigen Unfall gleichwie in einer Seeschlacht zehn Tote zu beklagen sind. Vielleicht auch, wer die Verantwortung hierfür trägt.

## HARDEN — RATHENAU

Auf die Ergreifung der Mörder Rathenaus hatte die Republik eine Belohnung von 2 000 000 Mark ausgesetzt.

Auf die Ergreifung der Attentäter gegen Harden — 10 000 Mark. Wen soll das wundern? — Rathenau wurde wie ein König — so sagt man wohl — begraben. Der Reichspräsident, der Reichskanzler, die Reichsminister hielten Reden, sandten Telegramme, trauerten, die Presse feierte den Toten als die stärkste, geistig hervorragendste Persönlichkeit dieses Deutschlands. Von Harden berichtete man knapp und nüchtern, und dieses ungern. Kaum den Polizeibericht. Weshalb? Weil Harden nicht getötet worden war? Weil er nicht der Außenminister dieser Republik war? Weil er politisch geringere Bedeutung habe? Fehlgeschossen.

Weil er unbeliebt, bei den meisten verhaßt ist. Weil er isoliert steht. Weil er kein Kumpan ist. Weil er fern den Parteien und Kliquen schonungslos kämpfte. Weil er die Mächtigen dieser Republik in keiner Sekunde umwedelte, weil er aufrecht blieb. Weil er Mut zeigte. Weil er sich herausstellte. Weil er als ein Unbeirrbarer lieber siegend unterliegen wollte als sich mitschuldig zu machen: durch Verschweigen, durch Freundschaften, durch Gewährenlassen. Weil dieser im Grunde Einsame unerschrocken den fast hoffnungslosen Kampf gegen die Huren der öffentlichen Meinung weiterkämpft, weil er sich weder durch Lob noch durch Tadel unterkriegen läßt, weil er frei und unabhängig blieb, deshalb wurde er unbequem, mißliebig, verfehmt.

Des deutschen Bürgertums klügster, kenntnisreichster, arbeitsfreudigster, fleißigster Publizist wird von zwei Verbrechern angefallen, acht schwere Kopfwunden werden ihm beigebracht, — die Polizei setzt 100 Goldmark für die Ergreifung der Täter aus, die Presse mit wenigen Ausnahmen berichtet über die Tat wie über einen anderen Kriminalfall. Ein amtliches Kreisblatt, das ich in Pommern zufällig las, überschreibt die fünf Zeilen seiner Kritik: »Harden verprügelt!« Nicht im Ausrufungszeichen allein liegt die Freude des Redakteurs. So sieht die deutsche Republik aus. So ist ihre öffentliche Meinung beschaffen.

Herausgeber und verantwortl. Redakteur: Wilhelm Herzog in Berlin.
Arbeiterorganisationen und Betriebe erhalten das Forum um ein Viertel billiger, politische Gefangene und Arbeitslose umsonst.
Forum-Verlag Berlin W 35.
Druck: Buchdruckerei Wilhelm & R. Saling & Co., Berlin SW 68.

DAS FORUM

6. Jahr August 1922 Heft 11

(Abgeschlossen am 20. August 1922)

# ZEICHEN DIESER ZEIT

## I.

Als Heinrich v. Kleist 1810 eine neue Zeitschrift, die »Berliner Abendblätter« gründete, flehte er in dem an die Spitze gestellten »Gebet des Zoroaster« Gott an, ihn ganz zu durchdringen vom Scheitel bis zur Sohle mit dem Gefühl des Elends, in welchem dies Zeitalter darniederliegt, und mit der Einsicht in alle Erbärmlichkeiten, Halbheiten, Unwahrhaftigkeiten und Gleisnereien, von denen es die Folge ist. »Stähle mich mit Kraft,« rief er aus, »den Bogen der Urteile rüstig zu spannen, und in der Wahl der Geschosse mit Besonnenheit und Klugheit, auf daß ich jedem, wie es ihm zukommt, begegne: den Verderblichen und Unheilbaren, dir zum Ruhm, niederwerfe, den Lasterhaften schrecke, den Irrenden warne, den Toren, mit dem bloßen Geräusch der Spitze über sein Haupt hin, necke. Und einen Kranz auch lehre mich winden, womit ich auf meine Weise den, der dir wohlgefällig ist, kröne!«

Seit zwei Jahrzehnten standen mir diese Worte als Leitspruch vor Augen. 1910 versuchte ich, zum ersten Mal sie zu verwirklichen. So entstand der »Pan«. 1913 folgte der »März«. Seit 1914 steht über dem Forum unsichtbar Kleists Ruf an Gott. Man brauchte Gott nicht mehr zu bitten, man wurde vom Scheitel bis zur Sohle durchdrungen: mit dem Gefühl des Elends, in welchem dies Zeitalter darniederliegt. Man lernte alle Erbärmlichkeiten Halbheiten, Unwahrhaftigkeiten und Gleisnereien, von denen es die Folge ist, bis zur Neige kennen. Und wenn der preußische Junker, Deutschlands trotzigstes Genie, mit inbrünstiger Bescheidenheit Gott anflehte, ihn zu stählen, so war ich, Gottloser und tausendfach an Kraft Ärmerer, mir des tragischen Zwiespalts zwischen Wollen und Können wohl bewußt. Und dennoch trieb

mich Schicksal, Anblick dieser Zeit und dieses Elends, Einsicht in die Erbärmlichkeiten und Halbheiten in den Kampf. Hymnen und Pamphlete entstanden.

Aber, ist das heute nicht alles überholt? Über Kleists Inbrunst lacht 1922 jeder Zeitungsschreiber. Und hat er nicht recht? Welch verschrobener Idealismus, anzunehmen, Worte vermögen irgendetwas in diesem Lande? Wo Worte niemals Taten wurden. Hier sprachen Dichter und Denker von den höchsten Dingen, von der Kritik der reinen Vernunft, von der Freiheit jedes Ch[illegible]nmenschen, von Krieg den Palästen, Friede den Hütten!, und Brutalität, Eigennutz, Heuchelei und Dummheit regierten weiter. Hoffnungslos. Hier lebten die geistigen Schöpfer, die Urheber der modernen sozialen Revolutionen, und die Saat, die sie gesäet haben, geht 1918 auf und nennt sich — Noske. Für einen Halbverrückten, der dreißig Jahre lang als Monarch dieses reiche Land beherrschen durfte, opfern sich Millionen und Abermillionen Männer und Frauen hungern, darben, morden und werden ermordet, aber für sich selbst, für ihre eigene Befreiung aus Not und Versklavung, aus Unwürde und Unrecht kämpfen nicht viele. Erschießt man ihnen ihre Führer, so protestieren sie. Geistige Kämpfe? Kino ist besser. Sozialismus? Für absehbare Zeit unerreichbar, sagen die Obenangekommenen, und die standen zwanzig, dreißig Jahre mitten drin im Kampf um den Sozialismus, müssen's doch also wissen. Kommunismus? Wirrköpfe, Idealisten oder bezahlte Agenten Moskaus glauben dran. Mögen in hundert Jahren wieder vorsprechen. Jetzt heißt es: »Einigkeit und Recht und Freiheit!«

## II.

Unser Ebert hat das Lied der Alldeutschen wieder ehrlich gemacht. Ja, der versteht's. Das ist ein Oberschlauer. Das immer dringlicher werdende Bedüfnis nach einem Lied der Republik, nach einer neuen Nationalhymne, hat der Präsident der Republik mit der Einfachheit erfüllt (die alle Kenner an ihm

rühmen, und die er bei der Lösung früherer Probleme in der Tat schon oft bewiesen hat), indem er schlankweg die seit Jahrzehnten von allen deutschen Monarchisten, Welteroberern, Kriegsfreunden mit Stolz gesungene Nationalhymne zum Festgedicht aller Republikaner proklamierte. Das geschah am dritten Geburtstage dieser Republik. Dieser Weg wird — wie ich höre — weiter gegangen werden. Am 11. August 1923 — dem 4. Geburtstage des lieben Kindes — plant man, um, wenn möglich, die staatsmännische Weisheit des Präsidenten noch zu steigern, ihm das Hakenkreuz um den dürftigen Hals zu hängen. Längst haben gelehrte Forscher nachgewiesen, daß das Hakenkreuz schon bei Buddha vorkommt, andere wieder haben festgestellt, daß Wotan selbst solche Kreuze zu zeichnen pflegte. Da das alte Wappentier, der Raubaar, gerupft auch von den Freunden dieser Republik als wenig schön empfunden wird, und das Hakenkreuz zweifellos revolutionären Ursprungs (Buddha oder Wotan) ist, so soll es, seiner gegenwärtigen Maskierung entkleidet, den Judenfeinden und Kaisertreuen entrissen, kurz wieder ehrlich gemacht und als Volkszeichen dieser Republik feierlich verkündet werden. Warum nicht? Man muß den Feind in seinem eigenen Lande (das hat sich schon einmal bewährt, siehe Belgien), und die Monarchisten bei ihren Liedern und Orden packen. Man muß sie ihnen wegnehmen. Singen von heute an die vereinigten Sozialdemokraten statt der Internationale am Schluß ihrer Versammlungen »Deutschland, Deutschland über alles!«, und hat jeder Genosse vom 4. Geburtstag an ein Hakenkreuz im Knopfloch, was wollen dann noch die Feinde der Republik? Haben wir dann nicht alles erreicht? Ein Volk, ein Reich, ein Lied, ein Zeichen! — und diese Republik! Einigkeit und Recht und Freiheit. O Ebert, hoch in Ehren!

III.

Hat es einen Sinn, den Erwägungen nachzuspüren, die den sozialdemokratischen Präsidenten dieser Republik bestimmt haben, einem solchen ihm als genial eingeflüsterten Einfall nachzugeben,

und auf den Gesang des braven Hoffmann v. Fallersleben zurückzugreifen, der Engländern und Franzosen nur als das hohe Lied deutschen Größenwahns, als offenes Bekenntnis deutschen Hochmuts und Welteroberungswillens in die Ohren klingt? Der kluge Kopf des ehemaligen Parteisekretärs hat in seinem Wesen stets etwas Verbindendes gehabt. Die Defekte, Bruch, Fragwürdigkeit, Gebrechen, Risse dieser Republik sind ihm gut bekannt. Er, der deutsche Millerand, will als Staatschef in einer von Monarchisten geschützten, vom Kapital beherrschten »Demokratie« zeigen, wie man lavieren muß. Das Schiff schaukelt bedenklich. Die Nationalisten — trotz ihrer Wahnsinnspolitik — gewönnen kraft der Folgen des Vertrags von Versailles bei der nächsten Reichstagswahl große Anhängerscharen. Er will ihnen das Wasser abgraben. Er will sie matt setzen mit ihren eigenen Phrasen. Er will daneben noch etwas anderes: die Präsidentenwahl steht vor der Tür. Das deutsche Volk soll wissen, was es an seinem Präsidenten hat. Krisen über Krisen durchschütteln den Staatskörper. Wer allein löst sie? Wer bringt immer wieder Rettung? Bei dem Gesetz über die Getreideumlage? — Unser Ebert. — Kanzler und Kabinett waren in tausend Nöten: nach der Ermordung Rathenaus. Die U. S. P.-Führer wollten in die Koalitionsregierung. (Parole: »Mit Volldampf für unentwegten Klassenkampf!«) Die Stresemänner stoppten, denn sie erstrebten das gleiche Glück. Man bluffte: Reichstagsauflösung! Vorwärts und Freiheit schrieen sich heiser. Da kam Ebert wieder, sah und siegte. Reichstagsauflösung Essig. Weil unsicher. Könnte schief gehen. Der Tag der Verfassung soll feierlich begangen werden. Wir haben kein Lied. Ebert rettet die Situation. Das »Deutschlandlied« — so deutsch im Sinne Goethes, Fichtes, Nietzsches, wie dieses unmögliche Wort selbst — (hat man schon mal etwas von einem Frankreichlied oder von einem Italienlied gehört, und müßte nicht jeder deutsche Volksschullehrer dem Jungen, der im deutschen Aufsatz ein solches Wort schriebe, es ihm

rot anstreichen ?), das »Deutschlandlied« gehört nun nicht mehr, stellt ein großes Organ der »Demokratie« und der höchsten »Kultur« fest, den Chauvinisten, Kriegshetzern und Hakenkreuzrittern, sondern demokratische Juden und Arbeiter aller Parteien werden es künftig mit Stolz singen. Gewiß, unter Leitung des Reichspräsidenten werden deutschnationale Männergesangvereine mit den Arbeitersängern einen edlen Wettstreit ausfechten, wer jene ursprünglich nur biedermännisch-braven Verse, die längst unvergängliche Strophen treudeutscher Verlogenheit geworden sind, mit größerer Innigkeit, überzeugungstreuer, sozusagen blauäugiger, schmettern kann:

Deutschland, Deutschland über Alles,
Über Alles in der Welt!
Wenn es stets zum Schutz und Trutze,
Brüderlich zusammenhält.
Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etsch bis an den Belt:
Deutschland, Deutschland über Alles,
Über alles in der Welt. —

Deutsche Frau'n, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang
Sollen in der Welt behalten,
Ihren alten guten Klang,
Und zu edler Tat begeistern
Unser ganzes Leben lang.
Deutsche Frau'n, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang.

Einigkeit und Recht und Freiheit
Für das deutsche Vaterland!
Darnach laßt uns alle streben,
Brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand.
Blüh' im Glanze dieses Glückes,
Blühe, deutsches Vaterland.

Kein Wort, wenn es je paßte, stimmt mehr. Von der Maas, die trotz Ludendorff und neunmal bewilligten Kriegskrediten uns nicht mehr gehört, bis zur Memel (die uns noch grade gehört), von der Etsch, die uns — siehe oben — nicht mehr gehört, bis an den Belt, der uns — siehe oben —

auch nicht mehr gehört. Alles antiquiert. Schlechte Romantik. Schwindel, sagt der Berliner. An die deutsche Treue täten sozialdemokratische Kriegsfreunde besser, die von ihnen in den Krieg geführten Arbeiter nicht zu erinnern. Und was deutsche Frauen und deutscher Wein von heutzutage betrifft, so sollen darüber die Meinungen verschieden sein. Abgestuftere Ausdrucksweise wäre vorzuziehen. Jedenfalls wird viel gemanscht. Summarische Belobigungen rächen sich oft. Am Phrasenbrei jedoch wird die deutsche Welt ersticken. Oder sollte sie einen solchen Knödel, den der oberste Koch dieser Republik ihr vorsetzte, hinunterwürgen können, ohne Schaden zu nehmen? In der Noske-Republik von Einigkeit und Recht und Freiheit als vom Unterpfand des Glückes zu sprechen, zeugt von derselben Wahrhaftigkeit, von der unerbittlichen Treue den Grundsätzen gegenüber, die Wilhelms wirksamste Stützen viereinhalb Jahre lang und darüber hinaus, als sie plötzlich ihrem Kaiser die Treue brechen mußten, bewiesen haben.

IV.

Weil Uneinigkeit, Unrecht, Unfreiheit regieren, darben — bei 220 Mark für das Pfund Butter, 45 Mark fürs Brot — Millionen und Abermillionen einstiger Klassengenossen der Herren Ebert, Noske und Wels, wuchert, praßt und schiebt eine kleine Schicht Privilegierter, sitzen eingekerkert in dumpfen Löchern dieser Republik einige Tausend furchtloser Kämpfer, Männer, Frauen und Jünglinge, werden, weil sie als Pioniere für Einigkeit, Recht und Freiheit der Arbeiterklasse voraneilten, als gemeine Zuchthäusler körperlich und seelisch mißhandelt, gefoltert, oft zu Wahnsinn oder Selbstmord getrieben.

Weil Uneinigkeit, Unrecht, Unfreiheit ihre Diktatur aufgerichtet haben, bildet man einen Staatsgerichtshof, der abschreckend wirken soll. Aufrichtung des Terrors gegen alle, die es wagen sollten, irgend einen General oder Parteiredakteur oder Gewerkschaftsbeamten zu beleidigen, die das Glück hatten oder haben, in dieser Republik einmal als Minister zu fungieren. Ja es kann

genügen, etwa die Selbstporträts des Herrn Noske oder des Herrn Groener nachzuzeichnen, um vom Staatsgerichtshof ins Gefängnis oder Zuchthaus geworfen zu werden. Also Bluthund — von Noske selbst auf sich angewendet — oder Hundsfottgeneral (von Führern der U.S.P.-Reichstagsfraktion gegen Herrn Groener unfreundlich geprägt) wird künftig kein Redakteur ohne Gefährdung seiner Freiheit — trotz der Einigkeit und dem Recht — mehr schreiben dürfen. Schon meldet man die ersten Verhaftungen. Kein Redakteur der Deutsch-Völkischen oder Deutschnationalen ist darunter. Man wird sich hüten. Dafür aber einige Unabhängige und Kommunisten. Denn: der Feind steht rechts!, sprach der treuherzige Kanzler. Und deshalb brauchen wir Gesetze zum Schutze der Republik, die gar keine ist.

Ängstlich vermieden haben die Urheber der gefeierten Verfassung das verpönte Wort. Es findet sich — sage und schreibe — einmal in dem Preuß'schen Werk. Sonst heißt es immer das Reich. (Empire, übersetzt der »Feindbund«). Darum haben wir ja auch keinen Präsidenten der Republik, sondern einen Reichspräsidenten, Reichsminister und Reichsfarben. Mit derselben Schläue, die »Deutschland, Deutschland über alles« zurückverwandeln will in ein Lied für internationale, sozialistische, völkerbefreiende Arbeiter, hat man seinerzeit schnell die von den Arbeiter- und Soldatenräten aus der Taufe gehobene, also immerhin einer Art von Revolution entsprungene Republik in ein Reich verwandelt, dessen Schutzgesetze künftig Wilhelms treue Diener mehr schützen werden, als je Wilhelm selbst sich schützen ließ.

## V.

Oder befinden wir uns doch in einer Republik? U. A. w. g. Wer kann es wissen?

Wie rechts, bei den Reichstreuen, die ihren Kaiser wieder haben wollen, dieser Republik begegnet wird, nur ein Beispiel, das unter hunderten herausgreifbar ist. Die »Rügensche Zeitung«, ein deutschvölkisches oder deutschnationales Organ, »Anzeiger für die Stadt Bergen und Rügensche Tagespost«, war vom Ober-

präsidenten der Provinz Pommern »wegen Beschimpfungen der republikanischen Staatsform« auf 14 Tage verboten worden. Die erste Nummer der wiedererscheinenden Zeitung bringt auf der ersten Seite dieses Gedicht:

Geduld.

Nun heißt es wieder: Vorsicht in den Worten,
Weil man vielleicht verhaftet werden kann!
Ihr wißt es wohl, man schlug an allen Orten
Euch ein Gesetz an Eure Türen an.
Das ist die Freiheit, die man einst besungen,
Die Gleichheit, die erringen man gewollt,
Zu diesem Zweck hat uns ein Krieg bezwungen —
Geduld! — Des Schicksals runder Würfel rollt!

Was in uns lebt, kann niemand uns zerschlagen,
Und Unrecht hat der Macht noch nie gedient,
Das Leid und die Entbehrung, die wir tragen,
Wird einstmals dennoch durch das Schwert gesühnt!
Einst kommt der Mann, auf den wir alle hoffen,
Und sein Genie bricht unserm Glück die Bahn.
Im Herzen haltet ihm die Wege offen,
So habt Ihr vorderhand genug getan.

Aus der Wochenschrift: »Die alte Armee« (Deutsches Offiziersblatt). Zu dem Geburtstage des Prinzen Eitel Friedrich von Preußen am 7. Juli 1922:

Prinz Eitel Friedrich von Preußen.

Als heiß im August die Sonne brennt,
Liegt in heißem Kampf das Regiment
  Prinz Eitel Friedrichs von Preußen.

In der ersten Schlacht im Weltenkrieg
Da lechzte nach Sturm, da lechzte nach Sieg
  Die alte Garde von Preußen.

Und als sie springen zum Sturme auf,
Da eilt dem Regiment vorauf
  Prinz Eitel Friedrich von Preußen.

Mit der Trommel spielt er zum Siege auf
Und hemmt nicht eher den Sturmeslauf,
  Bis der Feind in die Flucht geschlagen.

Vier Jahre zogen sie miteinand
In West und Ost durch Feindesland,
  Der Prinz und seine Getreuen.

Er war ihnen allen ein Kamerad,
Er half, wo er konnte, mit Wort und Tat,
Prinz Eitel Friedrich von Preußen.

Als dann zerbrochen Deutschlands Wehr,
In Trümmer zerfallen das deutsche Heer,
Da kam die Abschiedsstunde.

Die Garde zog heim, besieget nicht,
Doch Trauer und Scham im Angesicht
Über Deutschlands bittere Schande.

Und als sie zogen in Potsdam ein,
Stand einer still am Fensterlein,
Prinz Eitel Friedrich von Preußen.

Leis' in dem Auge die Zähre ihm brennt:
Mein liebes, mein armes Regiment,
So müssen wir uns jetzt trennen.

Und einer erkennt ihn. Da geht's durch die Reih'n,
In den Blicken ein heller Sonnenschein,
Heil! Eitel Friedrich von Preußen.

Es hatten die Treuen das Herz erkannt
Aus eitel Gold, ohn' allen Tand,
Prinz Eitel Friedrichs von Preußen.

Oder einige Äußerungen aus dem »Heimatland«, einem vaterländischen Wochenblatt, das sich auch »Bayrische Volksstimme« nennt:

Nach der Ermordung Rathenaus: .... »Der Staat von heute ist weder ein Rechts- noch ein Machtstaat im Sinne des alten Kaiserreichs und darf daher auch nicht mit dem gleichen Maßstab gemessen werden. Dessen müssen sich aber auch die Männer bewußt sein, die sich dazu entschließen, an die Spitze eines Revolutionsstaates zu treten. Wer in Revolution macht, ist nun einmal in keiner Lebensversicherung.« (Hätten die Herren Scheidemann, Ebert, Wirth, Groener, die — weiß Gott — nie »in Revolution gemacht«, je solches Unheil geahnt?) »Das war«, fügt das biedere »Heimatland« hinzu, »zu allen Zeiten so und damit müssen sich die deutschen »Staatsmänner« von 1922 abfinden.« Basta.

In derselben Nummer (3. Jahrg. Folge 27), erste Juli-Ausgabe 1922 stehen unter dem Titel: »Dieser Rathenau starb Euch gelegen!« die folgenden tapferen Worte: »Die Forderung nach einem Staatsgerichtshof haben gerade die Nationalen schon oft erhoben. Denn in diesem Falle sind wir ausnahmsweise mit dem Zentrumsführer Marx einig, der sagte: »Wir werden jeden als Verbrecher am Staate ansehen, der es versuchen sollte, die Verfassung gewaltsam zu ändern.« Und wir sind (ob mit ihm, wissen wir nicht) der Anschauung, daß die Herren, die am 9. November angesichts des Feindes

»die Verfassung gewaltsam änderten«, vor den Staatsgerichtshof gehören, denn sie sind die Urheber aller Not und Schmach seither. Nicht von der Hand Einzelner, Unberufener dürften die »Verbrecher am Staate« enden, sondern vom Staatsgerichtshof verurteilt, schmählich am Galgen!«

Weiter: »Aber die Republik ist in Gefahr! Nicht von rechts: Wir können warten, bis sie zusammenkracht.«

Und der Sohn des einstigen Generalgouverneurs von Belgien, der Münchener Universitätsprofessor Freiherr W. v. Bissing, schreibt einen Aufsatz in diesem frischen »Heimatland«, der so beginnt: »Unbekannte Leute haben aus unbekannten Gründen Herrn Rathenau beseitigt . . .« und der so schließt: »Mord bleibt Mord, und selbst wenn das Ergebnis, wie bei der Beseitigung des athenischen Tyrannen, später vom Volk gut geheißen wird, die Tat selbst ist unerwünscht.«

Zweite Juli-Ausgabe 1922 (3. Jahrg. Folge 28) bringt unter dem Titel »Finis Bavariae? Bayern am Scheidewege« folgende Sätze: »Die Frage lautet klar und eindeutig: wird sich Bayern der Diktatur des Berliner Asphalts unterwerfen oder nicht? Wird sich Bayern seiner Aufgabe gewachsen zeigen, vor die es heute vom Schicksal gestellt wird? So wie die Dinge heute liegen, vertragen sie keine schwächlichen Kompromisse mehr. Heute steht die Frage zur Entscheidung und heute muß sie gelöst werden, ob von Bayern aus die Erneuerung und die Wiederherstellung des alten Reiches in die Hand genommen wird, oder ob das finis germaniae unwiderruflich angebrochen ist.«

Ein von Hindenburg und Ludendorff belobigter Romanverfasser namens Heinz Schauwecker dichtet über »Bayerntreue« also:

Wir aber wollen Feuer zünden,
rings auf den Bergen all:
Hie Bayern! schall's durch unsern Wald.
Hie Wittelsbach! das Echo hallt . . . .

Erste August-Ausgabe 1922 (3. Jahrg., Folge 32): »Es ist dringend notwendig, daß wir die gegenwärtigen Auseinandersetzungen zwischen Berlin und München als eine politische Machtprobe erkennen, die mit Recht und Rechtsgrundsätzen nur so viel zu tun hat, als man diese zur Verschleierung des politischen Kampfes um die Macht braucht.«

Republik? Schutz? Klassenkampf? Sozialismus? Wir befinden uns im Reich, das Wilhelm, Rupprecht, August und die andern Auguste für eine Zeitlang verlassen haben, und das ein alter Vorkämpfer des Burgfriedens, ein von Ludendorff und Stinnes hochgeschätzter kaiserlicher Staatssekretär a. D., als Präsident provisorisch verwalten darf.

# AN DIE INTELLEKTUELLEN!
## VON HENRI BARBUSSE

### *DAS MESSER ZWISCHEN DIE ZÄHNE!*

Gewiß, die Kommunisten sind stark, weil sie recht haben, und weil sie, die den wahren Sinn des öffentlichen Lebens erfaßt haben, die geheime Anziehungskraft ehrenhafter und schlichter Menschen ausüben.

Sie sind stark, weil die Ausbeutung, deren Schäden klar zu Tage liegen, deutlich auf Schwindel, Betrug und Verbrechen beruht, zu offensichtlich das Handwerk des Todes besorgt, der sein gräßliches Gesicht, sein Dräuen über den Abgründen nicht verbergen und verstellen kann. Ein starker Rückhalt ist für sie des weiteren die russische Republik, wo man versucht, ihre Ideale zu verwirklichen. Sie werden siegen, werden das Antlitz der Welt verändern, und sich so als Retter der Menschheit erweisen. Aber die entsetzlichen Bedingungen dieser allgemeinen Auseinandersetzung müssen zunächst durch die Überwindung des Gegensatzes, der heute noch zwischen Vernunft und öffentlicher Meinung klafft, beseitigt werden.

Möchten die Intellektuellen sich ihrer großen Verantwortung zu Innerst bewußt werden. Es handelt sich nicht etwa darum, Literatur und Kunst der Soziologie und Politik unterzuordnen, vielmehr muß bei der Bedeutung unseres Berufes mit Entschiedenheit folgender Vorbehalt ausgesprochen werden: Es gibt auf Erden nicht nur soziale Wahrheiten. Die praktische Pflicht, da wo es notwendig ist ausschließlich im realen Sinne zu wirken, besagt weder, daß keine anderen Probleme existieren, noch, daß ein Gebiet der Wissenschaft alle Probleme umfassen könne. Es gibt Gefühle, Regungen und Leidenschaften, unermeßliches innerliches Glück und Leid. In dieser Hinsicht ist der Mensch kein

begrenztes, eindeutiges und faßbares Geschöpf, sondern eine Welt, ein Daseins-Mittelpunkt für sich. Die reine Philosophie bleibt unantastbar und das Andenken an Voltaire wird arg beeinträchtigt durch seine törichten Reden über die Methaphysik, diese Wissenschaft vom Dasein, die der Kunst vergleichbar ist, da sie letzte Klarheit sucht und nach dem tiefsten Wesen des Wahren forscht. Aber jeder Mensch, wie immer sein Beruf geartet sein mag, hat Aufgaben gegenüber der Allgemeinheit zu erfüllen. Und der Beruf der Intellektuellen ist derart, daß sie vor allem diesen Aufgaben gerecht werden müssen. Wenn niemand dem Unglück anderer gegenüber gleichgültig bleiben darf, so haben die Vertreter des Geistes umso weniger ein Recht dazu, als ihnen Leid dasselbe wie Sinnlosigkeit bedeuten muß, und die ungeheuerliche Ungleichheit der Klassenverhältnisse nur infolge wahrer Wunder an Verwirrung und Trägheit solange über Generationen hinweg aufrecht erhalten werden konnte.

Die Intellektuellen müssen sich mit dem kommunistischen Vortrupp verbinden und den tiefen Zusammenhang zwischen diesen aktiven Elementen der Gegenwart und den Denkern aller Zeiten begreifen. Ihnen und niemand anderem heißt es sich anschließen. Die Entwicklung des schöpferischen Geistes muß unabhängig werden von der Engstirnigkeit und den Vorspiegelungen des Reformismus. Unentwegt müssen die letzten Ergebnisse menschlicher Erkenntnis verfolgt werden, der menschliche Geist ist ja weder krank noch erschöpft, hat nicht Ruhe noch Erholung nötig und man genügt daher durch kleine Zugeständnisse seinen Anforderungen nicht. Es heißt brechen mit den in guter oder schlechter Absicht nur auf ihr Fach versessenen Spezialisten, da ihre Einstellung rückständig ist, ebenso mit den Pazifisten, die die kindische Ansicht hegen, auf den Krieg könne man den Frieden wie ein Pflaster setzen, und auch mit den Anarchisten, denn sie sind Feinde jedes gesellschaftlichen Zwanges. Sie wollen zwar die Vorteile einer sozialistischen Organisation

genießen, tragen aber zur Geringschätzung ihrer vernunftgemäßen, zum Aufbau notwendigen Grundlagen bei, und werden dereinst als ausgesprochene Feinde der eigentlichen Umgestalter das revolutionäre Werk mehr als nötig mit Blut beflecken und so vielleicht sein Mißlingen herbeiführen.

Auch die Anschauungen der Urchristen können wir nicht gelten lassen. Ihres mutvollen Bekennertums wegen verdienen sie zwar unsere Achtung, doch müssen auch sie sich der nüchternen revolutionären Erkenntnis unterordnen, deren minimale Dogmatik der ihrigen nicht widerspricht, während man das Gegenteil verneinen muß. Sie bejahen unsere Anschauungen hinsichtlich der anzustrebenden idealen Gesellschaftsordnung, doch wir bejahen nicht alles, was sie darüber denken. Eine auf Gegenseitigkeit beruhende Verschmelzung ist daher unmöglich. Prinzipien des religiösen Zwanges, die wir auf Grund unserer Erfahrungen als sozial schädlich und als Gefahr für unsere gesellschaftliche Zukunft bezeichnen müssen, würden, falls wir sie in die soziale Bewegung miteinbezögen, zum Verlust unserer ganzen geheimnisvollen Propagandakraft führen. Die christliche Kirche ist zum Zuchthaus geworden. Wie können da die braven Apostel religiöser Reinheit hoffen, nachhaltiger auf die Seelen zu wirken als es Christus vermochte.

Aufräumen müssen die Intellektuellen mit dem faulen Zauber solch eines verfälschten Kommunismus, mit dem man die gläubige Masse geistig Armer züchtet und einwickelt. Infolge einer geschickten Propaganda und — man muß es zugeben — dank der Ungeschicklichkeit, mit der zuweilen der unversehrte Sozialismus verteidigt wird, erscheint dieser der Allgemeinheit entweder als kindlicher und verworrener Traum, dessen Verwirklichung sich als unhaltbar erweisen würde, oder als das ebenso unsinnig wie läppische Gegenspiel der augenblicklichen sozialen Zustände: als ein System plumper Rache der Armen an den Reichen, des Arbeiters am Bourgeois, als die Umkehrung der ungerechtfertigten bürgerlichen Gewaltherrschaft. Die Männer, welche sich berufs-

mäßig selbst ein Urteil von den Dingen zu pflegen bilden, sollten diese Verballhornung festnageln und einfürallemal die ihr zugrundeliegenden unzulässigen Verallgemeinerungen und die absichtliche Verwechselung bereits gültiger Gesetze mit den notwendigen Mitteln im Kampfe um neue, ausmerzen. Sie sollten erklären und verständlich machen, daß der Kommunismus weit weniger in einer Überlastung der Menschheit mit neuen Verordnungen besteht, als in der Befreiung von Unzuträglichkeiten, die nur dank unseren tiefwurzelnden Sklavengewohnheiten noch hingenommen werden mit der Begründung: weil niemand sich daran stößt sind sie gerechtfertigt. Das Prinzip der Arbeitspflicht, wonach Arbeit allein als Grundlage des gesellschaftlichen Lebens betrachtet wird, ist schön und vornehm. Die Menschheit verkommt durch Nichtstun. Die Intelligenz — das wissen wir nur zu gut — wird davon unfruchtbar. Die Komödien, die dem Gelde anderer Leute zuliebe gespielt werden, ekeln geradezu an. Dieses durch Zufall und Ausbeutung entstandene Geldkönigtum, das sich einige Menschen anmaßen, gebärdet sich in einer Weise, daß, wer ein Gewissen hat, unbedingt dagegen auftreten müßte. Ebenso wie Diebe und Halunken sollte man diejenigen verachten, die von der Arbeit der anderen leben als ob sie aus besserem Holz geschnitzt seien. Um sich auf Erden zu bereichern, das heißt das Leben zu genießen, sieghaft und glücklich einherzuschreiten, genügt allzuoft irgendein Glücksfall oder die Fähigkeit, weder Skrupel noch Rücksichten zu kennen. Das darf nicht weiter der Fall sein. Hingegen ist es klar, daß eine Gemeinschaft, die nicht auf organisierte Ausbeutung, noch auf staatlichem Übergewicht (heute ist der Staat ja weiter nichts als ein mehrköpfiger König) sondern auf ehrlicher Zusammenarbeit beruht, jedem Einzelnen der Gesamtheit zugutekommt. Es ist doch nicht zu verkennen, daß die Verteilung und Nutzbarmachung der Produktivkräfte überall unmethodisch, ohne allgemeinen Gesichtspunkt, ohne einsichtige Sorgfalt, ohne Rücksicht auf eine großzügige Verwirklichung fortschrittlicher Maßnahmen und durchaus

abhängig vom unberechenbaren Spiel individueller Willkür gehandhabt wird. Und welche Verirrung gehört dazu, die Menschheit in Nationalitäten zu spalten und sie so zur gegenseitigen Vernichtung heranzuzüchten.

Alle Einwände gegen den Kommunismus beruhen auf Lügen. Abschaffung des Eigentums wirft man ihm vor. Den individuellen Besitz schafft der Kommunismus nicht ab, regelt ihn vielmehr. Das Geschrei der Konterrevolutionäre, die Kommunisten wollten das Privateigentum aufheben, beruht auf Unwahrhaftigkeit, denn eine solche Absicht wäre ja unausführbar: Solch eine Forderung gehört ins Reich lediglich begrifflicher und utopistischer Abstraktionen. Als Beweis diene nur die eine Tatsache, daß jede Arbeitsentlohnung, welche Form sie auch immer annehmen möge, eine prinzipielle und tatsächliche Bestätigung des Rechtes auf Eigentum darstellt. Um es genau zu sagen: Der Kommunismus führt den Anspruch auf Eigentum auf seine ursprüngliche Berechtigung zurück unter Zugrundelegung der Regel: »Jedem nach Art und Wert seiner persönlichen Leistung das Seine innerhalb der durch das allgemeine Wohl gesetzten Grenzen.« Der Besitz hängt genau von der jeweilig geleisteten Arbeit ab. Aus diesem bedeutsamen Eingriff ergibt sich von selbst das Ende jeglicher Gewaltanmaßung und Ausbeutung, das Verschwinden der gewaltigen und großen, als Erkrankung der Besitzverhältnisse anzusprechenden Vermögen. Hingegen verbleibt für persönliche Ansprüche ein gewisser Spielraum, den die Allgemeinheit zur Befriedigung egoistischer Bedürfnisse und persönlichen Ehrgeizes in einem Maße gewährt, das sie nicht schädigt. Ihn heute schon ein für allemal festzulegen, ihn von vornherein zu bestimmen, hieße das Problem allerdings am verkehrten Ende anfassen, er wird sich von selbst aus der Anwendung einer vernünftigen und gerechten Organisation ergeben. Diese Frage ist kein einfaches und glattes Rechenexempel. Die Gesellschaft kann sich nur auf gegebener Grundlage, nicht mit Rücksicht auf Endergebnisse aufbauen. Im

übrigen werden sich die Anschauungen, welche gegenwärtig noch von dem veralteten Kampf ums Dasein verwirrt und abhängig sind, in dem Maße ändern, wie sie sich von dem düsteren, ungemein verderblichen und mit dem gesellschaftlichen Dasein unverträglichen Ideal »Alles für Jeden« befreien und dafür das geläuterte und segensreiche »Alles für Jeden« angenommen haben werden. Sie werden immer weniger der zum großen Teil künstlichen Anziehungskraft unterliegen, welche heute noch die Möglichkeit des Besitzes auf unsere Generation ausübt. Der Begriff des persönlichen Eigentums wird ganz von selbst zugunsten der Idee des gemeinschaftlichen Eigentums verschwinden. Die menschliche Vernunft ist nicht ein lediglich rechnender Apparat. Dies trifft nur zum Teil zu, zum andern Teil erfaßt sie das Leben, indem sie seinen Pulsschlag in sich aufnimmt.

Übertriebene Gleichmacherei? Eine solche Übertreibung ist ausgeschlossen, sofern man nicht dem Wahn huldigt, aus Persönlichkeiten entsprechende Dinge machen zu können, sondern lediglich die Absicht verfolgt, jedermann gleichmäßig mit einem größtmöglichen Anteil der Lebensmittel zu versehen, die der Allgemeinheit zur Verfügung stehen. Auf diese Weise sichert man, oder mehr noch, man fördert mit Rücksicht auf die Festigung dieses Gesetzes die Entwicklung des Einzelnen im Maß seiner Kräfte, Fähigkeiten und Beschaffenheiten, soweit es möglich ist, ohne die Interessen der Öffentlichkeit zu verletzen. Während dieses, sich aus dem Allgemeinwohl von selbst ergebende Gesetz die Auswüchse beseitigt, hebt es auch die überflüssigen und schädlichen Beschränkungen auf, welche das Wohl der Einzelnen, ohne Vorteil für die Allgemeinheit, beeinträchtigen. Die Sozialwissenschaft will nicht zu viel. Man unterdrückt nicht des Unterdrückens wegen. Kapitalismus heißt: Zu viel für wenige und nicht genügend für die übrigen. Diesem grausamen Unsinn wird ein Ende gemacht, indem man das entgegengesetzte Prinzip anwendet, nicht aber die entgegengesetzten Fehler begeht.

Ihr stößt Euch an den Mängeln des Sowjet-Regimes in seiner Verwirklichung. Wir sagen Euch, daß diese Verwirklichung nur in dem Maße unvollkommen ist, als sie durch die großmächtige reaktionäre Entente gelähmt und geschwächt wurde. Das geschriebene Gesetz und die ersten versuchsweisen Anstrengungen beweisen dies. Schon allein die Tatsache, daß eine im besten Sinne des Wortes republikanische Regierung sich in unserer Epoche aufrecht erhalten hat, ist ein Wunder. Wenn man erwägt, in welcher Weise sie bekämpft worden ist, so muß man sagen, daß der Versuch lohnend war, weil wir durch ihn gelernt haben, und man kann nicht den Vorwurf erheben, daß seine materielle Ausführung versagte.

Was die Diktatur des Proletariats betrifft, so ist sie als vorübergehende Maßnahme zu betrachten. Es liegt ihr kein Gesetzesbeschluß zugrunde, demzufolge die Armen von nun an den Platz der Reichen einzunehmen hätten und umgekehrt, sondern die Notwendigkeit, die Macht in die Hände der Ausgebeuteten zu legen, die allein fähig sind, aus eigener Kraft einen Staat zu schaffen, wo es weder Ausgebeutete noch Ausbeuter gibt.

Die geistige und künstlerische Produktion, die den Launen und Zufällen der Gegenwart ausgeliefert und ungewöhnlich geschädigt und verringert ist durch die willkürliche und plumpe Auslese, welche das Vorrecht der Erziehung mit sich bringt, wird zu voller Steigerung und Entfaltung erst unter einem Regime kommen, dessen Früchte — quantitativ und qualitativ — erst Daseinsberechtigung und Lebenskraft gewähren. Es ist eine ebenso heuchlerische wie falsche Ansicht zu glauben, die großen Vermögen einzelner seien unentbehrlich für die Entwicklung der Künste. Die großen Vermögen fördern hauptsächlich Entartung und schlechten Geschmack. Der Überfluß an Geld dient vor allem zum Unterhalt der Prostituierten und der Fürsten von Monaco. Außerdem zur Verherrlichung der mittelmäßigen anerkannten und mondänen Künstler. Die gegenwärtige Blüte der Malerei in Frankreich hat in erster Linie den Zweck, den Kunst-

händlern Wertpapiere zu verschaffen, die denjenigen der Gruben-, Eisenbahn- und Bankbesitzer vergleichbar sind. Der ausgesprochene Liebhaber ist ebenso selten wie der Künstler selbst. Es läßt sich nicht bestreiten, daß nur eine Sozialgemeinschaft Platz und genügend Mittel besitzen wird, um der Entwicklung und der allgemeinen Ausbreitung des künstlerischen Lebens eine Organisation zu geben, die zwar, weil Talent und Schönheit nur teilweise organisierbar sind, nicht vollkommen, aber doch wenigstens gesünder und weniger zufällig sein dürfte als die bisherige.

Überall da, wo die Männer Moskaus frei handeln konnten, taten sie es mit unerreichter Einsicht. Sie können sich nicht täuschen, da ihre Erkenntnis der Wirklichkeit zu umfassend ist. Die Intellektuellen, welche Sachwalter der unvergänglichen Logik sind, sollen sich nur nicht lächerlich machen, indem sie Männer verkennen, die jenes unerhörte Bekenntnis ablegen konnten: »Zum ersten Mal, seit die Welt existiert, haben wir eine soziale Umwälzung hervorgerufen, welche Ursachen, tiefste Ursachen erfaßt hat.« Man verdammt sie, weil sie ihre vernünftige Herrschaft angeblich mit Gewalt durchsetzen wollten. Wenn dies der Fall wäre, müßte man sie allein dafür segnen. Das wahre Wesen des Diktators »Lenin« besteht jedoch darin, daß er vor allem der Sklave einer Idee ist, diese Idee aber ist gerecht und sollte darum den Geist eines jeden beherrschen. Wer einem scharf durchdachten wohl erwogenem Gesetz dient, gehorcht sich selbst. Auf ihn trifft das große Wort des Senecus zu: »Deo non pareo assentior« — »Ich gehorche Gott nicht, sondern denke wie er denkt«. Um sich der Diktatur der Vernunft zu widersetzen muß man verrückt sein, und man muß auch irrsinnig sein, um sie nicht zu erkennen, wenn sie sich offenbart. Es gibt keine Tyrannei des gesunden Menschenverstandes, in Wirklichkeit so wenig, wie prinzipiell: Sofern man entschlossen ist, die Gesetze um der Menschen und nicht die Menschen um der Gesetze willen zu handhaben, werden ihre Bestimmungen durch den Gebrauch verbessert statt abgestumpft. Es ergibt sich ihre vernünftige An-

wendung und ihre Anpassung an das bewegte, bunte und brausende Leben. Die richtige Plattform wird gewonnen, vor der das Dasein sich wie ein Meer ausbreitet. Lenin ist der bedeutendste Mensch unseres Zeitalters, die Errichtung der föderativen russischen Sowjet-Republik, die auf Grund ungewöhnlicher Verhältnisse der Geschichte vorauseilt, ist mehr als das Christentum, mehr als die französische Revolution Hauptergebnis und Mittelpunkt der Weltgeschichte. Durch sie tritt die Menschheit in einen neuen Zeitabschnitt ihres Daseins. Die Intellektuellen, die Schriftsteller, haben oft genug falsch gehandelt, sich oft genug ohne Not ergeben und ihr vielfältiges Schaffen ist gar häufig unsauber. Nicht selten wird die literarische Produktion von der Aussicht auf Gold und Ehre bestimmt. So manche Gründung und Vereinigung hat sich der Reaktion verschrieben und viele angeblich geistige Organisationen tragen lediglich zum blutigen Hohn der heiligen Ordnung bei.

Dienstbeflissenheit und Unwissenheit haben sich allzu breit gemacht. Schriftsteller, die Haßgesänge anstimmen und Vergeltung bis in alle Ewigkeit predigen, die die Rohheit und die gepanzerte Faust verherrlichen, denen das unersetzliche Menschenleben für solch tierische Zwecke nicht zu gut ist — deren haben wir gerade genug. Ebenso von jenen Romanschreibern, die die größten Ideen ihren eigenen kümmerlichen und falschen Vorstellungen entsprechend bis zur Unkenntlichkeit verarbeiten. Auch an jenen Dichtern fehlt es nicht, die sich herausnahmen, das Wertloseste zu schreiben, wenn es nur überraschend wirkte. Sie begnügten sich ja damit, Empfindungen und Wahrnehmungen in Worte zu kleiden, ohne sich um die Erkenntnis ihres eigentlichen Sinnes zu kümmern. Nur zu gern schmeichelten sie der Brutalität, wenn sie berühmte Namen, Krone oder Heiligenschein trug. Kindereien haben sie als ewige Wahrheiten ausposaunt, haben auf Feuer und Wasser getanzt, die verschiedensten Ideen ganz dumm mit einander verwechselt und die alten abgestandenen Rühr- und Schauergeschichten, die gar nicht zum modernen Sol-

daten passen, aufzuwärmen versucht. Sie betrachteten das unsagbar gräßliche Gemetzel, von dem unser Zeitalter heimgesucht wurde und dessen Fortsetzung sich bereits wieder drohend am Horizont anzeigt, wie einen Sport oder einen Abenteuererroman. Nur zu lange haben viele von ihnen zur Steigerung der sozialen Täuschung und der Verherrlichung gewaltsamen Unrechts beigetragen. In den Riesen-Auflagen der Zeitungen, diesen gewaltigen und reichen Unternehmungen zum Zwecke der Untergrabung menschlichen Glückes, werden zahllose Tintenkulis dafür königlich bezahlt, daß sie täglich die bedeutendsten Ideen heruntermachen, entstellen und zerpflücken und Dummheit und Beschränktheit sozusagen als Grundlage des gesunden Menschenverstandes ausgeben.

Allzu selten und in der Masse verschwindend bleiben diejenigen, welche gänzlich begriffen haben, daß sich Talent und Genie nicht nur aus Aufrichtigkeit, sondern nur aus unbedingter Wahrhaftigkeit entwickeln können und daß ihr Denken kühn und unerschütterlich sein muß. Wie viele Feiglinge, Dummköpfe, Snobs und rückständige Köpfe stehen selbst unter den jungen Schriftstellern einem einzigen Romain Rolland gegenüber, dieser herrlichen Verkörperung aufgewühlten Gewissens und tiefster Einsicht. Tatsächlich hat der großen Masse der schriftstellerisch Befähigten im wesentlichen ihre Gabe nur dazu gedient, die Wahrheit zu verschleiern und sozial-verlogene Bestrebungen zu fördern. Ihr glaubt, der Umstand, daß Ihr Intellektuelle seid, besage, daß Ihr intelligent seid, aber merkt Euch: ein schlichter und aufrichtiger Mensch, der, von Eurem Wissen unbelastet, die absolute Sinnlosigkeit der „heiligen Ordnung" erkannt hat, ist intelligenter als Ihr und Euch geistig überlegen.

Übersetzt von Wieland Herzfelde.

# DER MÄDCHENHANDEL
## VON PELADAN
### ÜBERTRAGEN VON EMIL SCHERING

*Schluß eines Kapitels aus Peladans neuem Roman: «Weibliche Neugier«. (Vergl. Forum VI, Heft 10.)*

### 2. Die Nummer 27.

Nachdem sie die Droschke fortgeschickt hatten, wanderten sie einen Augenblick auf dem Boulevard de Grenelle, von gefährlichen Gruppen scharf angesehen, von den Schutzleuten überwacht, die es nicht lieben, daß die Herren in den schlechten Vierteln umherirren, von einem Schwarm Soldaten angestoßen, von denen die einen halb betrunken waren, die anderen im Laufschritt zur Kaserne zurückkehrten, denn Mitternacht nahte.

Nebo blieb vor einem Hause von zwei Etagen stehen. Im Erdgeschoß schienen die matten Scheiben erleuchtet zu sein: eine kolossale goldene Nummer breitete sich wie eine Ziffer der Schande über einer Jalousie-Tür aus, die Nebo mit dem Fuße aufstieß.

Der Saal, mit Spiegeln getäfelt, umfing sie mit einer Badestubenluft. Frauen im Hemde verschwanden im bunten Durcheinander aller Uniformen der Armee, und ein leichter Rausch mit lärmendem Tone, mit roher Gebärde hielt sie einen Augenblick auf der Schwelle zurück.

— Zur Tür die Zivilisten, rief man.

Ohne darauf zu hören, setzte sich Nebo mit Paula an einen Tisch.

Sofort kam eine Dirne, sich lässig wiegend, das Hemd halb aufgeschürzt, den Leib vorstreckend. und rieb sich an Paula, die sie mit einer Gebärde entfernte.

Da sie glaubten, es seien nur Gäste, denen die Wahl schwer falle, stellten die Dirnen sich nacheinander vor, mit den gleichen schamlosen Wendungen.

Paula biß in ihr Taschentuch, um nicht vor Ekel zu schreien.

Jedesmal, wenn Nebo mit einem Wort, das er so milde, wie er konnte, aussprach, eine Dirne zurückwies, ging diese zu

den anderen Gästen zurück, mit einem Groll, der mit leiser Stimme murmelte.

— Und du, die Bretonin, sagte ein Kavallerie-Unteroffizier, sieh, wie diese Laffen dich empfangen werden.

Diese große und kräftige Dirne, mit der eigensinnigen Stirn, interessierte Nebo.

— Setzen Sie sich, sagte er, ich ahne in Ihnen etwas Interessantes.

Sie setzte sich, ohne zu antworten.

In diesem Augenblick traten lärmend mehrere Infanteristen ein, die einen Kameraden vor sich herstießen.

— Ich sage dir, du langweilst uns mit deiner Frau! Du zehrst dich ab für sie, während sie zu dieser Stunde sich herumtreibt.

Paula sah, wie die Bretonin blaß wurde.

— Was haben Sie?

— Mein Gatte, jener Soldat, den die anderen führen, wird mich töten . . . Wovon sollen dann die Kinder leben, bis seine Dienstzeit zu Ende ist?

Nebo ahnte das schreckliche Drama, das sich entwickeln konnte, und überlegte, wie er einen blutigen Ausgang verhinderte, damit die Prinzessin nicht als Zeugin bloßgestellt würde.

Da entriß einer von den Soldaten seinen traurigen Kameraden der Betäubung.

— Aber sieh dir doch diese Jugend an! Eine Landsmännin von dir, wette ich.

Der Soldat richtete sich mit Heftigkeit auf, das Feuer des Schlaganfalls brannte auf seinem Gesicht, er führte seine Hände an den Schädel, im Gefühl, daß seine Vernunft ihm entwich, und lallte:

— Meine Frau . . . meine Frau hier!

Plötzlich folgte die Wut auf die Bestürzung, er zog sein Haubajonett und stürzte auf den Tisch zu.

Einige Soldaten hielten ihn zurück und entwaffneten ihn.

Da erschien, in Samtjacke, mit ausgeschnittenem Spitzenhemd, die Finger beringt, ein fetter und lächelnder Blonder: der Zuhälter.

— Dort, sagte Nebo leise zu Paula, ein wählbarer Wähler, der Steuern zahlt für ein vom Staat anerkanntes Gewerbe, ein Händler lebendigen Menschenfleisches.

Er überwand seinen Ekel und sagte zu dem Zuhälter:

— Die Bretonin erweist sich als die Frau dieses Soldaten! Morgen kann er Ihnen noch mehr Lärm verursachen als heute: ich erbiete mich, ihn daran zu gewöhnen, daß er seine Frau ruhig hier läßt. Aber dazu müssen wir, mein Freund und ich, mit dem Manne ins Zimmer hinaufgehen.

Während Nebo so sprach, schäumte der Unglückliche vor Wut, schmähend und sich sträubend.

— Mein Herr, antwortete der Zuhälter, mein ehrenwerter Vater sagte zu mir, als er mir dieses Haus übergab: »Mein lieber Sohn, laß immer die Verordnung achten, damit du selbst geachtet wirst!« Seit einem halben Jahrhundert gilt die Verordnung, daß nicht mehr als zwei in dasselbe Zimmer hinaufsteigen.

— Ich bin Irrenarzt, antwortete Nebo, der Zorn des Soldaten zeigt mir einen seltenen Fall, den ich studieren möchte ich werde Ihnen ... sechs Zimmer bezahlen.

— Nein, mein Herr, sagte der hübsche Kuppler, wir sind Kollegen, wir beide erquicken die leidende Menschheit! Schlagen Sie ein: und Sie sollen frei sein, die ganze Nacht diese beiden Subjekte zu studieren.

Und der hübsche Zuhälter streckte die Hand hin.

Nebo war nicht auf diese Bosheit des verworfenen Kerles gefaßt: als jener ein Interesse erriet, das von ihm abhing, schlug er das Gold aus, um eine Demütigung zu verlangen, mit der Ironie des Salons. Aber der Platoniker zögerte nur unmerkbar, dann nahm er diese schmutzige Hand an, doch er begleitete die Gebärde mit einem Blick, der Paula Furcht einflößte, den aber der Kuppler nicht sah.

— Gehen Sie auf Ihr Zimmer, sagte Nebo zur Bretonin.

Dann beugte er sich ans Ohr des Soldaten:

— Du willst deine Frau töten? Denke erst daran, daß sie nur für deine Kinder hier ist.

— Oh, mein Gott! . . . mein Gott! schluchzte der Unglückliche, dessen ganzer Zorn abfiel.

Er ließ sich von den beiden jungen Leuten unter die Arme nehmen.

Sie stiegen in die zweite Etage hinauf und fanden die Tür offen: die Bretonin lag auf den Knien, in der Hand Abschnitte von Postanweisungen haltend.

Jetzt zitterte der Mann an allen Gliedern, er hatte den Kopf verloren und wagte weder zu verzeihen noch zu verdammen.

Die Bretonin rutschte auf den Knien ihm entgegen.

— Höre, Yvon, du hast mich mit sechzehn Jahren geheiratet, ich habe dir jedes Jahr ein Kind geschenkt: unser Pfarrer sagte, die heilige Jungfrau segne die zahlreichen Familien. Als deine Aushebung kam, hatten wir vier Kinder, das älteste zählte vier Jahre, und ich war schwanger. Ich verstand keinen Beruf, ich hütete das Vieh, du sandtest mir sieben Sous die Woche: die Kinder wären vor Hunger gestorben. Da habe ich die Alte vom Hohlweg, du weißt, um Rat gefragt. Sie hat mir gesagt: »Das Leben von vier Kleinen ist mehr wert als deine Ehre. Geh in die Stadt und frage nach dem Bordell, dort werden dir die Männer den ganzen Tag auf den Leib steigen, aber du wirst mir Geld schicken, und ich schwöre auf dem Kruzifix, deine Kleinen zu erziehen.« Ich bin in die Stadt gegangen, ich bin ins Bordell gekommen, dann hat man mich hierher geführt, wo ich mehr verdiene: die Kinder sind gerettet. Ich verlange von dir nur, daß du mich leben läßt, solange du Soldat bist, sobald du wieder arbeiten kannst, magst du mich töten! Wenn du mich aber jetzt tötest, werde ich verdammt sein, werde ich meine Seele verlieren, ohne die Kinder zu retten!

— Ich sagte Ihnen doch, Paula, daß der französische Bürger nicht das Recht hat, vorm fünfundzwanzigsten Jahre zu heiraten, wenn er nicht reich ist.

— Yvon, sagte Paula, küsse deine Frau und richte sie auf! Sieh her, ich gebe dir das Beispiel.

Und Paula berührte mit ihren jungfräulichen Lippen die Stirn der Prostituierten.

Da stürzten die beiden Unglücklichen einander schluchzend in die Arme.

Nach einer Weile löste Nebo sie sanft aus der Umschlingung.

— In einer Stunde müssen Sie fort von hier sein! Was schulden Sie?

Die Bretonin wankte bei dieser Frage.

— Dreitausend Franken, murmelte sie, niedergeschmettert.

— Haben Sie die nicht bei sich, Nebo? fragte Paula ängstlich.

— Nein, antwortete er.

Nebo öffnete das Fenster: Eisenstangen waren davor. Aus seiner Metallbüchse nahm er ein Fläschchen und goß Tropfen auf Tropfen um eine Stange: das Ätzmittel höhlte den Stein um die Verkittung.

— Yvon, befahl Nebo, entkitte ihn oben.

Der kräftige Bursche zog nach einigen Anstrengungen die Stange ganz heraus. Man konnte hindurch . . .

— Ziehen Sie sich so gut an, wie Sie können, und Sie, Yvon, drehen einen Strick aus den beiden Laken.

Yvon gehorchte.

— Wie lange müssen Sie noch Soldat sein?

— Sechs Monate.

— Ergeben Sie sich drein! Wenn es zwei Jahre gewesen wären, hätte ich Ihnen das Geld und die Mittel zum Desertieren gegeben.

Er wandte sich an die Frau.

— Hier sind vierhundert Franken: alles, was ich bei mir habe. Sie werden mit Yvon durch dieses Fenster steigen. Die kleine Pforte, die zur Rue des Usines führt, ist leicht zu öffnen auf alle Fälle, hier ist ein Stilett, um das Schloß abzuschrauben. Sie nehmen eine Droschke, die Sie nach dem Westbahnhof bringt: mit dem ersten Zuge reisen Sie nach Ihrem Dorfe. Jetzt führen Sie mich in ein Zimmer, kleines Gemach oder Rumpelkammer, das diesem gegenüberliegt, wo ich eintreten kann, ohne Verdacht zu erregen.

Indem er dies sagte, legte Nebo eine Zündschnur, deren Länge er berechnete, an ein Fläschchen Knallgold.

Die Bretonin führte ihn in eine Art Wäschekammer.

Unruhig über seine Abwesenheit, folgte Paula und sah, wie er die Wände mittels eines Pinsels mit einer farblosen feuchten Spur überzog.

— Sind Sie bereit? fragte er, als er in die Stube zurückkehrte.

Er knüpfte selbst das gedrehte Laken an.

— Aber wer sind Sie denn? fragte die Bretonin.

— Für euch sind wir die Vorsehung, arme Geschöpfe.

— Oh, Sie sind Engel!

Sie ergriff Nebos und Paulas Hände, um sie zu küssen.

— Fall auf die Knie, Yvon, sagte wieder die Frau, damit sie uns segnen: vielleicht sind es Michael und Gabriel, die ich so gebeten habe.

Und die beiden Bretonen warfen sich nieder, bevor Nebo daran denken konnte, sich vor einer derartigen Huldigung zu verteidigen.

— Beeilt euch, meine guten Freunde, beeilt euch!

Der Soldat stieg zuerst durch das enge Fenster, dann ließ sich die Frau an den Bettlaken hinab.

Nebo und Paula sahen, wie sie den kleinen Garten durchquerten, das Schloß sprengten und verschwanden.

Nebo zog die Laken herauf, drehte sie auf und legte unter das Bett ein kleines Paket, dessen Zündschnur er ansteckte.

— Was machen Sie denn, Nebo?

— Ich reinige! Gehen wir!

Er schloß die Stube ab und nahm den Schlüssel mit.

Unten lauerte der Kuppler auf sie.

— Nun Doktor?

— Nun, sagte Nebo, ich bin betrogen worden, die Symptome haben bald aufgehört, es ist nicht der Fall, den ich glaubte, und in diesem Augenblick werden beide . . .

— Nur noch eins sein, ergänzte der Kuppler lächelnd.

— Hier für deren Nacht.

Nebo reichte ihm ein Goldstück.

— Ich nehme das Geld nicht selbst, mein Herr: wenn ein Haus dreißigtausend Franken Rente trägt, kann man sich Kassiererinnen halten.

Und er rief:

— Geben Sie dem Herrn heraus!

Paula stützte sich auf Nebos Arm und ging dahin, ohne zu sprechen.

Sie überschritten die Jenaer Brücke und stiegen die Trocadero-Höhe hinauf.

Dort blickte Nebo auf die Uhr.

— Schauen Sie in die Richtung von Grenelle, dorthin, woher wir kommen.

— Dort, woher wir kommen, sagte Paula, haben Sie sich einen Augenblick weggeworfen, aus edler Regung ... aber diese Hand berührt zu haben ...

— Als ich sie berührte, habe ich sie in ihrer einzigen Empfindlichkeit verurteilt: in ihrem Vermögen.

Plötzlich ertönte ein Knall in der Nacht, dem bald ein zweiter folgte, Rauchwolken erhoben sich über Grenelle, Flammen sprangen empor: die große 27 brannte.

— Das Feuer reinigt! sagte Nebo zur Prinzessin, die sprachlos war.

— Wie jene Frau, brachte sie schließlich hervor, muß ich Sie fragen: wer sind Sie?

Iu diesem Augenblicke bin ich ein Chemiker, der die beleidigten Gesetze Gottes rächt, und der nicht will, daß man den Ort besudele, wo Gläubige Erzengel zu schauen meinten.

Die Prinzessin setzte sich auf die kalte Erde und nahm den Kopf in die Häude.

— Diese Nacht, die in meiner Erinnerung nicht auslöschen wird, verändert beinahe meine Gefühle, ich fühle, daß sich etwas, das geschlossen war, öffnet, und daß ich mich soeben mit meinem Mitmenschen verbunden habe. Bisher ließ ich alles auf mich wirken, jetzt erblicke ich den Schmerz, der die Welt benetzt.

— Gegrüßt sei diese Morgenröte der Bamherzigkeit, die in Ihrer Seele aufgeht!

— Welches sind meine Verdienste, um vor soviel Leiden geschützt zu sein und einen Freund zu besitzen, einen Bruder wie Sie? Ach, halten Sie mich für ein kleines Mädchen, aber ich muß weinen.

Und sie brach in Schluchsen aus.

— Ich weine, Nebo, aber es sind nicht meine Nerven, die von soviel Aufregungen erschüttert sind, ich weine, ich, die Jungfrau, über die Prostituierte, ich, die Freie, über den Soldatensklaven, über diese beiden Parias der Gesellschaft, die keinen freien Willen mehr besitzen noch über ihren Körper verfügen können. Ich glaube, daß ich diese Tränen, die ich über die beiden vergieße, ihnen schuldig bin.

— O meine Schwester, rief Nebo, Ihre Worte erfreuen die Chöre der Engel! Über Leiden weinen, die Sie nie bedrohen werden, über eine Schande weinen, die Sie nie erreichen wird, über die Menschheit weinen: das heißt, Gottes Werk vollbringen!

# AUS DEM FORUM-ARCHIV

## DER ERSTE KRIEGSMINISTER NACH DER REVOLUTION — »EIN TREUER DIENER SEINES KAISERS« (EHRENGERICHTLICH FESTGESTELLT)

Zwölf hohe Offiziere der alten Armee saßen jüngst — im vierten Jahre dieser Republik — zu Gericht über den Staats- und Kriegsminister a. D., den Herrn Generalleutnant Scheüch, der gegen sich selbst den Spruch eines Ehrengerichts beantragt hatte, um sich von den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen und Verdächtigungen zu reinigen.

Das Ehrengericht hat gründliche Arbeit geleistet, alle Punkte — etwa 25 — genau geprüft und ist einstimmig zu der Überzeugung gekommen, daß dieser Revolutionsminister keinen Vorwurf, sondern den Dank der alten Armee verdient. Und die Ehrenerklärung, die unterzeichnet ist von den Herren v. Kuhl, General der Infanterie a. D. und Vorsitzender, Bering, Generalmajor a. D., v. Bornstedt, Generallt. a. D., v. Felgenhauer, Generalmajor a. D., v. Gontard, Generallt. a. D., v. Held, Generalmajor a. D., v. Hülsen, Generallt. a. D., v. Langendorff, Generalmajor a. D., Liebart, Generallt. a. D.; v. Nostitz, Generallt. a. D., Schütz, Oberst a. D., v. Stocken, Generallt. a. D., schließt mit

den Worten: »Er ist ein treuer Diener seines Kaisers und Vaterlandes und ein untadeliger Offizier gewesen.«

Waren Zweifel möglich? Welcher Vergehen beschuldigte man ihn? Was konnte man einem General der alten Armee vorzuwerfen haben? Einem, den die Herren Ebert, Scheidemann und Noske als den geeignetesten Mann für das Amt des ersten Kriegsministers der Revolution ausgewählt hatten?

Das Ehrengericht will feststellen und stellt fest, daß sich der General Scheüch durch die ihm aufgedrungene Stellung als Revolutionsminister nichts vergeben hat. Er hat vielmehr »seine ganze Kraft nach bestem Wissen und Gewissen und mit anerkennenswerter Verantwortungsfreudigkeit für Kaiser, Vaterland und Armee eingesetzt.«

Das Urteil der Generäle Wilhelms über einen der ihrigen belichtet die Tätigkeit, die der kaiserliche und spätere republikanische Kriegsminister ausübte, mit einigen Scheinwerfern. Man erfährt, was man bisher leider noch nicht erfahren hatte. Ich zitiere wörtlich aus dem vom »Deutschen Offizier-Bund« (1. Jahrg. No. 12/13) am 26. 7. 22 veröffentlichten Ehrenspruch:

1. »Die Begnadigung von Liebknecht erfolgte gegen den Willen des Generalleutnants Scheüch. Nachdem Liebknecht seine hochverräterische Agitation wieder aufgenommen hatte, hätte er von neuem festgenommen werden können, aber lediglich durch die Organe der öffentlichen Ordnung. Einer Einziehung zum militärischen Dienst standen gewichtige Gründe entgegen. Eine solche aus politischen Gründen war bestimmungsgemäß nicht angängig. Liebknecht war nur a. v. Heimat. Sein Jahrgang war vollständig entlassen. Trotzdem hatte der Kriegsminister seine ärztliche Untersuchung zwecks Einziehung angeordnet. Er kam aber dem bezügl. Befehl nicht nach, die Ereignisse machten ihn dann ergebnislos. Ob nicht doch ein rücksichtsloseres Eingreifen des Kriegsministers von Erfolg gewesen wäre, muß dahingestellt bleiben.

2. Generalleutnant Scheüch soll vor Ausbruch der Revolution nicht nur selbst die zu ihrer Bekämpfung nötigen militärischen Anordnungen unterlassen haben, sondern auch durch Anmaßung von Befugnissen energische, vorbeugende Handlungen nachgeordneter Dienststellen aufgehoben oder abgeschwächt haben.«

Diese infame Unterstellung wird gebührend zurückgewiesen. Vielmehr wird festgestellt, daß er alle Maßnahmen getroffen oder unterstützt habe, die Revolution zu verhindern, ihr mit jedem Mittel, auch mit dem des Bürgerkrieges entgegenzutreten.

Das erhelle aus folgendem wörtlich zitierten Ehrenspruch von 1922:

»In der zweiten Hälfte des Oktober 1918 machte ein Offizier des Kriegministeriums, der längere Zeit in Rußland gewesen war und dort Erfahrungen gesammelt hatte, Vorschläge für Maßnahmen zur Unterdrückung von Unruhen. Der Kriegsminister stimmte ihnen zu, befahl, daß ein besonderes Referat für Behandlung dieser Fragen eingerichtet würde und daß die Vorschläge sofort den stellvertretenden General-

kommandos zugehen sollten. Er genehmigte den Entwurf des ihm darauf vorgelegten Befehls, unterschrieb aber am nächsten Tage die Reinschrift nicht. Der Grund hierfür war, daß inzwischen eine sozialdemokratische Zeitung den Wortlaut eines geheimen Erlasses eines Generalkommandos abgedruckt hatte. Es war auch festgestellt, daß mehrfach Abgeordnete in Besitz von geheimen militärischen Anordnungen gekommen waren. Generalleutnant Scheüch hielt es deshalb nicht für angängig, den Erlaß schriftlich (sic!) herauszugeben, sondern ordnete an, daß die Vorschläge bei der nächsten Konferenz der Chefs der Stäbe zur Mitteilung gelangen sollten. Diese fand aber, wofür den Kriegsminister keine Schuld trifft, nicht mehr vollzählig statt. Für Berlin ist die Nichtherausgabe des Befehls ohne Bedeutung geblieben, da das Oberkommando i. d. M. ihn unmittelbar von dem betreffenden Referenten erhalten hatte. Die Behauptung, daß etwa Generalleutnant Scheüch die Herausgabe des schriftlichen Befehls aus Sorge vor persönlicher Gefahr verweigert habe, ist vom Ehrengericht als völlig haltlos zurückgewiesen worden.«

Wie das »Forum« hört, plant die gegenwärtige Reichsregierung — angeregt durch diesen Passus des Ehrenspruchs — die Akten einzufordern und den Mordbefehl zu veröffentlichen, den der General Scheüch schriftlich herauszugeben sich scheute, aus Furcht, er könne einer sozialdemokratischen Zeitung auf den Redaktionstisch fliegen. Die Chefs der Stäbe erhielten ihn mündlich. Das genügt, dachte Scheüch.

Weiß der republikanische Bürger, warum keine Flugzeuge zur Bekämpfung der Unruhen verwendet wurden? Weiß ers? Warum wurde Kiel, Hamburg, München nicht »mit Bomben belegt?« Anfang November 1918? Unter der Regierung des demokratischen Prinzen Max v. Baden, der Sozialdemokraten Ebert und Scheidemann? — Weil der Prinz des B. T. und die völkerbefreienden Arbeiterführer es verhinderten? Weil Gründe der Menschlichkeit, Absicht, nicht Deutsche gegen Deutsche kämpfen zu lassen, dagegen sprach? — I bewahre, weil »der kommandierende General der Luftstreitkräfte den Kriegsminister ausdrücklich vor der Verwendung von Flugzeugen im Straßenkampf gewarnt hatte, da der Flieger hierbei Freund und Feind nicht unterscheiden und daher mehr Schaden als Nutzen stiften könne. — Desgl. hat Generalleutnant Scheüch die vom O.-K. i. d. M. befohlene Verwendung von Flugzeugen gegen die auf der Fahrt nach Berlin befindlichen Eisenbahnzüge mit meuternden Matrosen verboten, da diese außer den Aufrührern auch zahlreiche friedliche Reisende beförderten.« (Friedliche Reisende, d. h.: Neben Zivilistenpack auch heimkehrende Offiziere.) Hingegen:

»Die Verwendung von Panzerkraftwagen zur Bekämpfung des Aufruhrs und zum Anhalten der Eisenbahnzüge ist vom Generalleutnant Scheüch ausdrücklich erlaubt worden. Ein durch Fernspruch übermitteltes bezügliches Verbot eines Untergebenen beruhte auf einem Irrtum desselben

und ist durch unmittelbar darauf folgenden schriftlichen Befehl sofort richtiggestellt worden.«

»Der Kriegsminister wird dafür verantwortlich gemacht, daß keine Fronttruppen zur Bekämpfung der Revolution vorhanden waren und daß die Ersatztruppen durch zu starke Abgaben an das Feldheer in ihrem inneren Werte geschwächt waren.«

Wird als grundlos widerlegt. Scheüch hat eine Division zur Unterdrückung der Unruhen gefordert. Sie aber leider nicht gekriegt. Die Garde sollte kommen. Hatte Schwierigkeiten, wurde von der O. H. L. in Herbesthal angehalten. Dafür sollte die 52. Reservedivision gegen den inneren Feind marschieren. Abtransport aber erst am 6. 11. 1918 aus Flandern. (Man sieht, Ludendorff hat wieder Schuld.) Kam zu spät und geriet am 10. 11. 18 in Jüterbog »in den Strudel der Revolution«. Hier, in Jüterbog, sagt der Ehrenspruch, »spielte ein Ferngespräch des Divisions-Adjutanten mit einem Offizier der K.-M. eine verhängnisvolle Rolle«. (Werden wir es je erfahren?)

»Die Vorschläge, die zur Festigung des Heimatheeres gemacht und vom Kriegsminister »konterkariert« sein sollen, betreffen besonders die Errichtung einer nationalen Wehr und die Zusammenziehung der in Berlin befindlichen Offfziere zu besonderen Formationen. Der erstgenannte, vom stellvertretenden Generalkommando des Gardekorps befürwortete Plan wurde mit den beteiligten Zivilbehörden eingehend erörtert. Es wurde dagegen eingewendet, daß alle geeigneten Mannschaften an der Front seien und daß die Bewaffnung der in der Heimat befindlichen älteren Leute voraussichtlich nicht zur Bildung zuverlässiger Formationen führen würde. Im Gegenteil würden die Waffen bald in den Händen der Aufrührer sein. Besonders machten die Verhältnisse in Berlin die Aufstellung einer nationalen Wehr unratsam. Es wurde daher beschlossen, den Provinzialbehörden die Bildung nationaler Wehren unter Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse zu überlassen.

Die Zusammenziehung der zahlreichen in und bei Berlin befindlichen Offiziere zu besonderen Formationen ist nicht, wie behauptet wird, vom Kriegsminister gemißbilligt worden, er hat sich lediglich gegen die Art der Zusammenberufung durch die Zeitung ausgesprochen. Er hat persönlich angeordnet, daß alle nur irgend verfügbaren Offiziere der zahlreichen Dienststellen des Kriegsministeriums dem Oberkommando in den Marken zur Verfügung gestellt würden. Als er erfuhr, daß die zur Kommandantur bestellten Offiziere zum größten Teil, ohne verwendet zu werden, nach Hause geschickt worden waren, hat er sich sehr scharf hierüber ausgelassen.«

»Nach Ausbruch der Matrosenmeuterei in Kiel hat der Kriegsminister zu ihrer Unterdrückung Anweisungen an die benachbarten Generalkommandos gegeben. Daß die Maßnahmen derselben keinen Erfolg hatten, ist nicht seine Schuld.«

Zu den Vorwürfen, die dem Generalleutnant Scheüch über sein Verhalten am Revolutionstage selbst gemacht wurden, nimmt das Ehrengericht wie folgt Stellung:

»Am 9. 11. 1918 soll Generalleutnant Scheüch es an Führerkraft und Verantwortungsfreudigkeit haben fehlen lassen. Nicht ein einziger zum entscheidenden Kampfe gegen Meuterer und Empörer auffordernder Befehl sei der Truppe zugegangen. — Sicherlich wäre es angebracht gewesen, wenn Generalleutnant Scheüch die am 8. 11. 1918 abends eingetroffene Ernennung zum Oberbefehlshaber des Heimatheeres benutzt hätte, um seinen unbedingten Kampfwillen kundzutun.«

»Ein allgemeines Schießverbot ist vom Generalleutnant Scheüch nicht erlassen worden. Ein von einem Unberufenen aus der Reichskanzlei am 9. 11. 1918 vorm. durch Fernspruch an das K.-M. übermitteltes angebliches Schießverbot des Reichskanzlers ist auch von diesem nicht erlassen und beruhte wahrscheinlich auf einem Mißverständnis des Vermittlers. Es wurde vom Kriegsministerium nicht weitergegeben.

Als am 9. 11. mittags der Oberbefehlshaber in den Marken meldete, daß die Truppen sich weigerten zu schießen und anfragte, wie nun verfahren werden solle, drang Generalleutnant Scheüch darauf, daß dann wenigstens zum Schutz von Leben und Eigentum der Bürger und der öffentlichen Gebäude von der Schußwaffe Gebrauch gemacht werden solle. An dem inzwischen schon ergangenen unbedingten Schießverbot des Oberbefehlshabers in den Marken ist Generalleutnant Scheüch völlig unbeteiligt.«

Daß am 9. November 1918 in Berlin kein Blut floß, daran ist der General Scheüch unschuldig. Generäle Wilhelms stellen es stolz von einem General der Republik fest. Sie hätten alle schießen lassen. Bisher schwiegen sie darüber. Wie weit wir — dank Bayern und dem Staatsmann Ebert — gekommen sind, verrät die Tatsache, daß 1922 hohe kaiserliche Offiziere es wagen können, einen solchen Ehrenspruch zu veröffentlichen.

## AN DIE POSTABONNENTEN DES »FORUM«!

Die Steigerungen aller Preise für Papier, Satz und Druck und die uns österreichischen Zuständen von Tag zu Tag nähernde Geldentwertung zwangen auch uns, das vierteljährliche Abonnement (Juli bis September) auf 60 Mark festzusetzen. Der notwendige Schematismus der Postbehörde kann mit der sprunghaften, immer wieder notwendig werdenden Preiserhöhung nicht Schritt halten. Die postalischen Bestimmungen verbieten, die nach Abschluß der Postzeitungsliste vorgenommenen Erhöhungen von den Beziehern nachträglich einzuziehen. Wir müssen deshalb unsere Postbezieher bitten, die Differenz (35 Mark) zwischen dem von ihnen bei der Post eingezahlten Betrag und dem jetzt gültigen Bezugspreis von 60 Mark durch beiliegende Zahlkarte auf unser Postscheckkonto Berlin 110 114 zu überweisen. Forum-Verlag.

Herausgeber und verantwortl. Redakteur: Wilhelm Herzog in Berlin.
Arbeiterorganisationen und Betriebe erhalten das Forum um ein Viertel billiger, politische Gefangene und Arbeitslose umsonst.
Forum-Verlag Berlin W 35.
Druck: Buchdruckerei Wilhelm R. Saling & Co., Berlin SW 68.

# DAS FORUM

*6. Jahr* *September 1922* *Heft 12.*

(Abgeschlossen am 7. September 1922)

## CHRONIST, TU DEINE PFLICHT!

»Auf reservierten Plätzen unterhalb des Altars kniet das Präsidium des Katholikentages und die Vertreter der katholischen Fürsten- und Adelsgeschlechter. Es ist ganz unmöglich, hier eine vollständige Namensangabe zu geben. Wir bemerkten: Fürst Löwenstein, Graf Lerchenfeld und die Minister Matt, Schweyer, Oswald, die Staatssekretäre v. Frank und Stingel, Landtagspräsident Königbauer, Präsident Speck, Geheimrat Held und zahlreiche andere Abgeordnete, die Reichsminister Dr. Brauns und Giesberts, Ministerpräsident a. D. Stegerwald, Reichsminister Dr. Schmitz-Wien, Minister v. Brentano di Tremezzo von Hessen, Dr. Fuld, Vorsitzender des kath. Volksbundes von Oesterreich, den Vertreter des Reichsbundes der deutschen Priestervereine der Tschechoslowakei Weber, die Abgeordneten Kunschack-Wien, Herold, Senatspräsident Marx u. a.

Mit brausenden Hochrufen wird die Ankunft des Kronprinzen Rupprecht und seiner Gemahlin und des jungen Prinzen Albrecht begrüßt. Von Mitgliedern des königlichen Hauses haben sich ferner eingefunden: die Prinzessinnen Helmtrud und Wiltrud, Prinz Georg, Prinz und Prinzessin Alfons mit Prinz Klemens, Prinz und Prinzessin Ludwig Ferdinand mit Prinzessin Pilar, sowie Frau Herzogin Karl Theodor.«

So berichtet wortwörtlich das »Festblatt zur 62. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in München vom

27. — 30. August 1922.« Gedruckt und verlegt vom Bayerischen Kurier, München.

Weit über 100000 Menschen auf dem schönsten Platz Münchens, dem von den Propyläen, der Glypthothek und der Sezession eingerahmten Königsplatz. Seit früh um 7 Uhr stauen sich die Söhne der Kirche an den Sammelstellen. Strahlenförmig winden sich die Festzüge aus allen Richtungen ins Innere der Stadt. Das berühmte Oktoberfest schrumpft dagegen zu einem Kinderspielplatz zusammen. Die ganze Stadt ist auf den Beinen. Marschiert, betet, schaut, singt, jauchzt, trommelt, schwingt Muttergottesfahnen, jodelt, kniet, läuft, hört Glocken und Gebet, versammelt sich, streckt die Hälse aus nach den Kirchenfürsten und den weltlichen Fürsten in dieser Republik. Und ist glücklich, sie alle wiederzusehen. Denn sie sind alle noch da. Der Kronprinz Rupprecht mit seiner Gemahlin und dem jungen Prinzen, und alle Mitglieder des Königlichen Hauses, die schiechen Töchter des Königs Ludwigs, der arme Prinz Georg, dem die Frau fortlief, da er seine ehelichen Pflichten nicht erfüllte, und der unvermeidliche Prinz Ludwig Ferdinand, der jedem Ballettmädchen hinter den Kulissen des Hoftheaters unter die kurzen Röckchen greifen mußte, sonst konnte er nicht beruhigt ins Nymphenburger Schloß zur Frau zurückkehren und mit ihr das Ave Maria beten. Alle diese guten, frommen, keuschen Katholiken wurden als Mitglieder des angestammten Herrscherhauses von den zusammengelaufenen Hunderttausenden von Schäfchen der Kirche geehrt, kniefällig begrüßt, als Auserwählte gepriesen. Hochrufe von Männern, Frauen, Greisen, Kindern, Professoren, Zuhältern, Künstlern, Offizieren, Bauern, Kleinbürgern, Studenten, Mönchen, Huren, Tiroler Schützen, Katholischen Jungfrauen, Ministern, Arbeitern, Polizisten schallen ihnen entgegen. Hosiannah! Christ ist erstanden. Die Feiertage der Republik nehmen in München kein Ende. Max Reinhardt, der Royalist, verzehrt sich vor Neid in Salzburg. Lerchenfeld — Kahr — Faulhaber machen das schon besser als die nüchternen Protestanten an der Spree.

Die können höchstens von Gott und allen guten Geistern verlassene Verfassungsfeiern zusammentrommeln. Ohne Sinnesfreude, ohne Mut, ohne Liebe, ohne Enthusiasmus. Und keiner von diesen Machthabern würde wagen, gegen Andersgläubige oder auch nur gegen die Herren von gestern so kräftige Sprüchlein in die Masse zu werfen, wie etwa der Herr Kardinal gegen die Herren von heute und gegen die, die nicht mehr an die unbefleckte Jungfrau Maria glauben.

●

*Ein Erzbischof in dieser Republik:*

»Wehe dem Staate, der seine Rechtsordnung und Gesetzgebung nicht auf den Boden der Gebote Gottes stellt, der eine Verfassung schafft, ohne den Namen Gottes, der die Rechte der Eltern in seinen Schulgesetzen nicht kennt, der eine Gesetzgebung schafft, die die Ehescheidung erleichtert, die die uneheliche Mutterschaft in Schutz nimmt. Wo die zehn Gebote Gottes nicht mehr gelten, da gilt der Satz: »Gottesrecht bricht Staatsrecht.« . . .

Kompromisse sind unvermeidlich zum Ausgleich der Gegensätze und Interessen. Über allen Kompromissen aber stehen die Grundsätze, und es kann eine Grenze kommen, wo es heißt: Bis hierher und nicht weiter! Die Revolution war Meineid und Hochverrat und bleibt in der Geschichte erblich belastet und mit dem Kainsmal gekennzeichnet. Auch wenn der Umsturz ein paar Erfolge brachte. Eine Untat kann nicht heilig gesprochen werden.«

●

*Ein Ministerpräsident in dieser Republik:*

Bericht der »Deutschen Allgemeinen Zeitung:«

»Lerchenfeld wies auf die tiefe Verwurzelung des katholischen Lebens im bayrischen Volke hin und stellte die Notwendigkeit der Durchdringung des politischen Lebens mit christlichem Geiste in den Mittelpunkt seiner Ausführungen.

Als er dabei des angestammten Herrscherhauses gedachte, unterbrach ihn minutenlang tosender Beifall.«

Als jüngst gemeldet wurde, der republikanische Ministerpräsident habe dem künftigen König von Bayern bereits gehuldigt, wurde das flugs dementiert. Vorerst unangenehm. Aber die bayrischen Löwen, die ganz Unentwegten, ließen nicht locker. Sie beschuldigten den Diplomaten Lerchenfeld, daß er kneife.

So schrieb das aufrichtigste Organ der bayrischen Konterrevolution, der »Miesbacher Anzeiger«, in einem Artikel vom 18. August 1922: »Herr Graf, diese Männer wissen auch genau, daß Sie eines Tages, als Sie schon Ministerpräsident der bayrischen Republik waren, eine Huldigungsadresse an »Seine Majestät den König Rupprecht von Bayern« mitunterzeichnet haben.« Wofür aber wäre man Christ und frommer Katholik, wenn man nicht wie ein Heide lügen könnte? Also log der katholische Graf frech, durch eine von der Republik bezahlte Pressestelle: er habe nie dem Könige Rupprecht von Bayern mit gehuldigt.

Worauf wieder das »Heimatland«, ein dem Miesbacher nicht nachstehendes Münchener Vaterländisches Wochenblatt, das sich zugleich »Bayrische Volksstimme« nennt, feststellt, daß die amtliche Erklärung irreführe. Diese Volksseele kocht über in Fettdruck:

> »Wir stellen ausdrücklich fest, daß nach unseren Informationen Herr Graf Lerchenfeld, als er schon Ministerpräsident der Bayrischen Republik war, eine Huldigungsadresse an Seine Majestät den König Rupprecht von Bayern mitunterzeichnet hat.
>
> Wir fragen die amtliche Pressestelle, ob sie die Information, Herr Graf Lerchenfeld hätte keine Huldigungsadresse unterzeichnet, von dem Herrn Grafen Lerchenfeld selbst erhalten hat.«

Wird der Staatsgerichtshof dieser Republik wagen, die gleiche Frage an ihn zu richten? Wird es Herr Radbruch, Herr Wirth

oder Herr Ebert? Sie werden sich hüten. Lerchenfeld hinge ihnen eine Kontrahage an, forderte sie auf Pistolen und knallte — als Graf, Katholik und Gentleman — einen nach dem andern nieder. Nur das Reich hätte das Nachsehen und müßte die Beerdigungskosten zahlen.

•

*Wilhelms oberste Heeresleitung in dieser Republik:*

Auf der ersten Seite der völkischen »Deutschen Zeitung«:

Das dankbare Bayern.

Hindenburg-Ehrung aller Stände und Klassen in München.

(Drahtmeldung der »Deutschen Zeitung«.)

Stc. München, 21. August.

Zu dem heutigen Hindenburg-Tage in München muß vor allem festgestellt werden, daß der Feldmarschall mit einer unbeschreiblichen Begeisterung durch die gewaltigen Menschenmassen begrüßt wurde, die die Ludwigsstraße zu beiden Seiten eingesäumt hielten. Dabei zeigte die Stadt reiche Flaggengala in Weiß-blau und Schwarz-weiß-rot. Andere Farben waren nirgends zu sehen. Den einen Höhepunkt der Feierlichkeiten bildete die Begrüßung des großen Heerführers durch die Münchener Garnison der Reichswehr, die in der Akademiestraße aufgestellt war. Hindenburg, der in großer Generalfeldmarschall-Uniform erschien, mit ihm sein getreuer General Ludendorff, schritt die Front ab, worauf der General v. Möhl eine Ansprache hielt, die in einem begeisterten »Hoch« auf den Feldmarschall ausklang, in das die Menge jubelnd einstimmte, worauf das Deutschland-Lied gesungen wurde. Der Generalfeldmarschall dankte mit einer kurzen warmempfundenen Rede, die er mit einem Hurra auf unser teures deutsches Vaterland schloß. Dann defilierten die Truppen im Parademarsch an ihm vorbei.

Im Armee-Museum war der zweite Höhepunkt. Dort fand ein feierlicher Empfang statt, zu dem u. a. Kronprinz Rupprecht, Generalfeldmarschall Prinz Leopold, die Prinzen Ludwig, Ferdinand,

Alfons und Adalbert erschienen waren, dazu das Offizierkorps der ehemaligen bayerischen Armee in reicher Zahl, die vaterländischen Verbände usw. Hier feierte zuerst der bayrische Kronprinz den Feldmarschall, dem er zum Schluß namens der alten Armee den unauslöschlichen Dank aussprach. Generalfeldmarschall von Hindenburg fand herzliche Worte der Erwiderung und ließ die alte bayrische Armee und ihren erhabenen Führer hochleben.

Den Nachmittag und Abend verbrachte er bei Ludendorff auf Ludwigshöhe bei München. Für die wirklich hinreißende Begeisterung, mit der man den greisen Feldmarschall aufnahm, ist es überaus bezeichnend, daß nicht einmal die mehrheitssozialistische »Post« es wagte, sich durch Mißtöne bemerkbar zu machen. Auch sie feierte ihn als großen Feldherrn, dem es vor allem zu verdanken war, daß von Deutschlands Boden die Kriegsschrecken ferngehalten wurden. Bei der Abfahrt der Prinzen kam es auch zu begeisterten Kundgebungen für das angestammte Königshaus.

Im Armee-Museum ereignete sich leider ein unliebsamer Auftritt vor dem Erscheinen Hindenburgs. Die peinliche Szene wurde durch den ehemaligen Hauptmann Schützinger provoziert. Infolge seiner leidenschaftlich betätigten militärfeindlichen Propaganda, seiner Angriffe auf das Offizierkorps, wird er von diesem schon seit langem ganz geschnitten. Trotzdem schmuggelte er sich in Zivil in das Armee-Museum ein, wo man ihn bald erkannte. Die Empörung der Offiziere über sein Erscheinen war so groß, daß Schutzleute ihn in Sicherheit bringen mußten.

•

Der verprügelte Münchener Korrespondent des einst von den Militärs geschätzten »Vorwärts« berichtet über seine Niederlage durch eigenen Drahtbericht wie folgt:

> München, 21. August. (Eigener Drahtbericht.) Der heutige Hindenburg-Besuch wurde zu einem nationalistischen Aufmarsch. Vor dem Armee-Museum hatte sich mit Helm

und Säbel, Zylinder und Regenschirm alles angesammelt, was die Wiederkehr des militaristischen Zeitalters ersehnt. Die Feier wurde durch die Beschlagnahme Hindenburgs durch Herrn v. Kahr und seine vaterländischen Verbände völlig zu einer Parteisache gemacht.

Eingeleitet wurde das Fest durch die Mißhandlung des »Vorwärts«-Berichterstatters. Dieser wurde von Beamten der Sicherheitspolizei erkannt und dem Festkomitee angegeben. Das Komitee, ein Feldmeister in Uniform an der Spitze, mißhandelte höchstselbst unseren beruflich anwesenden Vertreter und rief mit lauter Stimme die verhetzte Menge zum Angriff auf unseren wehrlosen Korrespondenten auf. Blutig geschlagen wurde er von den Schupobeamten in Schutzhaft genommen. So begann der Hindenburg-Empfang der Ordnungszelle München. (»Vorwärts«, 21. 8. 1922.)

•

Diesen Dokumenten ein Wort der Kritik hinzufügen? Soll man eine arme Leiche, die schon an allen Gliedern fault, noch verhöhnen? Diese Republik ist kaum noch ein Gelächter und eine Scham. Ein Wink von Stinnes, und Herr von Seeckt, der militärische Oberbefehlshaber dieser Republik, kippt sie um.

Stinnes jedoch winkt noch nicht. Und Wilhelms treuer General, der kluge Beschützer des steckbrieflich verfolgten Urhebers der Organisation C, des Kapitäns Ehrhardt, bleibt mäuschenstill und bereitet weiter vor. Weshalb auch losschlagen? Sind sie nicht schon in Wirklichkeit die Herren in dieser Republik?

Wer regiert? Stinnes oder Wirth? Seeckt oder der Herr Geßler? Ja, der Tausendkünstler Stinnes, ein Klassenkämpfer hohen Ranges, schiebt endlich die Kulissen beiseite, macht sich selbst zu Rathenaus Nachfolger, wird sein eigener Kanzler, schaltet die Regierenden aus, und gründet — als erste Leistung seiner Kanzlerschaft — die völkerversöhnende, neiderregende Wiederaufbaugesellschaft »Hoch und Tief«... Auf daß er hoch und die anderen tief zu liegen kommen.

# ZUR NÜRNBERGER HOCHZEIT
## VON ROSA LUXEMBURG

Hier sollen Worte Rosa Luxemburgs stehen, die sie vor zwanzig Jahren und länger angesichts der sozialistischen Krise in Frankreich im wissenschaftlichen Organ der deutschen Sozialdemokratie veröffentlicht hat. Nichts Aktuelleres denkbar als die Zusammenfassung dieser Aufsätze, deren Neudruck unter dem treffenden Titel: »Koalitionspolitik oder Klassenkampf?« in den nächsten Tagen — noch grade recht als Gratulationskind für das Nürnberger Einigungsfest — erscheinen wird. Herausgegeben von der Vereinigung internationaler Verlagsanstalten, Berlin, eingeleitet von Paul Frölich.

Leider kann ich das 104 Seiten starke Buch hier nicht ganz abdrucken. Excerpte aus den einzelnen Kapiteln jedoch werden schon verraten, mit welcher Unerbittlichkeit Rosa Luxemburg die Probleme des französischen Sozialismus sah, analysierte und zu lösen suchte. Jeder Unbefangene wird erkennen, wie die Verhältnisse der französischen Kapitalisten-Republik um 1900 unsere von 1922 geworden sind, wie mutatis mutandis die Entwicklung des Präsidenten und ehemaligen Sozialistenführers Millerand, der des Fritz Ebert, des Präsidenten des Deutschen Reiches, ähnelt, ja wie sie unter denselben Parolen, mit denselben Begründungen, mit derselben zähen Energie die Erkletterung des höchsten Staatsamtes und ihren Verrat an der Arbeiterschaft zu verdecken gesucht haben.

Kein Ei gleicht dem andern so wie diese beiden Brüder. Aber das Genie des revolutionären Kämpfers, das in dem zarten Körper Rosa Luxemburgs lebte, begnügt sich nicht, die Renegaten der Arbeiterklasse zu verspotten. Es durchleuchtet die Zusammenhänge, zeichnet mit noch heute wohltuender Schärfe die Struktur der politischen, sozialen, kulturellen, wirtschaftlichen Verhältnisse Frankreichs, die zu dem später nach Millerand getauften Ministerialismus führen mußten. Ursache und Wirkung zu ergründen, war Ziel ihrer Untersuchung.

Die Ergebnisse, die sie fand, sind so erstaunlich in ihrer Treffsicherheit, daß — liest man sie heute und hat man das Elend der deutschen Arbeiterparteien vor Augen — man jeden Augenblick versucht ist, auszurufen: Tout comme chez nous! (Alles wie bei uns!)

Hier ist alles schon dagewesen: »die Regierung der republikanischen Verteidigung«, der Kampf gegen den Radikalismus, die Sozialreformen der Regierungssozialisten im Bunde mit dem Kapital, und schließlich der Einigungskongreß. Nürnberg hieß damals Lyon.

Rosa Luxemburgs Kampfschrift aus dem ihr von Noske-Offizieren bereiteten Grabe sollte als Hochzeitsgeschenk allen Gästen des Nürnberger Einigungskongresses auf den Tisch gelegt werden. Fassen sie's an, so werden sie sich wenigstens die Finger daran verbrennen. Ein Gespenst steigt auf. Keine Furcht, daß diese Gesellschaft noch in letzter Minute auseinanderstiebe! Zu abgebrüht, zu stumpf geworden, zu sehr dem Druck der als notwendig angesehenen Kompromisse unterliegend, zu kleinbürgerlich zu schwach, um aufrichtig und konsequent zu sein, werden sich Anhänger der Diktatur des Proletariats, Verfechter des Klassenkampfs (in Worten) vermählen mit den seit acht Jahren tüchtigsten, arbeitsamsten, fleißigsten Dienern des deutschen Bürgertums, deren Leistungen mit Recht dergestalt anerkannt wurden, daß sie, einst vaterlandslose Gesellen, zu kaiserlichen Ministern avancierten, oder jetzt – unter Stinnes als Generaldirektor – Geschäftsführer dieser bankrottierenden kapitalistischen Republik sein dürfen.

Der Fall Millerand bildet die erste interne Frage der sozialistischen Bewegung eines Landes, die allgemeines internationales Interesse beansprucht und zum Gegenstand der Beratungen eines internationalen sozialistischen Kongresses wurde. Leider hat der Pariser Kongreß seine Aufgabe mehr als Theoretiker denn als praktischer Politiker aufgefaßt und der allgemeinen theoretischen Beantwortung der neunten Frage seiner Tagesordnung nicht eine ausdrückliche Stellungnahme zum Falle Millerand hinzugefügt. Jede Resolution allgemeinen Charakters gibt, ob sie mehr oder weniger glücklich gefaßt ist, Deutungen und Auslegungen Raum. So haben sich denn auch gleich nach dem Kongreß Jaurès in Frankreich und Bernstein in Deutschland beeilt, den Ausgang des Pariser Kongresses als einen für Millerand günstigen hinzustellen, endlich tritt auch Vollmar in dem Dezemberheft der »Sozialistischen Monatshefte« auf, um Kautskys Kompetenz in der Auslegung der Kautskyschen Resolution zu bestreiten und letztere als einen Sieg Millerands auszulegen. Insofern v. Vollmar seiner eigenen Begeisterung über die Ministerschaft Millerands und ihre gesegneten Folgen für den Sozialismus Ausdruck gibt und mit einem Seufzer erklärt, daß die deutsche Sozialdemokratie leider sehr weit hinter den Fortschritten des französischen Sozia-

lismus zurückgeblieben ist, so liegt darin nichts besonderes. Wir haben nie gezweifelt, daß es auch in unseren Reihen schöne Helenas gibt, die wohl in ähnlichen Verhältnissen bereit wären, wenn nur der Paris auf sie ein gnädiges Auge wirft, sich von ihm entführen zu lassen, und wir können auch sagen, wie seinerzeit der kluge Itzig, als man ihn frug, ob so ein französisches Panama wohl in seiner Heimat Galizien möglich wäre: »Die Leute — die würden sich schon finden, bloß der Kanal fehlt.«

## DIE REGIERUNG DER REPUBLIKANISCHEN VERTEIDIGUNG

Der Eintritt Millerands ins Ministerium wird von Jaurès und seinem Anhang durch drei Momente begründet: durch die Notwendigkeit, die Republik zu verteidigen, durch die Möglichkeit, soziale Reformen zum Wohle der Arbeiterklasse durchzuführen, endlich durch die allgemeine Auffassung, wonach die Entwicklung der kapitalischen Gesellschaft zum Sozialismus ein Übergangsstadium erzeugen muß, in dem die politische Herrschaft von der Bourgeoisie und dem Proletariat gemeinsam ausgeübt wird, was äußerlich in dem Anteil der Sozialisten an der Regierung zum Ausdruck kommt.*)

*) Prophetisch nahm Rosa Luxemburg mit diesen Sätzen Karl Kautskys neueste Leistung vorweg, die er seinem letzten Elaborat: »Die proletarische Revolution und ihr Programm« auf Seite 166 einverleibte. Hier kehrt er Marxens berühmten Satz von der Übergangsperiode, deren Staat nichts anderes sein könne, als »die revolutionäre Diktatur des Proletariats,« einfach um in die jämmerlichste Formel einer Rechtfertigung der Noske-Sozialisten. Der Verfasser des »Wegs zur Macht« erniedrigt sich zum Historiographen der Stinnes-Republik. Er gibt ihr die Begründung. Wörtlich schreibt er:

»In seinem berühmten Artikel »Zur Kritik des sozialdemokratischen Parteiprogramms« sagt Marx:

Der Zeit nach ist der Hinweis auf die Verteidigung der Republik zuerst ins Feld geführt worden.

»Die Republik ist in Gefahr!« Daher war es notwendig, daß ein Sozialist zum bürgerlichen Handelsminister wurde. Die Republik ist in Gefahr! Deshalb mußte der Sozialist nach der Niedermetzelung streikender Arbeiter auf der Insel Martinique und in Chalon im Ministerium bleiben. Die Republik ist in Gefahr! Infolgedessen mußte die Enquete über diese Metzeleien abgelehnt, die parlamentarische Untersuchung der Kolonialgreuel verworfen, das Amnestiegesetz angenommen werden. Alles Tun und Lassen der Regierung, alle Abstimmungen und Stellungnahmen der Sozialisten werden durch die Rücksichten auf die bedrohte Republik und ihre Verteidigung begründet.

•

Die Geschicke der sozialistischen Einigkeit, die eines der wichtigsten Probleme des Sozialismus darstellt, hängen naturgemäß mit der inneren Entwicklung der Arbeiterbewegung zusammen.

Sobald die Notwendigkeit des politischen Kampfes zu einem der Grundsätze des Sozialismus geworden war, wurde sie zugleich zur Voraussetzung der Einigkeit unter den Sozialisten und zur Scheidewand zwischen Sozialdemokraten und Anarchisten. Marx selbst, dessen ganze Kraft in der alten Internationale sieben Jahre lang auf das Zusammenhalten der buntscheckigen Elemente

---

»Zwischen der kapitalistischen und der kommunistischen Gesellschaft liegt die Periode der revolutionären Umwandlung der einen in die andere. Dem entspricht auch eine politische Übergangsperiode, deren Staat nichts anderes sein kann, als die revolutionäre Diktatur des Proletariats.«

Diesen Satz können wir heute auf Grund der Erfahrungen der letzten Jahre für die Frage der Regierung dahin variieren, daß wir sagen:

»Zwischen der Zeit des rein bürgerlich und rein proletarisch regierten demokratischen Staates liegt eine Periode der Umwandlung des einen in den anderen. Dem entspricht auch eine politische Übergangsperiode, deren Regierung in der Regel eine Form der Koalitionsregierung bilden wird.« (Das hätte Marx erleben müssen!)

des Sozialismus gerichtet war, führte zum Schlusse eine Spaltung mit den Bakunisten herbei und zeigte damit, daß zur Grundlage der sozialistischen Einigkeit die Gemeinsamkeit des sozialistischen Endziels allein unzureichend, vielmehr auch noch die gleichartige Auffassung vom Kampfe um dieses Endziel erforderlich ist.

•

In der Tat, was würde heute eine Einigung aller Sozialisten in Frankreich ergeben? Sehen wir ab von der grundsätzlichen Verschiedenheit der Auffassung, die in der Praxis ein Gebilde schaffen mußte, das nicht leben und nicht sterben könnte. Mit einer noch so abweichenden Richtung ist eine Verständigung mehr oder weniger möglich, wenn sie etwas bestimmtes, scharfumgrenztes, formfestes darstellt. Aber die Vereinigung mit dem rechten sozialistischen Flügel in Frankreich, das wäre heute eine Vermählung mit dem Chaos.

•

Sich unter den gegebenen Verhältnissen mit den Anhängern des ministeriellen Sozialismus vereinigen, hieße nur die Verantwortlichkeit für ihre Politik übernehmen und zugleich ihr gegenüber machtlos bleiben.

•

Die Schule Jaurès' hat an Stelle der sozialistischen Prinzipienpolitik die Politik der greifbaren Erfolge und an Stelle der selbständigen Klassenaktion des Proletariats die Aktion sozialistischer Minister im Namen des Proletariats gestellt. Es genügten fünf Jahre der ungehinderten Verbreitung dieser Lehren unter den Auspizien der offiziellen geeinigten sozialistischen Partei, und der Sozialismus ist in Frankreich ruiniert.

•

Praktische Erfolge? Aber diese kann der Arbeiter von bürgerlichen Parteien in viel höherem Maße erwarten, als von »Arbeitervertretern«, die sich von den bürgerlichen Politikern in nichts unterscheiden, als daß sie nebenbei auch noch vom Sozialis-

mus schwatzen! Ministerielle Sozialreformen? Aber ein jeder zäsaristischer Prätendent, jeder Abenteurer kann ein viel reichlicheres Quantum Sozialreformen »von Oben« versprechen, als ein armseliger republikanischer Minister? Fünf Jahre der Experimente auf diesem Gebiet, und die französische Arbeiterklasse ist politisch bis auf die Knochen korrumpiert, zum geeigneten Werkzeug für alle bürgerlichen Erfolgspolitiker, Sozialreformer, für alle zäsaristischen Spekulanten degradiert.

•

Seit Newton durch den Fall eines Apfels auf seine Weltentheorie gebracht wurde, scheint es Gesetz zu sein, daß sich Menschen nicht eher über die einfachsten Vorgänge klar werden, als bis ihnen faule Äpfel auf die Nase regnen.

Immerhin dürfte bald auch die Zeit da sein, wo über den Ministerialismus nur eine Stimme der Verurteilung herrschen und wo, mit der bekannten psychologischen Erscheinung, kein Mensch wird überhaupt je anderer Meinung hierüber gewesen sein wollen. Bevor jedoch die sozialistische Internationale über das große opportunistische Experiment Frankreichs endgültig zur Tagesordnung übergeht, wäre es für sie unbedingt notwendig, aus diesem Experiment zu lernen. Die dreijährige Periode des Millerandismus in Frankreich ist unseres Erachtens ein ebenso wichtiger Merkstein in der Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung, wie es im anderen Sinne die zehn Wochen der Pariser Kommune von 1871 waren.

•

Wir müssen zugeben: Rosa Luxemburg hat sich geirrt. Die sozialistische Internationale ist über das große opportunistische Experiment Frankreichs nicht nur nicht zur Tagesordnung übergegangen, sie hat aus ihm auch nicht gelernt, sie ist vielmehr in zwei Jahrzehnten diesen Weg weitergegangen, der Millerandismus wurde populär, er wirkte nicht abschreckend, sondern steckte an. Und der revolutionäre Optimismus, der annahm, daß bald die Zeit da sei, wo über den Ministerialismus nur eine Stimme der Verurteilung herrschen würde, ist durch die Tatsachen widerlegt. — Auf Frankreich folgte Italien, Schweden, und seit dem Zusammenbruch erfreuen wir uns fast in allen Ländern Europas

der Existenz sozialdemokratischer Minister. Seit 1918 übertrumpfte Deutschland, das über alles, über alles triumphieren muß, den Millerandismus durch das Nosketum. Die Galerie sozialistischer Minister in der bürgerlichen Demokratie dieses Deutschen Reiches ohne Wilhelm ist kaum noch überblickbar. Die Herren Ebert, Scheidemann, Landsberg, Wolfgang Heine, Südekum, Severing, Koester sind alle bereits den Weg Millerands gegangen. Noch nicht genug damit: über drei Jahre Herrschaft dieser verbochten Millerands haben bei der deutschen Arbeiterschaft nicht erwirkt, aus dem Experiment zu lernen. Vielmehr drängen sich jene Unabhängigen, die bisher schrieen: »Mit Volldampf für unentwegten Klassenkampf!« an die Regierungspaläste, wollen hinein, um mitzuexperimentieren an der Koalition zwischen Bürgertum und seinem Todfeind, dem Proletariat.

Verantwortungslos und töricht schiene es mir, würde man diese ungeheuer wichtige, entscheidungsschwere, tragische Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung nur mit billigem Spott begleiten. Allzu viel steht auf dem Spiel. Tatsachen von noch nicht übersehbarer Tragweite vollziehen sich. Schmerz und Scham mag ein alter Revolutionär wie Ledebour empfinden, das jüngste und frischste Temperament unter den müden, vergreisten, abgestumpften, verullsteinten Führern. Wird er allein herausragen, übrigbleiben, mit einer kleinen Schar Getreuer? — Die U. S. P. ist am Ziel. Sie hat sich zu Tode gesiegt. Ihr Grab findet sie in der S. P. D. und ihre Grabschrift schreibt Noske: Weil sie Pleite war, gab sie ihren Geist auf, und kam zu uns. So geht es allen Sündern. Reumütig kehren sie nach einem nutzlosen Dasein in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurück.« Amen!

## DER SÜDDEUTSCHE REVENTLOW

Er heißt Coßmann. Sieht garnicht reventlöwisch aus. Eher: das Gegenteil. Hakenkreuzlern, die ihm begegneten, müßte er ausweichen, denn er ist klein, hat einen stark assyrisch aussehenden schwarzen Umhängebart, seine Art verrät nicht den stolzen germanischen Recken, den er mimt, und — wenn man nachschlägt — findet man ihn gar im Semi-Kürschner, jenem trefflichen antisemitischen »Lexikon der Schriftsteller, Dichter, Bankiers, Geldleute, Ärzte jüdischer Rasse und Versippung, die von 1813—1913 in Deutschland tätig oder bekannt waren«. Ein unschätzbares Buch. Dort steht Coßmann, Paul Nicolaus, der deutschnationale Herausgeber der »Süddeutschen Monatshefte«, zwar mit einem Fragezeichen versehen, aber er steht drin und die Bitte ist hinzugefügt: weitere Mitteilungen erbeten!

Warum auch nicht? So wie Richard Wagner, der bis zu seinem 14. Jahre Richard Geyer hieß, den Deutschen ihr in Musik gesetztes Nationaldrama schenken mußte, so wie der ungarische Jude Trebitsch-Lincoln Kapps Genius wurde, so wie der strebsame Sohn eines frommen Wiener Israeliten, Herr

Karl Rosner, Wilhelms hoffnungsreichen Sohn befruchten darf,' — warum sollte es erstaunlich sein, wenn es zuträfe, daß die alldeutsche Philosophie erst eines tüchtigen jüdischen Managers bedurfte, um sie »wissenschaftlich vertieft«, volkstümlich für Demokraten und Sozialdemokraten gekocht — in die für den Krieg so notwendige Einheitsfront zu bringen? Es ist ihm gelungen. In seinen ursprünglich stinklangweiligen, edler Heimatskunst — je bodenständiger desto lieber — gewidmeten Monatsheften versammelte er plötzlich von August 1914 an die Repräsentanten des militärischen, intellektuellen, gewerkschaftlichen, politischen Deutschlands während der großen Zeit. Tirpitz und Timm (der Münchener Führer der Sozialdemokratischen Partei), Karl Peters und Konrad Haenisch, Bissing und Wolfgang Heine, alldeutsche Geschichtsprofessoren (Ed. Mayer, Marcks, Spahn, Goetz und viele andere) mit Georg Bernhard, Friedrich Thimme, Max Schippel, Arnold Rechberg, Martin Hobohm. Und über diesen besten Namen des wilhelminischen Deutschland schwebte unsichtbar der geschickte Kriegsredakteur, der jeden Monat ein Heft einem andern Feinde, den Kriegszielen oder den jeweilig ausgegebenen alldeutschen Parolen widmete.

Für heute daraus nur ein paar leckere Früchte:

Süddeutsche Monatshefte, Oktober 1914: »Das neue Deutschland«: An die im Feld Stehenden.

. . . Der Soldat sieht, was unsere Fürsten und unsere Offiziere für Leute sind, und der Offizier hat den Reserveoffizier und den Kaufmann schätzen gelernt. Wenn der Kaiser vorbereitet, empfindet der Arbeiter, daß dieser Mann seinem Herzen näher steht als die Bestien aus dem belgischen Proletariat, und der Kaiser empfindet gewiß, daß jeder von diesen Arbeitern mehr wert ist sein Freund zu sein als der König von England . . . Die Kampfesweise unserer Gegner, die uns am tiefsten hinabstoßen sollte, hat uns am höchsten erhoben. Durch sie ist vorgebaut der Gefahr aller Kriege, der Verrohung. Unsere Soldaten wollen siegen, aber als Deutsche siegen . . .

Karl Theodor Heigel: Ruhig Blut! Seite 9: Unsere Sache ist gerecht. So sagen freilich auch der Franzose und der Russe, der Brite und der schlitzäugige Japaner, und alle rufen Gott zum Zeugen an. Wir wollen den lieben Gott aus dem Spiel lassen, doch für unsere Sache zeugen zwei WUNDER: die Eintracht von Deutschen und Tschechen, Polen und Magyaren im Habsburgischen Lager und die Einigung der Parteien im Deutschen Reich, die noch vor wenigen Wochen auch der Vertrauensseligste für möglich gehalten hätte. Im Stand der Notwehr, zur Verteidigung unseres Landes, unseres Wohlstandes, unserer Kultur führen wir den Krieg, und es hat sich schon gezeigt, daß wir, was der alte Fritz das Mittel zum Siege nannte, die stärksten, das heißt die wehrfähigsten Bataillone haben . . .

Die Ansprüche werden sicher nicht niedriger gestellt werden, als den ungeheuren Opfern des Krieges entspricht und im Interesse der künftigen Sicherheit der Reichsgrenzen geheischt werden muß. Die dämliche Bescheidenheit des deutschen Michel gehört der Vergangenheit an . . .

Süddeutsche Monatshefte, November 1914: Jedes Volk hat seinen besonderen Nationalfehler, und der der Engländer ist die Unverschämtheit . . . So war es möglich, daß sie den deutschen Militarismus für die Sache einer Hofclique gehalten haben. So war es möglich, daß sie mit den Nachrichten über deutsche Grausamkeit — die von ihnen nie geglaubt, nur verbreitet wurden — neutrale Staaten meinten für den Krieg begeistern zu können . . .

Süddeutsche Monatshefte Dezember 1915: Den Krieg 1870 hat Deutschland auch nicht als Eroberungskrieg, sondern zur Verteidigung begonnen. Hätte uns das hindern dürfen, Elsaß-Lothringen zu nehmen? . . .

Aber darf man denn überhaupt »annektieren«? . . . Hat Bismarck für uns umsonst gelebt? Gewiß, es ist eine edle und große Arbeit, kommenden besseren Staatsformen nachzudenken und vorzuarbeiten. . . .

. . . Fremde Interessen haben uns jetzt nicht zu kümmern. Denn wenn die Waffen sprechen, hat Gott die Entscheidung zwischen den Völkern übernommen. wem er die Macht gibt, der muß sie gebrauchen.

•

Süddeutsche Monatshefte, Februar 1918: Großadmiral von Tirpitz: »Deutschland und die Belgische Frage«. . . . Belgien gab seine Neutralität einseitig auf, begann eine Politik »Groß-Belgien« und steuerte durch eigene Schuld seinem Verhängnis entgegen. . . .

Für England als Kopf eines transatlantischen Gebildes bedeutet Belgien bezw. die flandrische Küste nur eine Machtfrage dem europäischen Kontinent gegenüber, für uns aber, wie die Verhältnisse sich gestaltet haben, eine militärische und wirtschaftliche Existenzbedingung.

Admiral Graf Baudissin: »Die militärische Bedeutung der flandrischen Küste«, Seite 423: . . . Belgien ist im Jahre 1830/31 als Kunstprodukt geboren, weil keiner es dem anderen gönnte. Ein belgisches Volk hat es nie gegeben und gibt es auch heute nicht.

E. Krumm, sozialdemokratischer Stadtverordneter in Gießen: »Kann Belgien neutral sein?«, Seite 429: . . . In irgend einer Form (sie zu wählen ist Sache unserer Staatsmänner) muß dieses politisch und wirtschaftlich wichtige Land deutschem Einfluß unterstellt werden. An der Böswilligkeit Englands und Frankreichs, uns auch nach dem Kriege zu schädigen, ist nicht zu zweifeln, deshalb müssen wir unseren Interessenbezirk auch nicht um einen Quadratmeter verkleinern lassen, zu dem uns nicht ein Sieg der Entente zwingt. Wirtschaftlich und politisch muß Belgien, nicht in letzter Linie aus Interesse der deutschen Arbeiter, unter unserem Einflusse bleiben. . . . Als Sozialdemokrat sage ich den feindlichen Parteigenossen: »Auf keinen Fall verfahren wir mit Euch schlimmer, wie Euer Land mit uns nach einem siegreichen Kriege verfahren

würde«. Wer uns zu ferneren schweren Opfern zwingt, soll den angerichteten Schaden tragen, sei es in Geld, Rohstoffen oder Siedelungsland. Davon kann Belgien unter keinen Umständen ausgenommen werden.

Im Februar 1918!

So dachten, so sprachen, so agitierten sozialdemokratische Partei- und Gewerkschaftsführer im vierten Jahre des Massenmordens zusammen mit alldeutschen Politikern, Admirälen, Offizieren, Professoren, Dichtern und Künstlern. Belgien muß dem deutschen Einfluß unterstellt werden, sagt der Sozialdemokrat. Und fügt entschuldigend hinzu: »Auf keinen Fall verfahren wir mit Euch schlimmer, wie Euer Land mit uns nach einem siegreichen Kriege verfahren würde.« Da Hindenburgs und Ludendorffs Wille zum weiteren Morden nicht ausreichte, die Macht fehlte, Belgien Deutschland einzuverleiben, müßten die Kriegssozialisten à la Krumm und die Coßmänner doch wenigstens vor der Konsequenz der Tatsachen und ihrer eigenen Worte Achtung haben, sie müßten (sollte man annehmen), wenn sie einen Funken von Mut gegen sich selbst hätten, feststellen: »Wir hätten's mit Euch genau so gemacht!« Statt dessen treiben diese Kriegshetzer und Kriegsverlängerer seit dem Zusammenbruch ihrer Militärs die Heuchelei und die Entrüstung als Geschäft. Enthüllen Poincarés Niedertracht, bringen ein ganzes Heft: »Der große Betrug« und meinen die anderen, machen Gegenrechnungen auf, spüren den Wurzeln des Weltkrieges nach, stempeln einen der edelsten Menschen, die je — seit Hölderlin — unter diesen Boches zu leben verurteilt waren, zu einem Fälscher, Betrüger, Verräter. Und tun das alles mit Hilfe und unter Duldung der geistigen und politischen Führer dieser Nation.

Hier aus diesem Humus keimte das München von heute. Hier ist der Graf Arco geistig zu Hause, hier schickt dem Mörder Herr Erhard Auer, der oberste Leiter der sozialdemokratischen Partei, ein Blumenbouquet ins fidele Gefängnis. Hier, in diesem Eden der »idealistischen« Reaktion, dichtet Herr Thomas Mann, hier lehren Historiker, Akademieprofessoren den Haß gegen die Republik. Und die geschlagenen Halbgötter des Weltkrieges finden hier ihr Walhall. Held Coßmann aber lacht. Wenige nur wissen, wie er dieser Entwicklung vorgearbeitet hat. Der Geist der »Süddeutschen Monatshefte« hat sich durchgesetzt. Die deutsche Welt erobert. Wenigstens die maßgebende in dieser Republik. Ludendorff, Tirpitz, Kahr, Paulhaber, das sind die Götter, zu denen Deutschland wieder beten lernen muß, will es von Berlin genesen. Und so ist es gekommen, daß die »Süddeutschen Monatshefte« — früher ein Organ, das nicht leben und nicht sterben konnte — im Kriege und erst recht in dieser Republik infolge der Tüchtigkeit seines Herausgebers zu der meistgelesenen politischen Revue mit einer Rieseninseratenplantage werden konnte. Revolutionäre Publizisten, wie Eisner, Landauer, wurden erschlagen. Publizisten, wie Ludendorff, Coßmann, werden geehrt, verdienen Millionen. Die Republik sorgt für das Wohl ihrer Feinde. So kriegt's jeder, — wie er's verdient. Suum cuique, sagte ein Saupreuße.

# FORUM-KALENDER

Das nach dem »Vorwärts« wichtigste und größte Organ der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, das »Hamburger Echo« vom 14. Juli 1917:

## DIE POLITIK DES KAISERS

Der Deutsche Kaiser steht jetzt im dreißigsten Jahre seiner Regierungszeit. Während dieser langen Periode hat sein Verhältnis zu den arbeitenden Klassen des Landes sich mehrfach gewandelt. Der Beginn seiner Regierung ist gekennzeichnet durch den Geist jener Februarerlasse, durch die das Werk der Arbeiterschutzgesetzgebung eingeleitet wurde. Dem Kaiser aber, dem es mit seiner Absicht, eine Versöhnung der sozialen Gegensätze herbeizuführen, heiliger Ernst gewesen sein möchte, sah sich enttäuscht. Das Mißtrauen, mit dem man ihm begegnete, ward von ihm redlich erwidert.... Bebel ließ dem guten Willen, der ehrlichen Überzeugung des Kaisers volle Gerechtigkeit widerfahren.... Der Kaiser übte weitgehendste Zurückhaltung und setzte mit seinem Ausspruch vom 4. August 1914: Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche, gewissermaßen einen Strich über alles Vergangene. Was Fürst Bülow in seinem »Weg zur politischen Reife« als größere Kunst, die dem Deutschen oft gefehlt, bezeichnet: mit sicherem schöpferischem Instinkt politisch das Rechte auch ohne Nachdenken und ohne Grübeln zu tun, das ist Wilhelm II. in jenen schicksalsschweren Stunden ohne Zweifel gelungen.

On revient toujours sur ses premiers pas — sagte ein französisches Sprichwort. Man kommt immer wieder auf seine ersten Schritte zurück. Diese Wahrheit hat sich auch an Kaiser Wilhelm erfüllt. Mit seinem Erlaß vom 11. Juli 1917 kehrt er in die Wegspuren zurück, die sein Februarerlaß von 1890 hinterlassen. Erneut wirbt er um das Vertrauen der arbeitenden, unbemittelten Klassen. In sechsundzwanzig Friedensjahren und drei Kriegsjahren haben Kaiser und Volk sich allmählich so weit kennen gelernt, daß die Wiederkehr des alten Mißtrauens heute wohl von beiden Seiten nicht gewünscht wird.

Es wird trotzdem an Versuchen nicht fehlen, solches Mißtrauen von neuem zu säen. Den von keiner

tieferen Kenntnis des deutschen Wesens getrübten Ratschlägen und Mahnungen des feindlichen Auslandes, wie sie besonders in der Kriegserklärung Wilsons uns erteilt wurden, kann man kühl bis ans Herz hinan gegenüberstehen. Sie machen keinen Eindruck in Deutschland. Aber wir hoffen, daß auch die Volksfeinde bei uns zu Hause kein Glück beim Ausstreuen ihrer Drachensaat haben werden. Gewiß vermeiden sie sorglich, den Kaiser direkt anzugreifen, sie haben den Kanzler, an den sie ihren Zorn austoben könnnen. Doch wird schließlich nicht verborgen bleiben, daß Wilhelm II. ein Monarch ist, den man nicht gut als Schattenkaiser behandeln kann.... Wir glauben nicht, daß der sogenannte Zickzaokkurs, den man vielfach auf die Regierungszeit Wilhelm II. angewandt hat, ihm persönlich zur Last fällt, meinen vielmehr, daß seiner ganzen Charakterveranlagung ein beharrliches Streben nach bestimmten Zielen entspricht. Wenn trotzdem seine Politik sich im Zickzack zu verlaufen schien, so liegt das unseres Erachtens an den Widerständen, die sein Wille oft bei andern Objekten der Gesetzgebung gefunden hat. Wir brauchen nur zu erinnern an den Widerstand, den seine Pläne zur wirtschaftlichen Hebung Preußens bei den preußischen Konservativen gefunden haben. Wenn aber diese Kreise sich berufen fühlen, die Willensfreiheit des Monarchen einzuschränken, so ist nicht einzusehen, warum die übrigen Parteien von jedem Einfluß auf die Entscheidungen der Krone ausgeschlossen sein sollen.

Daß die deutsche Sozialdemokratie unbeschadet ihrer demokratischen Grundsätze nicht darauf erpicht ist, aus Deutschland eine Republik zu machen, am allerwenigten eine bürgerliche Republik nach französisch-amerikanischem Muster, ist oft genug gesagt worden. Bleiben der deutsche Kaiser und seine Nachfolger den Grundsätzen treu, die erneut in der Osterbotschaft und im Julierlaß ausgesprochen sind, so wird in den kommenden Zeiten die Monarchie Deutschlands auf den Schultern der Millionen werktätiger Männer, die nun zu voller staatsbürgerlicher Gleichberechtigung gelangen sollen, mindestens ebenso fest und sicher ruhen, wie auf den gekrümmten Rücken jener altpreußischen Granden, deren Königstreue jedesmal zu wackeln beginnt, wenn der König nicht ihren Willen tut.

# BÜCHER, DIE DAS FORUM ERHIELT

Hier stehen die Titel der Schriften, die dem Forum zur Besprechung geschickt wurden. Ein Werturteil wird damit nicht gefällt, obschon in diese Liste nur solche Bücher aufgenommen werden, die Anspruch auf das Interesse der Leser des Forums haben. Eine ausführliche Analyse und Wertung bleibt vorbehalten.

L. TROTZKI: Zwischen Imperialismus und Revolution. Die Grundfragen der Revolution an dem Einzelbeispiel Georgiens. Verlag Carl Hoym Nachf., Hamburg.

JACK LONDON: Wolfsblut. Verlag von Fr. Ernst Fehsenfeld, Freiburg i. Br. Ein außerordentliches Buch. Unheimlich. Stark. Echt.

AUGUST STRINDBERG: Moses / Sokrates / Christus. Eine welthistorische Trilogie. Georg Müller-Verlag, München.

MARCEL MARTINET: La nuit. Pièce en cinq actes. Édition Clarté, Paris.

ALEXANDRE MERCEREAU: Les Pensées choisies. Zwei Bände. Eugène Figuière, Éditeur, Paris.

ARTHUR RANSOME: Die Krisis in Rußland. Franz Ludwig Habbel-Verlag, Regensburg.

ALEXANDER CARTELLIERI: Geschichte der neueren Revolutionen vom englischen Puritanismus bis zur Pariser Kommune (1642—1871). Verlag der Dykschen Buchhandlung, Leipzig.

DIE HEILIGEN SCHRIFTEN DES ALTEN BUNDES. Aus dem kritisch wiederhergestellten hebräischen Urtexte übersetzt und kurz erläutert von Dr. Nivard-Schlögl. Zwei Bände. Burgverlag, Wien.

ANATOLE FRANCE: Professor Bergeret in Paris. Roman. Musarion-Verlag, München.

ADAM H. MÜLLER: Die Elemente der Staatskunst. Zwei Bände. Wiener Literarische Anstalt G. m. b. H., Wien und Leipzig.

FERDINAND LASSALLE: Nachgelassene Briefe und Schriften. Herausgegeben von Gustav Mayer. 1. und 3. Band. Deutsche Verlags-anstalt, Stuttgart. 1. Band: Briefe von und an Lassalle bis 1848, 3. Band: Der Briefwechsel zwischen Lassalle und Marx.

FRITZ BRUPBACHER: Marx und Bakunin. Ein Beitrag zur Geschichte der Internationalen Arbeiter-Assoziation. Aktions-Verlag, Berlin.

KARL RADEK: In den Reihen der deutschen Revolution 1909—1919. Kurt Wolf-Verlag, München.

MAX HERRMANN-NEISSE: Die bürgerliche Literaturgeschichte und das Proletariat. Verlag der Aktion, Berlin.




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05543 0055

